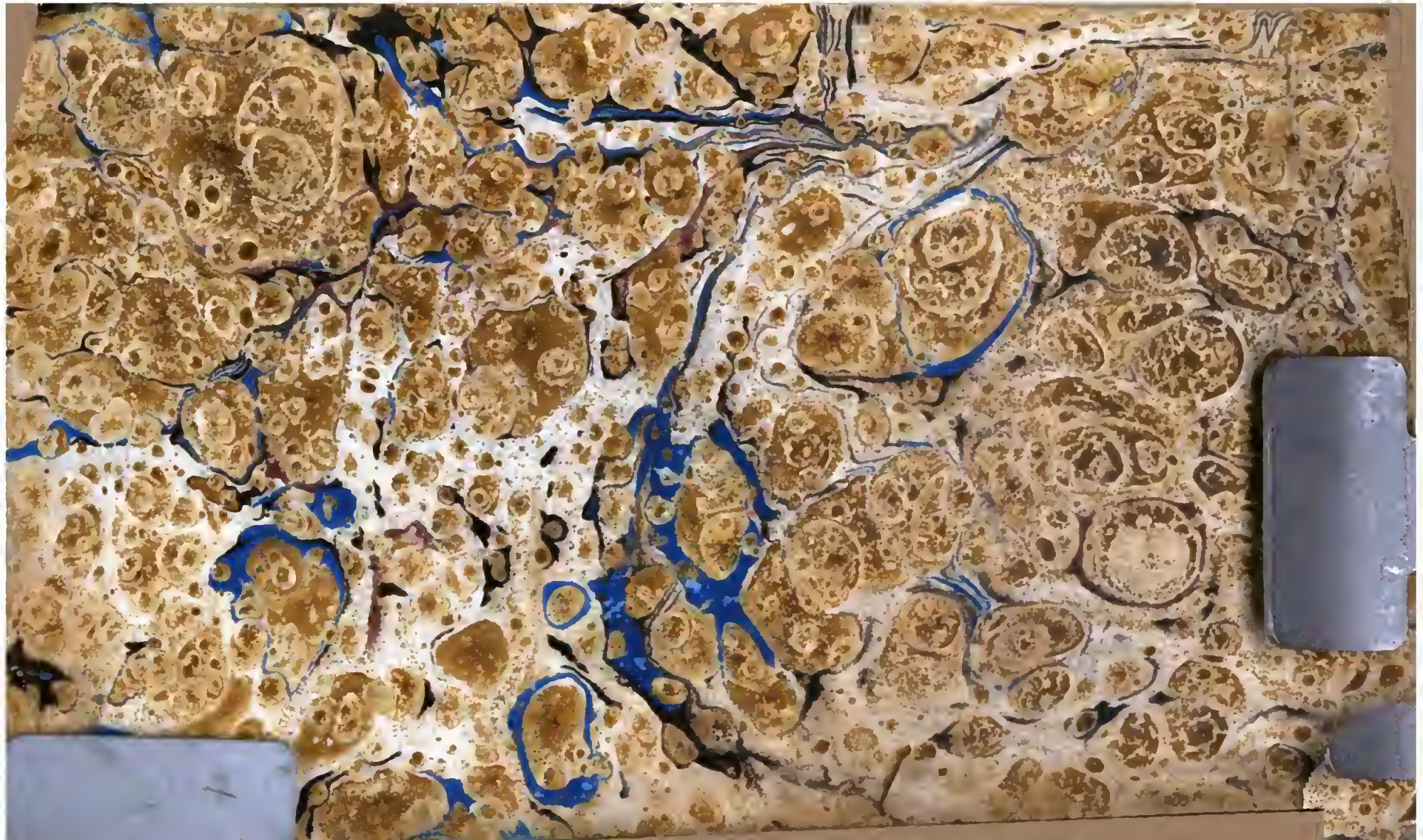
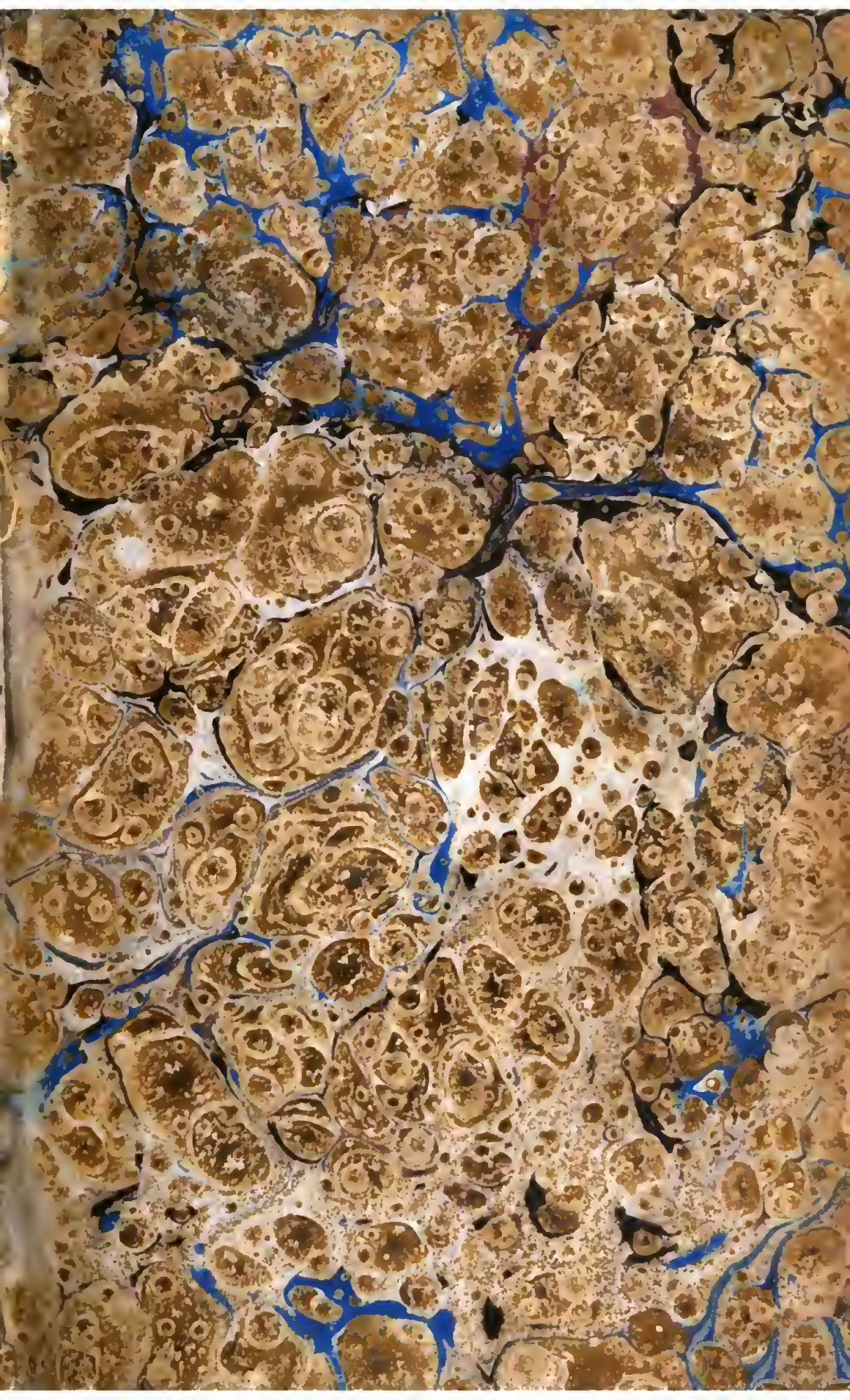




H. P 735 2
17
Biogr. c. 24-3

<36621506580010

<36621506580010

Bayer. Staatsbibliothek

~~Hist lit univ vit erud gen 570.~~
~~124~~. ~~f~~.

Biogr. coll. 24.

Histor.
Biogr. Lex.

71

Interessante

# Lebensgemälde

der

denkwürdigsten Personen

des

achtzehnten Jahrhunderts

von

Samuel Baur,

Prediger in dem Dorfe Göttingen, ohnweit Ulm.

---

Dritter Theil.

---

Leipzig,
bei Georg Voß.
1804.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

# Inhalt.


I. Oberhäupter der Kirche.

Clemens der Vierzehnte. Römischer Pabst. Seite 3

Pius der Sechste. Römischer Pabst. . . . 31

II. Fürstinnen.

Katharina die Erste. Kaiserin von Rußland. . . 78

III. Unglückliche Fürstensöhne.

Iwan der Dritte. Kaiser von Rußland. . . . 90

IV. Tyrannen.

Muley Ismael. Kaiser von Marokko. . 117

V. Opfer des Fanatismus.

Johann Calas. Kaufmann in Toulouse. . 122

VI. Staatsminister.

Wilhelm Dubois. Kardinal und Premierminister von Frankreich. . . . . 139

Johann Friedrich, Graf von Struensee. Königl. Dänischer geheimer Kabinetsminister. . 158

VII. Politische Volksredner.

Edmund Burke. Parlamentsredner in London. . 184

Gabriel Honorius Riquetti, Graf von Mirabeau. Mitglied der Nationalversammlung in Paris. . 210

VIII. Preußische Generale.

Kurt Christoph, Graf von Schwerin. Königl. Preuß. Generalfeldmarschall. . . . 229

Friedrich Wilhelm von Seydlitz. Königl. Preuß. General von der Kavallerie. . . 254

IX. Kaiserliche Generale.

Leopold Joseph Maria, Graf von Daun. Kais. Königlicher Generalfeldmarschall. . . 279

Karl, Graf von Clerfayt. Kaiserl. Königl. Feldmarschall. . . . 291

X. Russische Generale.

Alexander, Fürst von Menzikof. Oberster Feldherr der russischen Völker. . . 309

Alexander Iwan, Fürst von Potemkin. Russisch Kais. Generalissimus. . . 326

XI. Gottesgelehrte.

August Hermann Franke. Professor der Theologie und Pastor in Halle. . . . S. 335

Johann Andreas Cramer. Kanzler der Universität Kiel. . . . . 363

XII. Philosophen.

David Hume. Weil. Königl. Großbrittannischer Gesandtschafts-Sekretair. . . . 383

Claudius Adrian Helvetius. Französischer Generalpächter. . . . . 405

XIII. Englische Dichter.

Eduard Young. Kabinetsprediger der Prinzessin von Wallis. . . . . 422

Oliver Goldsmith. Gelehrter in London. . 436

XIV. Italienische Dichter.

Pietro Metastasio. Abt und Kais. Hofpoet in Wien. 459

Franz, Graf Algarotti. Königl. Preuß. Kammerherr. 479

XV. Deutsche Dichter.

Friedrich von Hagedorn. Sekretair in Hamburg. 494

Christian Daniel Friedrich Schubart. Hof- und Theaterdichter in Stutgard. . . . 511

XVI. Tonkünstler.

Ritter Karl Broschi, genannt Farinelli. Sänger am spanischen Hofe. . . . . 531

Wolfgang Gottlieb Mozart. Kaiserlicher Kapellmeister in Wien. . . . . 544

XVII. Mahler.

Johann Kupetzky. Portraitmahler in Nürnberg. 574

XVIII. Verbrecher.

Makandel. Der grausame Neger. . 588

# Interessante
# Lebensgemälde
## aus dem achtzehnten Jahrhunderte.

---

## Dritter Theil.

# Clemens der Vierzehente.

Römiſcher Pabſt.

Ignigo von Loyola, ein ſpaniſcher Edelmann, war der Stifter des Jeſuiten-Ordens. Nachdem er als Offizier bei der Belagerung von Barcellona wegen einer Verwundung zum Kriegsdienſte unfähig geworden, vertrieb er ſich auf dem Krankenlager die einſamen Stunden mit Durchblätterung rührender Ritterromane und der goldenen Legende. Einſamkeit iſt die Mutter hoher Geſichter, und Romane und Legenden begeiſtern zu außerordentlichen Entſchlüſſen. Dem Patienten erſchien die heilige Jungfrau, und ihn weihte ſie zu ihrem Ritter. Auf einmal fiel es ihm ein, daß es ihm an nöthiger Gelehrſamkeit gebrach. In Paris wurde ſeine Lernbegierde ſo groß, daß er ſich, wie die Schuljungen, der Zuchtruthe unterwarf. Arm und verachtet vereinigte er ſich mit einigen Leuten ſeines Charakters, und begab ſich mit ihnen nach Rom, wo er ſich im Jahre 1535 dem Pabſte Paul III. darſtellte. Von dieſem Pabſte

erhielt er den Segen zur Errichtung einer besondern Kongregation eines geistlichen Ritterordens zu Jerusalem. Wegen Unsicherheit der Straßen aber änderte er seinen Entschluß und widmete sich in Europa der Jugenderziehung. Endlich erhielt er von dem Pabste die Bulle zur Errichtung der Jesuiten-Kongregation. Außer den gewöhnlichen Ordensgelübden that er noch das besondere Gelübde eines unumschränkten Gehorsams gegen den heiligen Vater.

In der Bulle vom Jahre 1540 war die Anzahl der Jesuiten ausdrücklich auf sechzig eingeschränkt. Aber der Himmel segnete diese Leibwache des päbstlichen Stuhles, und noch bei seinen Lebzeiten zählte der Ordensstifter über tausend Jünger. In seinem Buche von den geistlichen Ritterübungen stellte er Gott als den Feldherrn und die Jesuiten als dessen Hauptleute vor. Von der zweiten Hälfte des 16ten Jahrhunderts an bis in die zweite des 18ten, wuchs ihre Anzahl bis über achtzehntausend. Achtzehntausend Hauptleute also, und wenn nur jeder an Gedungenen und an Freiwilligen einen Haufen von hundert Mann unter sich hatte, noch unberechnet den Troß der Weiber und Kinder, wie groß mußte nicht dieses religiöse Heer seyn!

In allen Weltgegenden wurde der Jesuiten-Orden fruchtbarer, und unter seinem Fuße beherrschte er die mächtigsten Thronen. Mit welcher Zauber-

kraft erhob er nicht Oeſterreich? Wie ſchlau bemächtigte er ſich nicht, ſelbſt zur Zeit ſeiner Verfolgung, des Throns von Frankreich? War nicht er es, der in den meiſten Staaten von Europa die Erziehung und das Kabinet der Fürſten regierte? Welche ungeheuren Schätze zog er aus China, Japan, Paraguay und aus allen Enden der Erde? Wie eng und heilig waren nicht alle ſeine Glieder verbunden? wie diamantfeſt ihr Band und wie undurchdringlich ihr inneres Heiligthum? und wodurch denn fiel dieſer allmächtige Orden? Er lehrte eine zweideutige, eine höchſt gefährliche Moral; er ſprach von den größten Vergehungen los, und authoriſirte Verſchwörung, Aufruhr, Königsmord. Was ihn vornehmlich ſtürzte, waren Stolz und Reichthum, und der denkwürdige Mann, der ihm den letzten Stoß verſetzte, war Clemens XIV., einer der vorzüglichſten, würdigſten und gelehrteſten Päbſte, ein ſchätzbarer und unvergeßlicher Mann, deſſen Name die größte Ehrfurcht gebietet. Schon waren die Jeſuiten aus Frankreich und Spanien verjagt; aber die Maaßregel dieſer Höfe blieb unzureichend, ſo lange die nur zu berühmte Geſellſchaft ſich noch in andern katholiſchen Ländern erhielt, und beſonders ſo lange ſie noch von dem päſtlichen Stuhle anerkannt und beſchützt ward. Es galt jetzt, den Stamm dieſes unermeßlichen Baums, der mit Verderben bringendem Schatten einen großen Theil der chriſtlichen Welt deckte, und tief, ſelbſt bis

unter den Stuhl des heiligen Peters, wurzelte, selbst anzugreifen. Clemens XIV. war dazu ausersehen, dieses große Werk auszuführen. Er schien diese gefährliche Gesellschaft ganz durchschaut zu haben. Sein gerader Sinn war weder durch das Kloster, noch durch die Ehre des Purpurs verschoben. Er war weise und vertragsam; zwei sonst widerstreitende Eigenschaften, Muth und Mäßigung, vereinigte er in sich. Die Höfe der Bourbons hofften ihn zur gänzlichen Vernichtung der Jesuiten zu bewegen. Ihre Gesandten machten sie zur stillschweigenden Bedingung seiner Erhebung auf den päbstlichen Thron. Er entsprach den Wünschen der Höfe, unterschrieb aber, indem er die Aufhebung des mächtigen Ordens unterzeichnete, sein eigenes Todesurtheil.

Johann Vincent Anton Ganganelli, der 256ste Pabst, wurde in dem Flecken Santo Archangelo, nahe bei Rimini, am 31sten October 1705 gebohren; er stammte aus einem edlen Patriciergeschlechte von Sanct Angelo in Vado her. Sein Vater war ein Wundarzt, der, als er sein kleines Vermögen durch einen unglücklichen Proceß verlor, sich darüber so härmte, daß er bald starb, und seinen Sohn in hülflosen Umständen zurückließ. Der Graf Varnaldi sorgte für seine Erziehung und Unterricht. In seinem 18ten Jahre nahm er den Franziskaner-Orden an. Der neue Ordensmann war kein

träger Kloſterbruder; er ſtudirte fleißig, übte ſich in Sprachen und gelehrten Wiſſenſchaften, und wurde wegen ſeiner Kenntniſſe bald vorgezogen. In verſchiedenen Städten Italiens, in Bologna, Mailand u. a. O. lehrte er die Gottesgelehrſamkeit und Philoſophie.

In einem Alter von 35 Jahren kam Gangaſnelli nach Rom, um daſelbſt die Theologie zu lehren. Pabſt Benedict XIV., der einſichtsvolle Kenner und edelmüthige Beförderer würdiger Männer, hörte von den Talenten des gelehrten Franziskaner-Profeſſors, berief ihn zu ſich, und machte ihn zum Beiſitzer der Inquiſition in Rom. Bei der Verwaltung dieſes Amtes hatte er nicht allein Gelegenheit, manche Staatsgeheimniſſe des römiſchen Hofes kennen zu lernen, ſondern er machte ſich dabei auch auf mancherlei Art um den päbſtlichen Stuhl verdient. Man erzählt, Benedict XIV. habe einſt die Hand auf ſeinen Kopf gelegt, und zu dem General der Franziskaner geſagt: „Nehmt mir das kleine Brüderchen da wohl in Acht, ich empfehl es euch ſehr.“ Eben dieſer Pabſt ſagte bei einer andern Gelegenheit von ihm: „Er verbindet mit einer weitläuftigen Gelehrſamkeit ein ungeheures Gedächtniß, und, was mich freut, er iſt tauſendmal beſcheidener als ein Menſch, der nichts weiß, und dabei ſo aufgeweckt, daß man glauben ſollte, er habe niemals in der Eingezogenheit gelebt.“

Die Verdienste des Paters Ganganelli erwarben ihm unter Clemens XIII. (am 24. Sept. 1759) den Kardinalshut, um den er nicht nachgesucht hatte, und den er nicht annehmen wollte. Es ist wahr, daß die Empfindlichkeit des Kardinals Rezzonico etwas mit zur Erlangung dieser Würde beitrug. Dieser Fürst der Kirche wollte dem Ganganelli, mit dem er in Verbindung stund, nur das Generalat seines Ordens verschaffen, und als es ihm fehlschlug, so beschloß er, ihm den Purpur zu geben. Indessen waren Ganganelli's Umstände noch immer so eingeschränkt und dürftig, daß er mit der monatlichen Pension von 100 Scudi versehen werden mußte, die den armen Kardinälen aus der päbstlichen Kammer so lange gegeben zu werden pflegt, bis sie mit andern hinlänglichen Einkünften versorgt werden. Als Kardinal ward er Protektor der theologischen Akademie Della Sapienza zu Rom, und auf Verlangen des Königs von Spanien Ponent in der Sache der Seligsprechung des Bischofs Palafox zu Osma, wodurch er sich den Jesuiten unangenehm machte. Clemens XIII. machte ihn auch zum Mitgliede verschiedener Kongregationen, und zog ihn anfangs, seiner gründlichen Einsichten wegen, bei vielen Geschäften zu Rate. Selbst den Bourbonischen Höfen ward er bekannt und angenehm, als er seine Abneigung gegen die Jesuiten blicken ließ, und das ungestüme Verfahren des päbstlichen Hofes wider den Herzog von

Parma mißbilligte. Dieſe Höfe unterhielten ſogar einen Briefwechſel mit ihm.

Im Jahre 1769 ſtarb Clemens XIII. Das Konklave war eines der allerunruhigſten. Von den Kardinälen, die darinn verſammelt waren, beſchrieben die Pasquille den einen, als wenn er nicht reden könnte, und den andern, als wenn er höchſtens nur menſchliche Geſtalt hätte; von Ganganelli aber ſagten ſie, er habe Zähne zum Beißen und eine Naſe zum Riechen. In einem Alter von 65 Jahren (am 19ten Mai 1769) wurde er zum Pabſte gewahlt, nachdem das Konklave über drei Monate gedauert hatte, und vom Kaiſer Joſeph II. mit einem Beſuche beehrt worden war, bei welchem er den Kardinälen die ſchöne Lehre gegeben haben ſoll, die ſich Ganganelli während ſeiner ganzen Regierung zur Richtſchnur nahm: „Man muß ſich die Fürſten zu guten Freunden machen, und ſie nicht vor den Kopf ſtoßen, noch ſich ihre Feindſchaft zuziehen. Der Pabſt muß im Geiſtlichen an Gottes Statt handeln; er muß ſich aber auch erinnern, daß, da er ein Souverain iſt, wie andere Souverains in der Welt, er ſich der Staatskunſt zur Ruhe ſeiner Unterthanen bedienen muß.“

Als man den neuen Pabſt nach der Adoration fragte, ob er nicht müde ſey, gab er die naive Antwort: „Er habe nie dieſer Ceremonie mit größerer

Bequemlichkeit zugesehen, zumal da er sich besinne, daß er bei einer ähnlichen Feierlichkeit sehr ungestüm zurückgestoßen worden, als er noch ein bloßer Mönch gewesen sey.“

Seit ziemlicher Zeit bekleideten den päbstlichen Stuhl keine Männer von vorzüglicher politischer Klugheit. Clemens XII., Corsini, war zehen Jahre blind, von zwölfen, die er regierte, und man mag daraus urtheilen, ob die Schatzmeister oder Einnehmer damals nicht dreist genug ihre Finger gebraucht haben werden. Benedikt XIII., Orsini, von dem Predigerorden, zu heilig, um etwas Böses zu argwohnen, wurde unaufhörlich von dem Kardinal Cascia hintergangen. Dieser Kardinal war der Sohn eines Barbiers aus Neapel, er bereicherte sich auf Kosten des heiligen Stuhls, wurde aber hernach gefangen gesetzt, und starb, mit öffentlichem Unwillen beladen, im Jahre 1755. Benedikt XIV., Lambertini, war auswärts als Gelehrter berühmt, in Rom selbst aber genoß er wenig Achtung als Regent. Von ihm sagten die Römer: Magnus in Folio, parvus in Solio, das ist: Groß aufm Blatte, klein in der That. Neue Wunden hatte dem ganzen Körper der römischen Hierarchie Clemens XIII., Rezzonico, geschlagen, theils durch die Ergebenheit an seine Räthe, theils durch den Schutz, welchen er den Jesuiten angedeihen ließ.

Um ſo viele Schäden zu heilen, wurde ein Arzt von nicht gemeinen Einſichten, und von eben ſo viel Muth, als Klugheit erfordert. Und dieſer Arzt war Ganganelli, der bei ſeiner Erhebung auf den päbſtlichen Stuhl den Namen Clemens XIV. annahm. Um der ganz erſchöpften Kammer zu Hülfe zu kommen, ſchränkte er ſogleich alle überflüßigen Ausgaben ein, lebte ſelbſt ſehr ſparſam, ließ die Einkünfte von der Lotterie in die Kammer fließen, ſchenkte ihr die 40,000 Scudi, die ſeine Vorfahren, wegen ledigfallender Pfründen, zum voraus zu genießen hatten, und machte viele andre Anordnungen, die zwar der Gewinnſucht mancher Prälaten am Hofe nicht angenehm, aber der apoſtoliſchen Kammer deſto vortheilhafter waren. Die Sorge für den Kirchenſtaat, und beſonders für die Einwohner Roms, beſchäftigte ihn um ſo mehr, weil eben damals große Theurung und Brodmangel herrſchte. Das Volk war bei dieſer Noth unruhig, ſuchte Hülfe beim Pabſte, und warf ihm, als er einmal ausfuhr, ein Brod in den Wagen, und rief dabei: Heiliger Vater, gröſſer Brod! Zum Mitleiden erweicht, nahm ſich Clemens des nothleidenden Volks väterlich an. Er hob den Mehlzoll von 5 und 10 Procent auf, um den Anbau und die Ausführung des Getreides zu erleichtern. Er ließ dem armen Landvolke 20,000 Scheffel mehr als ſonſt austheilen, um den Ackerbau zu befördern, der im Kirchenſtaate ſchlecht getrieben wurde.

Er befahl, in den öffentlichen Magazinen 50,000 Scheffel in Bereitschaft zu halten, und diese Summe künftig bis auf 100,000 zu vermehren. Er ließ sich von Sachkundigen Vorschläge zur Verbesserung des Ackerbaues machen, und war sorgfältig darauf bedacht, sie in Ausübung bringen zu lassen.

So kündigte sich Clemens seinem Volke an, das anfangs sein Geschick pries, endlich einmal einen Pabst erhalten zu haben, der selbst regierte. In diese Freude konnten aber freilich die Jesuiten nicht einstimmen; denn es war ihnen nicht verborgen, daß er von ihrem Orden eben nicht die vortheilhaftesten Begriffe hätte. Indessen war doch das Betragen des Pabstes so beschaffen, daß seine Pläne in ein Geheimniß verhüllt waren, welches auch die schlauesten Italiäner nicht ganz durchschauen konnten. Und das konnte um so viel leichter geschehen, da er den wichtigsten Theil seines Briefwechsels eigenhändig führte. So meldete er dem Kaiser seine Wahl in den schmeichelhaftesten Ausdrücken. Alle fremden Gesandten und Minister ließ er zur Privataudienz, und gegen die Gewohnheit wurden ihnen Sitze gereicht. Vergebens bemühten sich die Kardinäle, seine geheime Denkungsart auszuforschen; sie war in ein Dunkel gehüllt, das sie nicht durchdringen konnten. Mit Recht konnte daher ein Kardinal einst einer römischen Dame, die gern wissen wollte, wie es mit den Je-

suiten werden würde, antworten: „Die Regierung des Ganganelli ist nicht die Regierung der Neugierigen.“ Die Kardinäle, die freilich viele päbstliche Bullen für sich hatten, wodurch sie als Rathgeber der Päbste authorisirt werden, murrten über diese Verschlossenheit des Pabsts, und ließen ihm einst deswegen durch den Kardinal Alexander Albani Vorstellungen machen. „Ich kenne, antwortete er, alle die Bullen sehr wohl; ich weiß aber auch, daß ich als Kardinal zu keiner Kongregation gezogen worden bin, und daß man die wichtigsten Dinge ohne mich beschlossen hat. Nur einmal bin ich zu einem Konsistorium berufen worden, wo eine so wichtige Sache abgehandelt wurde, daß man allen Kardinälen ein tiefes Stillschweigen auferlegte; und doch hörte ich wenige Augenblicke hernach die ganze Sache mit allen ihren Umständen von Andern erzählen.“ Wie sehr stach dieß von der Regierung des vorigen Pabsts ab, der sich von üblen und größtentheils hitzigen Rathgebern fast ganz beherrschen ließ, und dadurch sein Pontifikat zu einem der unruhigsten machte!

Wenn je der römische Stuhl einen Pabst nöthig gehabt hat, der selbst und mit Verstande regierte, der alles reiflich überlegte, der friedfertig und nachgebend war, und der nicht (wie man die Päbste in der bei ihrer Krönung üblichen Formel zu nennen pflegt,) ein Vater der Fürsten und Könige und ein Regierer der

Welt zu ſeyn begehrte, ſo war es gewiß zu der Zeit, da Clemens XIV. den päbſtlichen Thron beſtieg. Alles war damals in der äußerſten Gährung zum Nachtheil des päbſtlichen Anſehens. Portugall ſann auf Mittel, ſich einen Patriarchen zu geben, und wollte mit dem römiſchen Stuhle nichts weiter mehr, als nur durch den Weg der Gebete zu ſchaffen haben. Spanien, das mit aller Gewalt auf die Abſchaffung der Jeſuiten drang, ließ nichts Gutes für Rom vermuthen. Frankreich, im Beſitz von Avignon, und unwillig über die Art, wie man dem Herzoge von Parma begegnet hatte, trat mit Spanien zuſammen. Neapel, das die andern Höfe und ein muthiges Miniſterium unterſtützten, behielt Benevento und Ponte Corvo zurück. Parma beſtand auf einen Widerruf. Venedig behauptete, daß es die geiſtlichen Orden ohne Zuthun des römiſchen Hofs reformiren könnte. Polen gieng darauf aus, dem päbſtlichen Anſehen Schranken zu ſetzen. Rom ſelbſt murrete. Das Unglücksmaaß voll zu machen, hatte ſich ein Schwindelgeiſt allenthalben verbreitet, und griff Könige, Prieſter, ja Gott ſelbſt an. Was würde entſtanden ſeyn, wenn Clemens XIV. dieß Feuer unterhalten hätte, und in die Fußtapfen ſeines unbedachtſamen Vorfahren getreten wäre? Aber niemand verſtand beſſer als er, ſich des rechten Zeitpunktes zu bemächtigen; er war weder zu übereilt, noch zu langſam. „Jedes Zeitalter, bemerkte er, unterſcheidet ſich durch irgend eine neu-

gebackene Mode in der Vorstellungsart. Nach den Zeiten des Aberglaubens sind die Tage des Unglaubens gekommen; der Mensch, der vormals eine Menge Götter anbetete, affektirt nun, gar keinen zu glauben. So lange die Religion von den Heiden verfolgt wurde, so hatte ein Pabst wenigstens den Ruhm und das Glück, die Religion auf Kosten seines Blutes zu vertheidigen; aber nun, da er nicht zum Märtyrerthum fliehen kann, ist er leider gezwungen, der elende Zeuge des Irrthums und der Gottlosigkeit zu seyn.“

Die Klugheit des Pabsts und seine weise Rücksicht auf den Geist der Zeit blieb nicht ohne heilsame Folgen. Seine erste Sorge war, Portugal wieder zu gewinnen. Er berief sich hier nicht, nach dem Beispiele seiner Vorgänger, auf seine Würde, um des ersten Schritts überhoben zu seyn. Durch mancherlei Gefälligkeiten gewann er beim Könige von Portugal so viel, daß er einen neuen päbstlichen Nuncius annahm, auch das Verbot, mit Rom keine Gemeinschaft zu unterhalten, aufhob, und den Prälaten und Bischöfen seines Reichs befahl, in ihren Diöcesen bekannt zu machen, daß man sich in Kirchenangelegenheiten wieder an die Nunciatur oder nach Rom wenden könne. Spanien bezeugte seine Zufriedenheit über Ganganelli's Wahl durch öffentliche Freudenfeste, und erklärte sich gleichfalls für die Wiederaufnahme eines Nuncius. Man entzog zwar diesem

anfangs die Nunciatur-Gerichtsbarkeit, doch gestund man sie ihm in der Folge wieder zu, als der Pabst sich dem Hofe in andern Stücken gefällig bezeugte. Sehr eifrig bemühte Clemens sich um die Wiederherstellung des Friedens mit Frankreich, und erkaufte denselben durch mehr als ein Opfer. Im Jahre 1771 ertheilte er dem Patriarchen von Lissabon die Gewalt, die Klöster in Portugal nach Gutdünken aufzuheben, zu reformiren, abzusondern oder zu vereinigen. Eben so erlaubte er, daß im Venetianischen, in Frankreich, in Modena und Parma manche Klöster reformirt, allerlei neue Anstalten in Kirchensachen gemacht, und viele Festtage abgeschafft wurden. Andere Verordnungen, sowohl in den österreichischen Landen, als in Baiern und Mainz, die bloß aus landesherrschaftlicher Macht gegeben wurden, und alle fremden Priester vom Genusse der geistlichen Beneficien ausschlossen, ohne den Pabst um Erlaubniß oder Einwilligung zu ersuchen, mußte er ohne Widerspruch geschehen lassen.

Tief fühlte Clemens die Wunden, die sich von Zeit zu Zeit durch unvorsichtigen Eifer die Kirche selbst geschlagen hatte; er beobachtete daher eine evangelische Toleranz und pflegte zu sagen: „Zu oft legen wir die Liebe bei Seite, um den Glauben aufrecht zu erhalten; wenn es aber nicht erlaubt ist, den Irrthum zu dulden, so ist es auch nicht erlaubt, die-

jenigen zu verfolgen, welche unglücklicher Weiſe darein gerathen ſind.“

Immer näher kam indeſſen der Zeitpunkt, der dem Orden der Jeſuiten den letzten Stoß verſetzen ſollte. Es war dem Pabſte natürlich nicht verborgen, von welchen wichtigen und für ihn ſelbſt gefährlichen Folgen die Zerſtörung einer ſo mächtigen und ſo furchtbaren Geſellſchaft ſeyn müßte. Daher zögerte er lange, bevor er zur Ausführung ſchritt. „Laſſet mir, ſchrieb er an die Höfe, die in ihn drangen, das Schickſal der Jeſuiten zu beſtimmen, laſſet mir Zeit, das groſze Werk zu prüfen, über das ich entſcheiden ſoll. Ich bin der allgemeine Vater der Gläubigen, ſonderlich der Geiſtlichen, und ich kann keinen berühmten Orden vertilgen, ohne Gründe zu haben, die mich vor den Augen aller Jahrhunderte, ſonderlich aber vor Gott, rechtfertigen.“ Dieſe Prüfung dauerte einige Jahre. Er durchſtöberte die Archive der Propaganda, um ſich aus den Nachrichten des de Tournon, Maigrot, le Beaume und der Miſſions-Jeſuiten Raths zu erholen. Fleiſzig las er die Anklagen des Ordens und deſſen Vertheidigungen. Kein Menſch war jemals unpartheiiſcher. Er urtheilte von der gegenwärtigen Lage der Sachen, wie davon die Nachwelt urtheilen wird. Am 21ſten Julius 1773 erfolgte endlich der für die Jeſuiten ſo fürchterliche Schritt, denn an dieſem Tage unterzeichnete Cle-

mens, nicht ohne Ahnung ſeines Schickſals, die berühmte Bulle, wodurch der den Königen und Päbſten furchtbare Orden gänzlich aufgehoben wurde. Die Vollziehung erfolgte aber erſt im folgenden Monate in aller Stille und plötzlich. Das Geheimniß, womit die Aufhebung entworfen war, und die Geſchwindigkeit, womit ſie ausgeführt wurde, überwand alle Hinderniſſe.

Bald nach Bekanntmachung des Aufhebungs-Breve war ganz Rom mit Satyren und Weiſſagungen angefüllt, welche dem Pabſte den Tod verkündigten. Außer mehrern andern Pasquinaden und bittern Spottreden wurde auch ein Zettel angeſchlagen gefunden, der an den Pabſt ſelbſt gerichtet war, und auf dem nur folgende vier Anfangsbuchſtaben ſtanden: P. S. S. V.; man wußte nicht, wie man dieſes auslegen ſollte, der Pabſt aber erklärte es ſelbſt auf der Stelle. Es heißt, ſagte er mit einem feſten Tone, Presto Sara Sede Vacante, bald wird der Stuhl ledig ſeyn. Man fieng an, ſich mit der Geſchichte zu tragen, ein wegen ſeiner Heiligkeit berühmter Kapuciner habe dem jungen Ganganelli, als er ihn um ſeinen Segen gebeten, geſagt: er werde einmal Pabſt werden, eben ſo lange regieren, wie Sixtus V. und eben ſo, wie dieſer, ſterben, ohne die heilige Pforte geöffnet, (das heißt, ein Jubiläum gefeiert) zu haben. Es traten fanatiſche Weibsleute und unkluge Nonnen, ſonderlich zu Valentano, auf,

die den nahen Tod Clemens XIV. verkündigten, und um ihrem Geschwätze bei einfältigen Leuten desto mehr Eingang zu verschaffen, sich einer göttlichen Offenbarung rühmten. Man ließ diese Närrinnen in sichere Verwahrung bringen, um die Ausbreitung ihrer angeblichen Erscheinung zu verhindern. Aber dem ungeachtet vergrößerte sich das Gerücht, daß Clemens XIV. bald sterben würde. Man forschte dem Ursprunge dieses Gerüchts nach, und schickte einige Exjesuiten und fanatisch boshafte Geistliche, die für Anstifter der Weissagung gehalten wurden, auf die Engelsburg. Aber noch immer hieß es: Clemens XIV. wird bald sterben!

Und doch lebte der Pabst noch viele Monate nach der Aufhebung des Ordens ziemlich gesund, obwohl nicht ohne Furcht vor jesuitischen Nachstellungen. Aber seit der Charwoche 1774 fieng er plötzlich an zu kränkeln. Die Stimme entfiel ihm, er litt Entzündungen im Munde und im Schlunde, die ihm außerordentliche Unruhe und Ekel zuzogen; er bekam ein unterbrochenes Erbrechen, zunehmende Schwachheit des Leibes und der Füße, Schläfrigkeit und Zurückhaltung des Harns. Diese Zufälle dauerten einige Monate fort. Er glaubte selbst, daß er Gift bekommen hätte, und man fand wirklich Pillen gegen den Gift bei ihm, deren er sich bedient hatte. Gegen das Ende des Julius war er nur noch ein Schatten von sich,

ſeine Knochen ſchienen kleiner zu werden und zu erweichen; er arbeitete demungeachtet beſtändig fort, aber zuletzt empfand er die entſetzlichſten Schmerzen. „Ich gehe in die Ewigkeit, ſagte er, und ich weiß, weswegen.“ Er ſtarb den 22ſten Sept. 1774 um 7 Uhr des Morgens, nachdem er faſt 69 Jahre gelebt, und 5 Jahre, 4 Monate und 3 Tage regiert hatte. Ihn betrauerten alle diejenigen, welche die wahrhaftig großen Vorzüge ſeines aufgeklärten Verſtandes und ſeines edeln Herzens kannten, aber laut jubelten ſeine Haſſer, deren er ſeit der Aufhebung des Jeſuiten-Ordens ſo viele hatte.

Bei der Oeffnung ſeines Leichnams zeigten ſich ſowohl von innen, als von außen, ganz außerordentliche Umſtände, die ſich aus der Natur ſeiner Krankheit und aus den gewöhnlichen Wirkungen des Brandes nicht erklären ließen. Als man nemlich den Leichnam aus dem Bette hob, ſo war er in der Gegend des Herzens auf einer Seite, und von der Schulter über den Rücken hin ganz gelblich und ſchwarz. Bei der Oeffnung deſſelben fand man einen Mangel an Feuchtigkeit; beſonders waren um das Herz herum alle Säfte ausgetrocknet. In den Theilen des Leibes fand man keinen merklichen Fehler, wohl aber Beweiſe einer ſtarken Konſtitution. Man hielt die Krankheit, die ihn getödtet hatte, für eine Entzündung des Unterleibes, forſchte alſo nicht weiter nach, und balſa-

mirte ihn so reichlich, daß auch ein morscher Leib hätte fest bleiben müssen. Aber bald fiengen die Nägel an schwarz zu werden; im Gesicht fuhren Flecken aus, und das Fleisch wurde so aufgelöst, daß auf der Brust und unten eine Lache von Wasser und Unrath war. Das Eingeweide wurde in eine verpichte Urne gelegt, die man nachher fest verschloß und versiegelte; sie zerplatzte aber noch an demselben Tage, und es gieng ein unausstehlicher Gestank heraus. Man legte das Eingeweide in eine andere Urne, aber auch die zersprang nach zwey Tagen. Der Leichnam wurde von neuem balsamirt: gleichwohl fielen die Haare aus, und die Haut am Kopfe löste sich ab. Man band alle Theile so fest zusammen, daß sie in ihrer Lage hätten bleiben müssen, wenn sie auch von der weichsten Materie gewesen wären; und dennoch wurden die Gebeine angegriffen.

Sogleich verbreitete sich das Gerücht, Clemens XIV. sey vergiftet worden. Ihm widersprachen die Aerzte, welche ihm in der Todeskrankheit beigestanden hatten, aus Klugheit; doch ward es durch die Aussage der minder verschwiegenen Wundärzte, daß sein kaum entseelter Körper in Stücken zerfallen sey, bekräftigt. Nach den Thatsachen, die jetzt, da Leidenschaft schweigt, leichter gesammelt werden können, scheint Ganganelli's Vergiftung unleugbar.

Nicht die mit so vielem Rechte verdiente öffentliche Trauer folgte seinem Tode. Die Jesuiten und ihre Anhänger hatten die Dreistigkeit, ihn als einen Triumph zu feiern. Das Volk schien unbewegt; man beschuldigte ihn, er habe sich von denen, die ihn umgaben, täuschen lassen. Und doch hatte kein Pabst des 18ten Jahrhunderts mehr Sorge für das Beste seiner Unterthanen getragen. Durch weise Sparsamkeit suchte er der verschuldeten apostolischen Kammer wieder aufzuhelfen. Seinem Laienbruder, der ihn auch im Orden bedient hatte, und der nach dem Inhalte der Bullen monatlich 100 Scudi bekommen sollte, gab er nur 50. Er schränkte seine eigene Tafel so ein, daß der päbstliche Tisch, der unter Clemens XIII. täglich 15 Scudi gekostet hatte, kaum 15 Paoli kostete; das Uebrige fiel der päbstlichen Kammer heim. Sein getreuer Laienbruder, Franz, besorgte selbst die Tafel, und kaufte das Nöthige ein, wo ers am wohlfeilsten bekommen konnte. Er schob die Kardinals-Beförderungen lange auf, um der apostolischen Kammer eine Ersparniß zuzuwenden. Er bemühte sich, die Unordnungen in den Dikasterien der Annona, der Waffen und der Marine aufzuheben und die Ordnung wieder herzustellen. Eine Menge von Leuten strich er aus der Liste der Pensionisten aus. Er suchte auch die Fabriken zu beleben, und legte eine Wollenspinnerei in dem Zuchthause der Weiber zu St. Michiob an, wozu er 3000 Scudi von seinen eigenen

Einkünften aussetzte. In seiner Muse, im Kastel Gandolfo, war es eine seiner liebsten Beschäftigungen, daß er den Beisitzer der Ackerbau-Deputation nebst einigen Handelsleuten zu sich berief, und sich mit ihnen über die Mittel besprach, dem Ackerbaue aufzuhelfen. Er suchte auch den Handel zu erweitern, und ließ sich die Häfen zu Ancona und Civita-Vecchia sehr angelegen seyn. Ueberhaupt betrachtete er die Sorge für seine Unterthanen als eine seiner ersten Pflichten, und sagte oft: „Die Noth des Volks ist für den Regenten ein Geiger, der, sobald er schlägt, ihn erinnern muß, daß er nicht für sich, sondern für seine Unterthanen da sey.“ Oefters entzog er sich die Ruhe der Nacht, um die Angelegenheiten der Kirche und des Regiments zu besorgen. „Die Ordensregel, sagte er bei einer solchen Gelegenheit, ist der Kompaß der Mönche, aber das Bedürfniß der Völker ist die Uhr der Regenten; wir müssen ihnen zu Gebote stehen, zu welcher Stunde sie uns nöthig haben.“

Die blinde Liebe der Päbste für ihre Familie und vornehmlich für ihre Neffen, in denen sie sich bei dem Mangel von Kindern, die sie als die ihrigen anerkennen durften, wieder aufleben sahen, stiftete in der päbstlichen Regierung ein in andern Reichen beinahe ganz unbekanntes Unheil. Gewöhnlich ersetzten die Neffen der Päbste die Stellen der Günstlinge und Maitressen von andern Regenten. Die daraus ent-

ſtehenden Mißbräuche waren, wiewohl etwas weniger öffentlich Aergerniß gebend, nicht minder ſchreiend. Andere Herrſcher können ihre Günſtlinge und Maitreſſen abſchaffen, ſie wieder plündern, nachdem ſie ſie bereichert hatten, ihnen ein Vertrauen, einen Kredit, deſſen ſie ſich unwürdig machten, entziehen. Das Unheil, das ihrentwegen oder durch ſie geſtiftet ward, konnte vielleicht wieder gut gemacht werden. So aber iſt es nicht bei den Neffen des Pabſtes. Die Eitelkeit des Oheims ſchützt ſie vor ſeinem Wankelmuthe. Seine Schwäche ſichert ihnen einen leicht zu erhaltenden, mächtigen Einfluß. Die Familien erblicher Regenten haben einen beſtändigen, von dem Leben eines Einzigen unabhängigen Vermögensſtand; das Glück der Verwandten eines Wahlfürſten hängt von der Dauer ſeiner Regierung ab; die Päbſte aber werden gewöhnlich in einem hohen Alter gewählt. Daher war es nicht ſelten, die Neffen, ſo wie die Günſtlinge des alten Galba, ſich herandrängen zu ſehen, um die Früchte der Regierung eines Augenblicks zu verſchlingen.

Die kurze Regierung Clemens XIII. war lang genug, um die Mißbräuche des Nepotismus zu begünſtigen; aber der edle Ganganelli machte dieſes Uebel ſelbſt bis auf den Namen vergeſſen. Ohne Vermögen, wie ohne Geburt, blieb ihm die Beſcheidenheit ſeines vorigen Standes. Bei ſeinem Antritte

erklärte er, er werde wie ein Apoſtel leben; und er hielt Wort. Für ſeine Verwandten that er beinahe nichts. Als man ihn fragte, ob man ſeiner Familie durch Kuriers ſeine Erhebung berichten ſollte, antwortete er: „ich habe keine andere Familie, als die Armen, und dieſe erfahren die Neuigkeiten ohne Kuriers.“ Da einige ſeiner Verwandten die Erhebung ihres Vetters ſehr feierlich begiengen, ſo belohnte er dieſe Ehrenbezeugungen mit nichts, als mit dem apoſtoliſchen Segen. Ohne ſein Vorwiſſen lockte man zwei ſeiner Neffen in das Kollegium von Rom. Sie wurden ihm vorgeſtellt. „Wenn ihr fleißig ſeyd, ſagte er, will ich für euch ſorgen; wo nicht, ſend' ich euch euren Aeltern zurück.“ Während des fünfjährigen Pontifikats ihres Oheims erhielten ſie nur ſehr wenig von ihm. Sie beweinten ſeinen Tod, und waren faſt die einzigen, welche um ihn weinten.

Scharfer, durchdringender Verſtand, der mit Adlersblicken um ſich ſahe, — Größe der Seele, die ihn fähig machte, große und wichtige Pläne zu entwerfen, — Stärke der Seele, bei der er ſeine Entwürfe muthig und unerſchrocken ausführte — wahre Staatsklugheit, ausgebreitete Güte des Herzens, ſanftmüthiges Nachgeben, Enthaltſamkeit, wohlwollende Liebe gegen ſolche, die keine Glieder der römiſchen Kirche waren — dieß waren die erhabenen Vorzüge, die Clemens XIV. bei ſeinem Leben ver-

herrlichten, und ihn nach seinem Tode unvergeßlich gemacht haben. Er erwarb sich schon in seiner Jugend große Kenntniß der griechischen Sprache, las bereits als Franziskaner-Mönch den Homer, Plato und viele andere griechische Schriftsteller mit Entzücken, und weidete sich an den Dichtern seines Vaterlandes, besonders am Dante und Petrarca, die er fleißiger studirte und besser kannte, als vielleicht manchen bigotten Leuten lieb war. Durch diese Lektüre befruchtete er das dichterische Talent, das er von Natur hatte, so sehr, daß er es wagen konnte, selbst als Dichter aufzutreten.

Man muß erstaunen, daß ein Mann, der eben nicht den besten Unterricht genoß, der in seiner Jugend mit der Dürftigkeit kämpfen mußte, und größtentheils im Kloster erzogen wurde, mit so vieler Feinheit des Geschmacks dichten konnte, und überhaupt eine seltene Gelehrsamkeit besaß. Niemand kann hieran zweifeln, der seine unvergleichlichen Briefe*) gelesen hat. Sie enthalten so herrliche Beschreibungen, so freimüthig gesagte Wahrheiten, so treffende

*) Der Marquis Carraccioli schrieb diese Briefe schon vor dem Jahre 1762 nach den Originalen ab, die ihm der Prälat Cerati und der Abt Lamy mittheilten. Er gab sie auch zuerst zu Paris, 1775 — 1777 in 4 Bänden in 12. in französischer Sprache heraus. Eine deutsche Uebersetzung ist 1777 zu Leipzig in 4 Theilen erschienen.

Urtheile, so viel Proben einer gründlichen und geschmackvollen Gelehrsamkeit, daß man sie nicht lesen kann, ohne den Mann zu segnen, der sie schrieb. Einen vorzüglichen Antheil an seiner Achtung hatte der große Winkelmann. Er schätzte ihn sehr hoch, und unterredete sich mit ihm oft von den Schätzen der vatikanischen Bibliothek und von den Kunstwerken des Alterthums. Als er in dem Vatikan zum Vortheile der Gelehrten ein prächtiges Museum angelegt hatte, welches von ihm das Clementinische genannt, und auf seine Kosten mit den schönsten Denkmälern geschmückt wurde, so sagte er mit sehnsuchtsvoller Miene zu einem seiner Vertrauten: „Ach, wenn Winkelmann noch lebte! Vielleicht würde durch diesen auch seine Hochachtung gegen deutsche Gelehrte verstärkt.“ In einem Briefe an den Dänischen Gesandten zu Turin, den Grafen von Dähn, mit welchem er über die Religionsvereinigung im Briefwechsel stund, sagt er: „Ich bin so wenig wider die Gelehrten Ihrer Nation eingenommen, daß ich der Kirche, der ich unter Gottes Schutze vorstehe, recht viele Bruder und Mosheim wünschte. Ich zürne recht über meine Unwissenheit in der deutschen Sprache, daß ich Ihren, mir von Ihnen so angepriesenen, Sack und Jerusalem nicht in der Grundsprache lesen kann.“ Die vatikanische Bibliothek bereicherte er mit einem Schatze von Diplomen, Münzen und andern Kostbarkeiten. Der Akademie zu Ferrara gab

er eine beſſere Geſtalt, und errichtete in dem römiſchen Kollegium ein öffentliches Erziehungshaus, welches er mit den nöthigen Einkünften verſahe, und mit den geſchickteſten Lehrern beſetzte.

In der Religion hieng Clemens nicht am Aeußern, ſein Chriſtenthum war praktiſch. Von allem Eigennutze entfernt, lebte er mäßig und ſparſam. Er war überaus arbeitſam, gegen Nothleidende mitleidig, gegen Verbrecher ernſt, aber nicht ſtrenge, gegen jedermann leutſelig. Jede Gefälligkeit, die man ihm erzeigte, empfand er mit dem dankbarſten Herzen. Fremden begegnete er freundlich, wenn ſie auch gleich nicht zu ſeiner Religion gehörten; eben deswegen ſuchte er auch, nicht ohne großes Mißvergnügen der Kardinäle, den gewöhnlichen Fußkuß aufzuheben; nur bei feierlichen Gelegenheiten nahete man ſich ihm mit Kniebeugen. Ueberhaupt war er wohl der toleranteſte Pabſt, der je Peters Stuhl beſeſſen hat. Dieſe Geſinnungen zeigte er ſchon als Konſultor der Inquiſition. Ein angeſehener römiſcher Bürger wurde angeklagt, er habe einen proteſtantiſchen Muſikus bei ſich im Hauſe, mit dem er verbotene Bücher leſe. Bei der Unterſuchung fand Ganganelli, daß der Mann von jedermann das beſte Zeugniß habe. Er ließ ihn zu ſich kommen und ſetzte ihn zur Rede. Der Bürger ſagte: „Ich ſuche die Wahrheit, wo ſie zu finden iſt; meinetwegen mag

ſie Zoroaſter, Confucius, Sokrates oder Luther geſagt haben.“ — „Da thut er wohl, ſagte Ganganelli; aber wer iſt der Fremdling in ſeinem Hauſe?“ — „Ein deutſcher Muſikus, war die Antwort, und zwar ein Proteſtant. Durch ſeine Geſchicklichkeit hat er ſich die Achtung der beſten römiſchen Häuſer erworben. Sein Leben iſt ſo harmoniſch, als ſeine Kunſt. Er bezahlt mich alle Monate richtig; ſollt' ich ihm Schutz und Aufenthalt in meinem Hauſe verweigern?“ — Ganganelli bewunderte die edlen Geſinnungen des Mannes, und, ob er gleich nicht viel wegzuſchenken hatte, ſo gab er ihm doch ein Paar Goldſtücke, und ermunterte den redlichen Mann, der Wahrheit ferner nachzuſpüren.

Männer, durch Stand und Geiſtestalente über die meiſten erhaben, empfehlen ſich bei weitem nicht immer durch jene Eigenſchaften, die im geſellſchaftlichen Umgange Herzen gewinnen; aber bei Clemens fand ſich das Gegentheil. Seine Laune machte ihn zum angenehmſten und lehrreichſten Geſellſchafter. Er war ſehr aufgeräumt und ſcherzte oft ſehr witzig, ohne jedoch jemanden zu beleidigen. „Es wundert mich nicht, ſagte er eines Tages, daß der Kardinal Bernis mich ſo gerne hat Pabſt wiſſen wollen. Die Dichter lieben die Verwandlungen!“ Nie wurde ein Pabſt von den Ausländern mehr geſchätzt. Man ſieht zu London Ganganelli's Bruſtbild neben der

größten Männer ihren aufgestellt: Dieß geschah noch zu seinen Lebzeiten. Als er es hörte, rief er aus: „Wollte Gott, sie thäten für die Religion, was sie für mich thun!“ Man gieng niemals von ihm hinweg, ohne mit Bewunderung erfüllt zu werden. Der Komthur Almanda, portugiesischer Minister, wurde in der ersten Unterredung mit ihm so sehr von der Weisheit und Erhabenheit seiner Reden gerührt, daß er ausrief: „Ja, es war Gott selbst, der mit mir sprach.“ Ein englischer Lord verließ den Pabst so voll von Bewunderung, daß er sich gegen verschiedene seiner Landsleute verlauten ließ: „Ihr kennt meine Reichthümer und meine einzige Tochter, die ich anbete; nun gut, ich würde sie dem heiligen Vater geben, wenn er heirathen könnte, so sehr bin ich von seiner Person und seinem Geiste bezaubert.“ Der Pabst lachte nicht wenig über diesen Einfall.

Clemens würde, nach seinen Briefen zu urtheilen, gewiß durch noch mehrere große und eines Hauptes der Kirche würdige Thaten seinen Ruhm verewigt haben, wenn ein Pabst immer nach eigenen Einsichten handeln, und alles, was er wünscht, ausführen könnte.

# Pius der Sechste.

## Römiſcher Pabſt.

Pius VI., der Nachfolger des edlen Ganganelli im Pontifikat, war am 27ſten Sept. 1717 gebohren. Sein Name war Johann Angelo Braſchi; die Familie, aus der er abſtammte, gehörte in die Klaſſe der niedern Edelleute ſeiner Provinz. Ziemlich jung gieng er nach Rom, um daſelbſt ſein Glück zu machen. Er hatte eine ausgezeichnete, anſehnliche Figur und glückliche Geſichtsbildung. Als ein junger Mann verdiente er die Achtung Benedikt XIV. und dieſer aufgeklärte Pabſt eröffnete ihm die Bahn zu hohen Würden. Er brauchte Braſchi in einigen Geſchäften, und belohnte ihn dafür mit einer Pfründe von St. Peter, wodurch er zugleich einen Platz in der Prälatur erhielt. Unter Clemens XIII. konnte man ihn, ſelbſt als ausgezeichneten Günſtling des Pabſts, keines Schrittes zeihen, der ihn des Fanatismus verdächtig gemacht hätte. Clemens XIV. erhob ihn zum Kardinal, entzog ihm aber hernach

gröſtentheils das Vertrauen wieder, welches er ihm anfangs geſchenkt hatte.

Noch einige Zeit vor dem Tode Clemens XIV. den vielleicht mehr als ein Kardinal hätte mit Gewiſsheit vorher ſagen können, bereitete das von einem ganz andern Geiſte, als von dem heiligen, erfüllte Kardinalskollegium ſeine Intriguen vor, um einen ihren Plänen geneigten Pabſt auf des heiligen Peters Stuhl zu ſetzen. Das Konklave ſelbſt war ſehr ſtürmiſch, nicht nur wegen der beiſsenden Satyren, welche auf die vorige Regierung und auf die wählenden Kardinäle ausgeſtreut wurden, ſondern auch wegen der hohen Forderungen verſchiedener Höfe. Lange konnte man ſich nicht vereinigen, und das Konklave fieng an, ſich in die Länge zu ziehen. Mit Schrecken erinnerten ſich die Kardinäle der halbjährigen Dauer des Konklave der Wahl Benedikts XIV. Krank, und von der ſchlimmſten aller Krankheiten, von der Langeweile, geplagt, verlieſsen einige ihre Zellen. Selbſt die, welche ſich mit Intriguen die Zeit vertrieben, wurden ungeduldig. Da keine der zwei herrſchenden Hauptpartheien ihre Pläne fahren laſſen wollte, ſo mußte man endlich auf einen von jenen wenigen Kardinälen kommen, die zu keiner Parthei gehörten, und unter dieſen war Braſchi, jedoch mit dem Verdachte, daß er den Jeſuiten geneigt ſey. Am 14ten Februar 1775 wurden zum letztenmale die

Stimmen gesammelt, und alle fielen zu Gunsten des Kardinals Braschi aus. Man leistete ihm also die Adoration. Als er in der Wahlkapelle proklamirt wurde, warf er sich auf die Knie, und verrichtete ein so rührendes Gebet, daß alle Anwesende darüber in Thränen ausbrachen. Er wandte sich an die Kardinäle, und redete sie also an: „Ehrwürdige Väter, eure Versammlung ist nun geendet; aber wie unglücklich ist das Resultat für mich ausgefallen!“ Diese Worte sind in der Folge sehr bedeutend für Pius VI. geworden.

Das Publikum in Rom schien anfangs mit der neuen Pabstwahl nicht sonderlich zufrieden zu seyn. Es betrachtete Braschi als einen Zögling der Rezzonico, deren unbesonnener Religionseifer den römischen Stuhl in eine so gefährliche Lage versetzt, und die Einziehung von Benevent und Avignon veranlaßt hatte. Um die üblen Begriffe zu zerstreuen und eine günstige Meinung von sich zu erwecken, theilte der Pabst unter die Armen Geld aus. Er ließ eine dürftige Frau nach Rom kommen, welche ihn in seiner Kindheit gepflegt hatte. Bei der ersten Austheilung von geistlichen Würden wählte er die biedersten und ärmsten Prälaten; gab aber auch einige Beweise von Strenge an dem Prälaten Potenziani, Gouverneur von Rom, dem er einen scharfen Verweis gab, weil er sich nicht klug und thätig genug bewies, den in der

Stadt Rom herrſchenden Unordnungen abzuhelfen. Der apoſtoliſchen Kammer erſparte er, durch Aufhebung verſchiedener Penſionen, eine jährliche Ausgabe von 40,000 römiſchen Thalern. Er verſprach den Kardinälen, was freilich ſchon mehrere Päbſte gethan hatten, daß er ſie über alle Angelegenheiten zu Rathe ziehen würde. Er zeigte ſich gütig, arbeitſam, mäſſig, und verſagte Niemanden den Zutritt zu ſich, der mit ihm ſprechen wollte. Auf dieſe Art gewann er in Kurzem die Achtung und Liebe beinahe des ganzen Publikums.

Pius theilte alle ſeine Stunden zwiſchen ſeinen religiöſen Pflichten, ſeinem Kabinete, ſeinem Muſeum und ſeiner vatikaniſchen Bibliothek. Er gieng ſelten und jedesmal in Begleitung aus, fand keinen Geſchmack am Landleben, und ſelbſt an keiner der anſtändigen Erholungen, welche auch der Ernſthafteſte ſich zur Abſpannung von Arbeiten erlaubt. Die ſchöne Jahrszeit brachte er im Quirinaliſchen Pallaſte, und den übrigen Theil des Jahrs im Vatikan zu. Die einzige Zerſtreuung, der er ſich überließ, war eine faſt alljährliche Reiſe in die pontiniſchen Sümpfe. Allenthalben von ernſten Arbeiten oder von Amtsgeſchäften umgeben, war er ein Feind aller unnützen Unterhaltungen, und floh eher den Umgang mit Weibern, als daß er ihn ſollte geſucht haben. Er konnte alſo als Pabſt keinen exemplariſchern Wandel

führen; aber als Menſch und als Regent waren ihm ſchwere Vorwürfe zu machen.

In mehr als einer Rückſicht hatte man ſich in Braſchi geirrt. Als er auf ſeiner erſtiegenen Höhe Allen ſichtbar ward, bemerkte man ſogleich eine große Unwiſſenheit in den gewöhnlichſten Dingen, beſonders aber in der Politik; eine Hartnäckigkeit, die, gewaltſam angegriffen, immer unbeſorgt bleibt; unüberwindliche Anhänglichkeit an gewiſſen, vielleicht mit ſeinem Stande verbundenen Vorurtheilen, deren Nachtheil, ja ſelbſt deren Gefahr ihm nie ahnete. Von ſeinen eigenen Fähigkeiten hatte er eine hohe Meinung. Mehr aus Starrſinn, als aus Feſtigkeit, kam er, oft wankend, auf ſeinen vorigen Entſchluß zurück; und gerade dieſe Miſchung von Eigenliebe und Schwäche, erzeugte einen doppelten Nachtheil für ihn ſelbſt. Man hielt ihn für verſtockt und doppelzüngig, da er doch bloß unentſchloſſen und unbeſtändig war. Nur dann gab er ſich jemand ganz hin, wenn der Schreck ihn Folgſamkeit lehrte; er zeigte nur eine gewiſſe kalte Höflichkeit, und fühlte nie herzliche Zuneigung für irgend einen Menſchen.

Nie ward überhaupt ein Staat ſchlechter verwaltet, als der Kirchenſtaat. Pius ſchien zwar gleich im Anfange ſeiner Regierung die Mängel zu fühlen, und ſich vorgeſetzt zu haben, ſie zu verbeſſern. Der

ſchlechte Zuſtand der Finanzen konnte ihm nicht verborgen ſeyn, da er ſelbſt Schatzmeiſter der apoſtoliſchen Kammer geweſen war, und er dachte wirklich beim Anfange ſeiner Regierung darauf, den Zuſtand der Finanzen zu verbeſſern. Er ſetzte eine eigene Kongregation von ſieben Kardinälen ein, die ihm Vorſchläge thun ſollten. Als Pabſt unterſtützte er die ſchon beſtehenden Leinwand- Hut- und Seidenfabriken, brachte die Ledergerbereien mehr in Aufnahme, und legte Fabriken von feinen Tüchern an, deren Produkte in Kurzem ſo gut, als die beſten franzöſiſchen und engliſchen Tücher, aber etwas theurer waren. Jedoch ſein Wille für das Gute war nur als Anwandlung anzuſehen, und ob er gleich zum Despotismus ziemlich geneigt war, ſo fehlte ihm doch ein kraftvolles Wollen, wodurch ſich Despoten manchmal zum Guten und Nützlichen angetrieben fühlen, und dadurch erträglich werden. Beim erſten Anblicke der Gefahr zeigte er einigen Muth; aber ſie erſchreckte ihn bei näherer Betrachtung derſelben. Mißbräuche aller Art vermehrten ſich daher ſchon in den erſten Jahren ſeines Pontifikats auf eine beunruhigende Weiſe, und das faſt in allen ſeinen Hoffnungen betrogene Volk fieng laut an zu murren, und erhob beſonders gegen die apoſtoliſche Kammer ein einſtimmiges Geſchrei.

Pius war weder ein durchaus verdorbener, noch ein laſterhafter Menſch. Selbſt ein minder ſcharfſich-

tiges Auge entdeckte große Fehler an ihm; er hatte Seiten, die auffallend von dem majestätischen Ernste seiner Rolle abstachen. Aber einige glänzende Eigenschaften, Annehmlichkeiten und Fassungskraft des Geistes, ein edles und zugleich zuvorkommendes Aeußere, einen leichten und blühenden Ausdruck der Sprache, helle Einsichten in dem Maaße, wie man sie bei einem von den Grundsätzen seines Standes eingenommenen Priester kaum erwarten konnte, und einen ziemlich gebildeten Kunstgeschmack, leugnete ihm keiner ab. — Er war ungeduldig, leicht zum Zorne gereizt, starrsinnig, Vorurtheil empfänglich; doch war er nicht beharrlich im Hasse, nicht bösartig aus Ueberlegung. Wenige Züge seiner Empfindsamkeit, aber mehrere seiner Herzensgüte, könnte man anführen.

Die Hauptquelle seiner Fehler und Unfälle war eine hervorstechende, ausschweifende Liebe zum Ruhme. Er hätte sein Pontifikat gern von allen Seiten verherrlichen, und alle großes Aufsehen erregende Unternehmungen mit seinem Namen stempeln mögen. Seine immer unverschleierte Eigenliebe zog ihm bittere Kränkungen zu. Aus einer Familie vom niedrigsten Adel entsprossen, brüstete er sich von seinem Antritte an mit der Erhebung seines Stammes. Mit allen Spielereien der Wappenkunst wollte er das ihm von seinen Vorältern angeerbte bescheidene Wappen aufstutzen, und setzte sich ein Wappenschild zusammen, das die

Lacher beschäftigte. Tausendmal fand man dasselbe und seinen Namen in Rom und im Kirchenstaate wiederholt; und nicht allein an den von ihm errichteten oder hergestellten Denkmälern, sondern auch an solchen, daran er bloß eine unbedeutende Aenderung gemacht hatte. Der Name Pius Sextus wird unter den Augen der spätesten Nachkommen noch fortdauern, oder Rom müßte denn von Grund aus zerstört werden. Im Jahre 1786 berechnete man, daß dieser thörichte Einfall, seinen Namen bei dem unbedeutendsten Anlasse zu verewigen, dem Fiskus schon zweimal hundert tausend römische Thaler gekostet hätte. Eben diese unheilbare Eitelkeit, noch mehr als seine Frömmigkeit und sein Kunstgeschmack, gab ihm den Gedanken ein, neben der Peterskirche eine Sakristei zu bauen. Er hat darinn eine Pracht gezeigt, die auf den ersten Anblick zwar blenden kann, aber dem Auge des Kenners die vielen Fehler des Gebäudes nicht verdeckt. Die Sakristei an St. Peter kostet eine Million sechsmal hundert tausend römische Thaler, und ist mit allem, was die Bau- Bildhauer- Mahler- und Vergolderkunst Blendendes darbietet, überladen; aber sie erscheint nichts desto weniger kleinlich neben dem herrlichen Denkmale der Peterskirche.

Allenthalben, wo es mehr glänzende, als nützliche Dinge auszuführen gab, war die Thätigkeit dieses Pabsts, hauptsächlich aber sein Name zu finden.

Er war, ehe er Pabſt ward, Beſitzer der Abtei Subiaco, 20 Meilen von Rom. Eine Abtei, worinn er gewohnt, eine Kirche, wo er den heiligen Myſterien gedient hatte, durfte nicht im Dunkeln bleiben; er verwandte daher große Summen zur Verſchönerung von Subiaco.

Sein Prachtgeſchmack zeigte ſich am meiſten da, wo er am meiſten Nahrung fand: bei der Verrichtung ſeiner päbſtlichen Funktionen, und wirklich kam ihm hiebei die Natur eben ſo ſehr, als der Pomp der Ceremonien der katholiſchen Kirche, zu Hülfe. In jeder Rückſicht war er einer der ſchönſten Männer ſeiner Zeit. Mit einer wohlgewachſenen Figur verband er edle und angenehme Züge und eine noch im hohen Alter blühende Geſichtsfarbe. Das pontifikaliſche Gewand wußte er ſo vortheilhaft zu tragen, daß ſein ſchönes Aeußeres dadurch nichts verlor. Gefliſſentliche, lächerlich weit getriebene Gefallſucht leuchtete aus ſeinem ganzen Weſen hervor. Einer geſetzlichen Gewohnheit nach legte er als Pabſt ſeine Kardinalsperuke ab. Sein Scheitel war kahl; aber an beiden Seiten und am hintern Theile des Kopfes hatte er ſtarkes, blendend weißes Haar, das er mit vieler Kunſt kämmen ließ, und dadurch zugleich ein edles und ehrwürdiges Anſehen erhielt. Er hatte ein ſehr ſchönes Bein, und that ſich was darauf zu gut. Immer für eine vollkommne Beinkleidung ſorgend, gab

er acht, daß das lange Pontifikatskleid dieſen vorzüglichen Theil ſeiner Figur dem Auge nicht ganz entzog. Er pflegte eine Seite des Mantels zurückzuſchlagen, damit das Bein unbedeckt blieb. Nichts war ſo impoſant, als ſein Anblick an feſtlichen Tagen, wenn er, das Haupt mit dem dreifachen Diadem geziert, im blendend weißen Gewande, das den Glanz des römiſchen Purpurs hob, über einer Menge von Geiſtlichen von allen Graden gleichſam hinſchwebte, und dadurch eine Herrſchaft über die allgemeine Kirche darzuſtellen ſchien. Wenn er bei den großen Kirchenfeſten erſchien, war es ſelbſt den aufgeklärteſten Männern anderer Religion ſchwer, ſich eines gewiſſen religiöſen Entzückens zu erwehren.

Pius ſchien, gleich ihm, deſſen Statthalter er ſich nannte, zwei Naturen in ſich zu vereinigen. Im päbſtlichen Gewande, vom Kirchengepränge umgeben, mit der Ausſpendung himmliſcher Schätze beſchäftigt, erſchien er den Römern wie ein Gott. In ſeinem Vatikan zurückgezogen, war er für ſie, beſonders in den letzten Jahren ſeines Pontifikats, nichts weiter als ein Menſch, hingegeben ihrem Misfallen und ihren Sarkasmen. Dem heiligen Vater brachten ſie abgöttiſche Huldigungen dar, aber dem Regenten fluchten ſie.

Unter allen Unternehmungen Pius VI. war die Austrocknung der pontiniſchen Sümpfe das, wor-

auf er ſelbſt den gröſsten Werth ſetzte, und was ſein Pontifikat, ſelbſt in den Augen ſeiner ſtrengſten Richter, berühmt machen muſs. Seiner Eigenliebe gab es bald Genuſs, bald Kummer. Es brachte ihm ſchallende Lobreden und heftige Sarkasmen ein. Wenn er über die Straſsen in Rom gieng, hörte er ſich oft il Seccatore nennen; ein zweideutiger Spottname, der zugleich auf ſeine Wuth der Sumpfaustrocknung und auf die Qual, die das römiſche Volk dadurch litt, anſpielte. Dieſe Unternehmung war in den Augen der Unterthanen eine Thorheit, wofür ſie die Koſten zahlten und wenig dabei gewannen. Die Reiſenden genoſſen allein die Früchte ſo vieler Arbeiten und verwendeten Schätze. Wenn ſie auf der prächtigen, von *Pius* wieder hergeſtellten Appiſchen Straſse hinfuhren, ſahen ſie nicht die von den umherliegenden Sümpfen verſchlungenen Summen, nicht die Menge der von den peſtartigen Dünſten langſam Getödteten. Sie winkten dem glänzenden Erfolge dieſer peinlichen und gefährlichen Arbeiten Beifall zu, ſo wie wir die ſtolzen Pyramiden Aegyptens bewundern, ohne uns an die Tauſende von Sklaven zu erinnern, die ſie errichten muſsten. Uebrigens fehlt noch Vieles, daſs der Hauptzweck dieſer Unternehmung, die Verbeſſerung der Luft, erreicht worden wäre. Oefters zerſtörten die Elemente in einem Tage wieder, was mit ungeheuren Koſten in vielen Monaten zu Stande gebracht worden war.

Als Oberhaupt der Kirche mußte Pius Stürme erdulden, die sein Pontifikat vor allen andern auszeichnen. Die katholischen Regenten schienen, gleich nach dem Antritte seiner Regierung, von einerlei Geiste belebt, sich zu bemühen, dem römischen Hofe manche starke Quelle der Bereicherung abzugraben, und dadurch eben sowohl für die Rettung und Erhaltung ihrer landesherrlichen Rechte, als für das Wohl ihrer Unterthanen zu sorgen. Man verbot in manchen Ländern die Pilgrimsreisen nach Rom, man verbot den Klöstern, Gelder an ihre Generale nach Rom zu senden; man machte Veränderungen mit Bißthümern, ohne um des Pabstes Einwilligung anzusuchen; man unterwarf die geistlichen Güter den Schatzungen und Auflagen; man überließ die Klöster den Diöcesanbischöfen, und hob alle Gewalt der Provinziale, Definitoren und Generale auf, wodurch sie so genau mit Rom verbunden waren; man hob Klöster auf und setzte dem Termíniren der Bettelorden Schranken. Venedig, das unter allen italienischen Staaten zuerst an Einschränkungen der päbstlichen Macht gedacht hatte, fuhr auch unter diesem Pabste fort, Gesetze zu geben, die man in Rom für Eingriffe in die Rechte des päbstlichen Stuhls hielt. Im Jahre 1775 beschloß man, daß alle Abteien und Pfründen, die unter dem Schutze des Adels stehen, für weltliche erklärt, und ihre Güter den Einkünften des Adels einverleibt werden, bei Erlöschung eines Stammes aber

der Republik selbst heimfallen sollten. Pius wurde hierüber so entrüstet, daß er drohte, wenn der Staat dieses Dekret nicht aufhebe, den neuen Patriarchen von Venedig in seiner Würde weder zu erkennen, noch zu präkonisiren. Allein der Rath war standhaft, verband sich mit den Höfen zu Wien und Neapel, drohte mit Einziehung aller Güter der venetianischen Klöster, und der Pabst mußte sich endlich entschließen, den Patriarchen zu präkonisiren.

In den österreichischen Erblanden, die in den vorigen Zeiten eine so ergiebige Quelle für die römischen Finanzen waren, wurden Veränderungen vorgenommen, die den Pabst in die äußerste Unruhe setzten. Zwar so lange Maria Theresia lebte, behielt der Wiener Hof noch immer eine achtungs- und ehrfurchtsvolle Stellung gegen den heiligen Stuhl. Als aber die Kaiserin starb, bestieg ihren Thron ein Fürst — unternehmend, fruchtbar an Plänen zu Reformen, und voll Verstand und Einsichten. Um große Dinge zu Stande zu bringen, fehlte ihm nichts als Mäßigung. Joseph II. bewies sogleich in einer Reihe neuer Kirchenverordnungen einen solchen freien Toleranzgeist, wie man davon seit Kaiser Maximilian II. Zeiten kein Beispiel in Oesterreich gesehen hatte. Allen christlichen Religionspartheien vergönnete er beinahe ganz ungehinderten Gottesdienst. Auch selbst den Juden gestattete er weit mehr Freiheit, als sie sonst bisher nirgends besaßen.

Doch dieß war nur ein Vorspiel von der großen Reformation, die darauf folgen sollte. Nach einer kaiserlichen Verordnung vom 24sten März 1781 wurden alle Ordensgeistliche und ihre Angelegenheiten allen auswärtigen Generalen, Oberaufsehern und aller bisherigen auswärtigen Abhängigkeit entzogen — ein fürchterlicher Streich für die päbstliche Macht, der das ganze hierarchische Gebäude durchaus erschütterte, und ein Joch abwarf, das der päbstliche Despotismus in dem mittlern Zeitalter allen Nationen auferlegt, und fast in allen katholischen Ländern bisher erhalten hatte. Aber es sollten noch mehr Fesseln, die der römische Bischof der Majestät und den Bischöffen angelegt hatte, zerbrochen, und die Rechte des Fürsten und der Bischöffe auf eine noch allgemeinere Weise hergestellt werden. Da die Nachtmahlsbulle nicht nur den Gewissen die härtesten Fesseln anlegt, sondern auch die Thronen erschüttert und den Bischof von Röm zum Herrn über Kaiser und Könige und alle ihre Unterthanen macht, so wurde diese durch ein Dekret vom 4ten Mai 1781 verboten, und bei Strafe befohlen, sie aus den Ritualbüchern zu vertilgen und auszureissen. Und da die Bulle Unigenitus einen Saamen der Zwietracht in der ganzen römischen Kirche ausstreute, die von einem großen Theile derselben gehaßte Jesuitermoral kanonisirte, und viele mit einem fanatischen Eifer belebte, sich ihr zu widersetzen, so gab der Kaiser dadurch einen thätigen Beweis von

ſeinem Grundſatze, daß auch dogmatiſche Bullen der Päbſte ohne Einwilligung der Regenten in ihren Ländern kein verbindendes Anſehen erlangen können, indem er allen Biſchöffen unterſagte, dieſe Bulle dem öſterreichiſchen Clerus oder Volke aufdringen zu laſſen, und ihren Gebrauch in allen Fällen gänzlich verbot. Die fürſtlichen Rechte rettete Joſeph gegen die päbſtlichen Eingriffe durch das Mandat vom 26ſten März 1781, Kraft deſſen alle von dem päbſtlichen Hofe zu erlaſſende Bullen, Breven, oder andere Verordnungen, weil ſie immer eine Beziehung auf den Staat haben könnten, vor ihrer Kundmachung dem Kaiſer zur Ertheilung der Genehmigung vorgelegt werden ſollen. Den Biſchöffen entzog er, ſo viel möglich, alle Abhängigkeit von dem päbſtlichen Stuhle, denn dieſe Abhängigkeit hatte bisher große Summen in die apoſtoliſche Kammer geleitet. Auch in Anſehung der Mönche, welche dem römiſchen Stuhle zur Erhaltung ſeines Anſehens ſo wichtig ſind, nahm Joſeph Reformen vor, welche in Rom unmöglich gefallen konnten. Endlich reinigte er den katholiſchen Gottesdienſt von einer Menge abergläubiſcher Andächteleien und müßiger, dabei aber höchſt koſtbarer, Feierlichkeiten.

Alle dieſe Verordnungen erregten in Europa Bewunderung und zu Rom Entſetzen. Viele Generale der Mönchsorden warfen ſich dem Pabſte zu Füßen,

und baten, daß er sich bei dem Kaiser verwenden möchte, daß diese ihnen so nachtheiligen Verordnungen zurückgenommen werden möchten. Und was that Pius bei diesen Erschütterungen seines Dreifußes? Im eilften Jahrhunderte hatte sein Vorfahr, Gregor VII., den Kaiser Heinrich IV. über die beschneiten Alpen nach Italien wallfahrten und im armen Sünderkleide einen Fußfall thun lassen; allein in der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts waren die Päbste schon weit geschmeidiger geworden. Pius erwartete keinen Besuch vom Kaiser, diesem kam er zuvor, indem er gegen Ostern 1782 selbst eine Reise nach Wien machte, um etwa durch den Glanz seiner Würde, durch das Einnehmende seiner Person und die Stärke seiner Beredtsamkeit das auszurichten, was Briefe nicht ausrichten konnten.

Seine Aufnahme in Wien geschah mit allen Zeichen der Ehrerbietung, die seiner Würde gebührte. Der Kaiser fuhr ihm nebst dem Erzherzoge Maximilian bis über Wienerisch-Neustadt entgegen, nahm ihn in seinen Wagen, und begleitete ihn in seine Burg. Der Kaiser ließ es sich sehr angelegen seyn, um den Pabst alles sehen und bewundern zu lassen, was seine Hauptstadt an Pallästen, Gallerien, Manufakturen und öffentlichen Anstalten Glänzendes und Merkwürdiges enthielt. Pius dagegen unterließ nichts, um in Wien den ganzen Pomp der römischen Kirchen-Ce-

remonie zu zeigen und dem abergläubigen Volke alles das darzuſtellen, was das Haupt der katholiſchen Welt in den Augen des großen Haufens Impoſantes haben mag.

Zahllos war die Menſchenmenge, welche herbeiſtrömte, den heiligen Vater zu ſehen. Mehr als einmal ſahe man den großen Marktplatz mit verlornen Hüten und Schuhen überſäet; alles aber ward durch das Glück, den Pabſt zu betrachten und ſeinen Segen zu empfangen, erſetzt. Dieſer Eifer grenzte an Wahnſinn. Der Strom der Donau war oft von der Menge auf- und abfahrender mit Neugierigen beladenen Böte verſtopft. Bei zwanzig bis dreißig tauſend Menſchen drängten ſich, um mit großem Geſchrei den Segen zu fordern, in den zu der Reſidenz des Kaiſers führenden Gaſſen. Alle Zugänge waren verrennt, und der Pabſt mußte des Tages einigemal auf ſeinem Balkon erſcheinen, um der ungeduldigen Menge die ihm ſo leicht und ſo heiß erflehete Wohlthat zu gewähren. Kaum war dieſer Haufen entlaſſen, ſo erſetzte ihn, nach eben dem Glücke trachtend, ſchon wieder ein anderer. Der Zulauf in Wien war ſo groß, daß man einige Tage Mangel an Lebensmitteln fürchtete. Aus den entfernteſten Theilen der Erbſtaaten eilte man herbei. Beſonders zeichnete ſich der lächerliche Eigenſinn eines Bauers aus, welcher, um den Pabſt zu ſehen, 60 Meilen weit hergekommen war. Er poſtirte ſich ſogleich in einem der von Sr.

Heiligkeit bewohnten Säle. „Was wollt ihr hier?“ fragt ihn die Schildwache. — „Den Pabſt ſehen.“ — „Hier iſt nicht der Ort dazu. Fort mit euch!“ — „Nein, ich gehe nicht; warten will ich hier, bis er kommt. O, ich habe gar keine Eile, ich; thut ihr nur eure Geſchäffte.“ — Und damit ſetzt er ſich und verzehrt ruhig ſein Stück Brod. Schon hatte er mehrere Stunden gewartet, als der Kaiſer von ſeiner Beharrlichkeit hört und ihn ſelbſt zu dem Pabſte hineinführt, der den ehrlichen Landmann freundlich aufnahm, ihm die Hand zum Kuſſe, ſeinen Segen und überdieß alles noch eine der von Rom mitgebrachten Medaillen reichte. „Wie doch die Wiener ſo verſchlagen ſind, ſagte der Bauer, indem er vergnügt weggieng, haben ſie mir nicht einmal geſagt, daß der Pabſt denen Geld giebt, die ihn beſuchten.“

Nicht ſeine Perſon war es allein, die verehrt ward — auch ſein Pantoffel. Dieſer ſtund auf einem Kiſſen im Audienzſaale, ward geküßt von den ſich in großer Menge einfindenden Geiſtlichen, von Andächtigen aus allen Klaſſen und ſelbſt von vielen Neugierigen. Wie eine Reliquie trug man dieſen heiligen Pantoffel in den vornehmſten Häuſern in Wien herum. Doch wurden die mehreſten Laien bloß zum Kuſſe der Hand und des daran ſteckenden Fiſcherrings zugelaſſen.

Alle diese Freuden so vieler öffentlicher und Privathuldigungen, welche die Eitelkeit des Pabsts genoß, wurden aber doch von verschiedenen, wesentlichere Gegenstände betreffenden Dingen gestört. In seinen öftern Konferenzen mit dem Kaiser kamen die Hauptpunkte, deren Entscheidung seine Reise veranlaßt hatte, nicht einmal gründlich zur Sprache. Einmal machte Pius den Versuch, den Kaiser durch eine pathetische Rede zu rühren, worinn er aus dem kanonischen Rechte gezogene Argumente einmischte. Der Wirkung dieser Rede hatte er sich aber nicht sonderlich zu erfreuen. Der Kaiser wich allen Erörterungen aus, indem er sagte: „Ich bin kein Theolog; viel zu wenig verstehe ich vom kanonischen Rechte, um mündlich darinn etwas zu verhandeln. Belieben Ihro Heiligkeit die Vorstellungen niederzuschreiben, die Sie mir thun zu müssen glauben, damit ich sie meinen Theologen zur Untersuchung vorlegen kann. Alles, was bis jetzt geschah, alles, was noch künftig geschehen wird, beabsichtigt das Wohl meiner Unterthanen. Unumgänglich nothwendig waren die beschlossenen neuen Einrichtungen; mit desto mehr Standhaftigkeit werde ich sie aufrecht erhalten, da keine derselben die christliche Lehre auch nur im geringsten beeinträchtigt. — Verlangen Ihro Heiligkeit eine ausführlichere Erklärung, so bitte ich, mir Ihre Einwürfe schriftlich vorzulegen; ministeriell und bis ins kleinste Detail soll mein Kanzler dann darauf antwor-

ten; ich will sie, zur Belehrung meiner Unterthanen, selbst drucken lassen.“ — Dieß hieß ihm genug sagen, was er zu erwarten habe. Nicht einmal die Abreise des Pabstes erwartete Joseph, um in seinen Reformen fortzufahren: er hob aufs neue, und ohne Mitwirkung des päbstlichen Stuhls, im Mailändischen und Mantuanischen Klöster auf.

Dem kaiserlichen Minister, Fürsten Kaunitz, war die Anwesenheit des Pabstes nicht angenehm. Zwar scheint er eben keine religiösen Schwärmereien und Tumulte, keine Kreuzpredigten gegen den profanen Monarchen besorgt zu haben, immer sah er indeß ungern so viel tausend Hände der dringenden Frühjahrsarbeit entzogen. Die Segnungen des Pabstes wirkten nur auf abergläubische Gemüther, nicht auf Felder und Fluren. Vergebens erwartete Pius den ersten Besuch von Seiten des Ministers; der Hochmuth des Fürsten Kaunitz konnte sich selbst vor dem päbstlichen Stuhle nicht beugen. Der Pabst, welcher seine prächtige Wohnung und vornehmlich seine Gemäldesammlung sehen wollte, war endlich genöthigt, ihm mit einem Zuvorkommen zu begegnen, gegen welches sich seine Würde sträubte. Er ließ ihn fragen, wenn er ihn besuchen und die Sehenswürdigkeiten seines Pallastes bewundern könne. Kaunitz bestimmte ihm den Tag und die Stunde; der Pabst stellte sich zur bestimmten Zeit ein. Als er bei

dem Kanzler ankam, fand er seine Kinder und Hausgenossen in prächtigen Staatskleidern, seine Leute in glänzenden Livreen; Kaunitz selbst hingegen erscheint vor ihm im bloßen Morgenanzuge und mit einer mehr vertraulichen als ehrerbietigen Miene. Pius reicht ihm die Hand. Kaunitz, statt sie zu küssen, schüttelt und drückt sie treuherzig zum großen Erstaunen des Pabstes. Mit affektirter Höflichkeit will er nun seinen Cicerone machen. Er läßt ihn seine Gemälde anschauen; um ihm vor jedem Gemälde den rechten Standpunkt zu geben, läßt er ihn bald vor-, bald rückwärts treten, sich bald rechts, bald links wenden. Zum erstenmale fühlte sich Pius von einer profanen Hand gezerrt, gestoßen; er, dem man sich sonst nur mit einem ehrerbietungsvollen Anstande näherte, den man nur, um ihm zu huldigen, berührte. Nicht ohne einige Anstrengung behielt er seine Fassung während dieses Auftritts, und, um die erlittene Kränkung nicht dadurch zu vermehren, daß er sie zu bemerken schien, mußte er sich noch sehr dankbar gegen den Fürsten Kaunitz für seine übergroße Gefälligkeit bezeugen. Uebrigens blieb es bei dieser Probe, die er davon erhielt.

Weit gefälliger, als der Kanzler, bewies sich der Kaiser gegen seinen Gast, obgleich in der Hauptsache unerschütterlich standhaft. Als sich Pius, nach einem monatlichen Aufenthalte in Wien, zur Abreise rüstete, ließ ihm der Kaiser einen schönen

Reisewagen einrichten, und machte ihm ein Geschenk von einem mit Diamanten reich besetzten Bischofskreuze, das man auf zweimal hundert tausend Gulden schätzte. Alles, was die Etikette des kaiserlichen Hofes Imposantes und Verschwenderisches darbot, ward verwendet, um dem Pabste die letzte Ehre zu erweisen. Joseph und sein Bruder begleiteten ihn eine Meile weit. Vor der Kirche von Marienbrunn stiegen sie alle drei aus, giengen hinein, verrichteten mit gleicher Inbrunst ihr Gebet, und nun umarmte und segnete der heilige Vater Joseph und den Erzherzog, und trennte sich endlich von ihnen mit gegenseitiger lebhafter Rührung. Die zahlreiche Menge um sie her ward erweicht, Schluchzen mischte sich in den Zuruf des Volks, und die Mönche von Marienbrunn verewigten, nach dem Wunsche des Pabstes und des Kaisers, die Zeit und den Ort dieser rührenden Trennung durch eine marmorne Tafel. Merkwürdiger aber noch, als dieses Denkmal, war, daß an eben dem Tage dieses rührenden Abschiedes kaiserliche Kommissarien ankamen, um den Mönchen anzuzeigen, daß Seine Kaiserl. Majestät sie künftig der Mühe der Selbstverwaltung ihrer Einkünfte überheben wolle, und ihr Kloster hiermit sequestrirt sey. Die Mönche stimmten bei dieser Nachricht ihre Freude über die ihnen so eben wiederfahrne Ehre etwas herab, und fiengen an zu ahnen, der Pabst möchte wohl nur eine unnütze Reise gemacht haben.

Und so war es wirklich. Der heilige Vater war noch nicht lange von seiner Reise, welche die Schuldenlast der apostolischen Kammer um eine Million römischer Thaler vermehrte, zurückgekommen, so that Joseph neue kühne Schritte, und nicht allein sein Bruder, der Großherzog von Toskana, sondern auch der König von Neapel und andere Fürsten folgten diesem Beispiele. Selbst in dem deutschen Reiche, das sonst seit Jahrhunderten an den tyrannischen Einfluß des päbstlichen Stuhls gewöhnt war, erfolgten gegen diesen Stuhl die entschlossensten Vorkehrungen.

Erst zuletzt trat Frankreich, das diesen Kämpfen lange von ferne zugesehen hatte, öffentlich auf, um dem päbstlichen Ansehen und seinen Revenüen die schrecklichsten Stöße zu versetzen. Gleich im Anfange der Gährungen, die sich mit dem Umsturze des königlichen Throns endigten, beschwerte man sich laut und mit Unmuthe über die unmäßigen Summen, die jährlich aus Frankreich nach Rom giengen. Mit reissender Schnelligkeit wagte die Nationalversammlung die kühnsten Angriffe nicht bloß auf die geistliche Obergewalt des Pabsts, sondern sie suchte ihm auch ein Stück von dem zu entreißen, was er sein Erbtheil nannte. Es ward darauf angetragen, die Grafschaft Avignon mit der französischen Monarchie zu vereinigen.

Dieses Ländchen war oft der Zankapfel zwischen

den Königen von Frankreich und den Päbsten gewesen. Den Geschichtschreibern blieb die Rechtmäßigkeit seiner Erwerbung durch den Pabst von jeher räthselhaft; den Kanonisten war sie unbestreitbar. Diese Frage, welche die französische Regierung in Zeiten des Wohlwollens unentschieden ließ, ward durch Thätlichkeiten entschieden, sobald sie über den Pabst Klagen führte. Zweimal in einem Jahrhunderte, unter Ludwig XIV. und unter seinem Nachfolger, hatte Frankreich diese Grafschaft besetzt. Mit ungeduldigem Auge sah man jetzt einen kleinen Staat in einem großen Königreiche eingeschlossen, der durch seine Lage den Straßenräubern zur Höhle, den Schleichhändlern zur Freistadt diente. In Revolutionen zieht ein kühner Schritt den andern nach sich; ohne die Drohungen und Reklamationen des Pabstes zu achten, ward Avignon im Jahre 1791 mit Frankreich vereinigt.

Der Pabst hatte diese Kränkung nicht abgewartet, um den Franzosen die entscheidendsten Beweise seines Hasses zu geben. Anfänglich diente die Furcht vor einem Aufruhre den Verfolgungen gegen die Franzosen, welche im römischen Gebiete lebten, zum Vorwande. Wer zu dieser Nation gehörte und sich nicht zu Grundsätzen bekannte, die den von ihr angenommenen entgegengesetzt waren, der war Patriot, das heißt nach dem Wörterbuche des römischen Hofes,

der verdiente eingekerkert, fortgejagt, oder doch wenigſtens ſtrenge beobachtet zu werden. Dieſe Regierung gieng abwechſelnd von der Kühnheit zum Schrecken, vom Despotismus zu religiöſen Mumereien über. Im Auguſt 1791 ward ſie durch ein vorgebliches Komplot, das von den in der Engelsburg eingekerkerten Unglücklichen angezettelt ſeyn ſollte, aufgeſchreckt. Sie ließ die Gefangenen von hier weg und über die Grenzen des Kirchenſtaats bringen.

Als der Krieg zwiſchen Frankreich und den verbündeten Mächten ausbrach, bezeigte ſich auch Pius nicht ungeneigt, in die Kampfſchranken einzutreten. Er muſterte ſeine Truppen, Alles in Allem 5000 Mann, und befahl von einem Meere zum andern einen Kordon zu ziehen. Uneingedenk ſeiner Beſchwerden gegen den Hof von Neapel verabredete er mit demſelben Vertheidigungsmaaßregeln; er beſichtigte die Arſenäle und ſeine Leihhausbank, um die Hülfe zu kennen, die er von dem Eiſen und von dem Golde, dieſen beiden Nerven des Kriegs, zu erwarten habe. Aber ach! beide waren ſehr ſchwach. In den Arſenälen keine Kanonen, in den Kiſten wenig Gold. — Aber ſeine Hauptquelle war der Fanatismus des römiſchen Volks; und er ſparte nichts, um davon Nutzen zu ziehen. In allen Kabinetten von Italien ward intriguirt; er verſtand ſich, mit Beiſeitigung aller Bedenklichkeiten der Intoleranz, mit

dem Kabinete von St. James, gegen den gemeinschaftlichen Feind der Ruhe von Europa. Die beiden Höfe von Rom und London schienen den Himmel und die Erde unter sich vertheilt — der eine die religiösen, und der andere die politischen Triebfedern sich vorbehalten zu haben. Als der Kaiser Franz II. sich im Jahre 1794 auf einige Zeit an die Spitze seiner Armee stellte, schickte ihm Pius in einem Reliquienkasten eine goldene Medaille mit den Bildnissen des heiligen Apostel Petrus und Paulus. „Kämpfen Sie, schrieb er ihm, kämpfen Sie im Namen dieser beiden tapfern Soldaten unsers Herrn Jesus Christus.“ Der übrige Theil des Jahres gieng mit Aussinnen von Mitteln hin, theils um Geld anzuschaffen, theils um das Volk zu fanatisiren; die ersteren waren schwerer als die letzteren zu erfinden. Zur Bestreitung der Kriegszurüstungskosten war eine Vermehrung der Ausgaben und folglich auch der Steuern nöthig. Das römische Volk, statt gegen die Franzosen sich zu empören, hätte sich beinahe gegen seine eigene Regierung empört.

Schrecken und Furcht verbreiteten sich durch das ganze römische Gebiet, als die französische Armee so glänzende Fortschritte in Italien machte. Jetzt bereuete es Pius zu spät, sich in Verbindungen eingelassen und Schritte gewagt zu haben, die sein Verderben nach sich ziehen konnten. Um einen Waffenstill-

ſtand zu vermitteln, ſandte er den Ritter Azara an Buonaparte nach Mailand. Mit banger Erwartung ſah man dem Ausgange ſeiner Konferenzen mit dem Generale entgegen. Aber der Gang der Konferenzen war viel langſamer, als der der Waffen. Man vernimmt in Rom, daß am 19ten Jul. 1796 eine Diviſion der franzöſiſchen Armee in die Staaten des Pabſtes eingerückt ſey. Das an den Grenzen von Bologna und Modena liegende Fort Urbino konnte die franzöſiſche Armee nicht hinter ſich laſſen. Es ward aufgefordert, ſich zu ergeben. Eine Beſatzung von 500 Soldaten lag in dem Fort; ſchöne Leute, (ſagt der Bericht von Buonaparte,) gut gekleidet, aber — es waren Soldaten des Pabſtes. Das Fort ergiebt ſich. Das war die erſte Eroberung der Franzoſen im Kirchenſtaate. Bald darauf wurden ſie Herren von Bologna, Ferrara und ſelbſt von Ankona. So verlor der Pabſt in wenigen Tagen zwei von ſeinen Legationen, ſeine beiden ſchönſten Provinzen, die er nicht wieder erhalten hat.

Dieſe Nachricht verurſachte eine große Gährung unter dem römiſchen Volke. Es verſammlete ſich in Haufen, die mehr das Anſehen von Unruhe, als den Charakter eines Aufſtandes hatten. Aber der Regierung ward doch bange. Der Staatsſekretair erläßt eine Proklamation an die Mißvergnügten, worin er ſagt: „Als Chriſten wendet euch an Gott; als Un-

terthanen habt Zutrauen zu eurem Souverain, welcher nichts verſäumt, um den Frieden zu ſichern.“ Zu gleicher Zeit eilten die Prieſter im Kirchenſtaate in die Kirchen, auf die Märkte, öffneten ihren Pfarrkindern die Schätze der himmliſchen Freigebigkeit, verſprachen für vierzig tauſend Jahre Ablaß jedem, der dazu helfen würde, die Franzoſen, dieſe Strafruthe der Kirche, zu vertreiben.

Um nichts geringer aber waren darum die Beſorgniſſe. Schon verließen die erſten Familien Rom. Auch die Kardinäle wollten folgen, als ein von dem Ritter Azara aus Bologna abgefertigter Eilbote mit der Nachricht des abgeſchloſſenen Waffenſtillſtandes eintrifft. Schmerzhaft waren die Opfer, die er hatte bringen müſſen. Es koſtete dem Pabſte die beiden Legationen von Bologna und Ferrara, ſeine ſchönſten Gemälde und Statuen, und eine Kontribution von 15 Millionen; aber nur für dieſen Preis konnte er dem Strome der franzöſiſchen Eroberungen Einhalt thun. Pius ergab ſich in ſein Schickſal; aber mit großen Schwierigkeiten war es verbunden, um den Unglückbringenden Waffenſtillſtand eilends zu vollziehen. Die gewöhnlichen Hülfsquellen waren erſchöpft; die Auflagen konnten keine neue eröffnen. Pius that in einem geheimen Conſiſtorium den Vorſchlag, den Reſt der ſeit dem Pontifikat Sixt V. in der Engelsburg niedergelegten Summen aufzunehmen.

Zu jeder andern Zeit würde dieſe Maaßregel Kirchenraub geſchienen haben. Aber das Schrecken war ſo groß und allgemein, daß der Vorſchlag des Pabſtes einſtimmig durchgieng. Dieſer Schatz der Engelsburg reichte jedoch kaum zu der erſten Zahlung aus. Für die folgenden mußten andere Anſtalten getroffen werden. Die Kirchen, die ſämmtlichen frommen Stiftungen wurden angehalten, alle ihre Ornamente, alle Gefäße von koſtbarem Metall, die zum Gottesdienſte nicht ſchlechterdings erforderlich waren, abzuliefern. Durch ein Edikt wurden alle päbſtliche Unterthanen aufgefordert, ihr überflüßiges Silbergeräthe in den Schatz zu bringen. Vier römiſche Große erhielten den Auftrag, dieſe Einſammlung zu beſorgen. Der Fürſt Doria ſandte ein freiwilliges Geſchenk, das auf eine halbe Million geſchätzt ward.

Die franzöſiſchen Waffen erlitten um dieſe Zeit einen leichten Verluſt; die Belagerung von Mantua mußte auf einige Zeit aufgehoben werden. Sogleich hörte die Achtung auf, welche man anfangs den franzöſiſchen Kommiſſairs in Rom bewieſen hatte, und Beſchimpfungen traten an die Stelle derſelben. Durch ſchlimme Rathgeber verführt ließ ſich Pius verleiten, noch einmal militairiſche Anſtalten zu betreiben. Allenthalben wurden Rekruten ausgehoben. Der Kardinal Buſca trieb im ganzen Kirchenſtaate alle Landſtreicher zuſammen: entweder müſſen ſie ſich zu deſſen

Vertheidigung bewaffnen, oder das Land verlassen. Schnell versammlen sich die Landtruppen. Allenthalben nichts als Transporte von Seitengewehren, von Kanonen, von Zelten und Wagen. Von allen Seiten her strömten Kriegssteuern jeder Art. Gold, Silber, Kostbarkeiten, Bankzettel, Waaren, Schlachtvieh; alles wird mit einem gewissen Enthusiasmus, den man für patriotisch hätte halten können, dargebracht. Einige reiche Privatleute liefern Korps oder Kleidung und Waffen dafür. Alles drängt sich in dieser fast allgemeinen Gährung voran. Die römische Regierung vergißt ihre Trägheit, und scheint nur Kraft wieder zu gewinnen, um sich ins Verderben zu stürzen. Pius, selbst ein Spielwerk der herrschenden Faktion, schickt an alle katholische Höfe ein Manifest, worinn er sie auffordert, sich zur Vertheidigung der Religion zu vereinigen. Zugleich richtet er an alle seine Unterthanen eine Proklamation, um sie zur Bewaffnung gegen den angreifenden Feind zu ermahnen. Die schon angefangene Vollziehung des Waffenstillstandes wurde unter diesen Umständen eingestellt.

Man gab dem Unheil bringenden Kriege alle Formen eines Religionskrieges. Jedes Truppenkorps hörte vor seinem Abzuge eine Predigt, die recht dazu geeignet war, um es mit fanatischem Eifer zu durchdringen. Die freiwillige Reiterei brachte, ehe sie

abzog, acht Tage, nicht mit taktiſchen Vorbereitungen, ſondern mit geiſtlichen Uebungen zu. Am 6ten Jan. 1797 wurden in der Peterskirche die Fahnen der verſchiedenen marſchfertigen Korps eingeſegnet. Auf dieſe Fahnen war ein Kreuz geſtickt, mit der Inſchrift: In hoc signo vinces, (dieſes Zeichen wird euch den Sieg verleihen.) „Geht, ſchrieen die Mönche, die den Auftrag hatten, die Kinder des Vaterlandes zu ermahnen, geht, der Religion zu dienen. Ringt euren Ahnherren nach; geht hin und erobert die Welt.“

Traurige Verblendung! Buonaparte erſchien auf dem Kampfplatze, und nun wandelte die Scene ſich um. Die franzöſiſche Armee rückte im Februar 1797 in den Kirchenſtaat ein, bemächtigte ſich Imola, Forli, Ceſena, und Pius verlor bei dieſem erſten Anfange 5 bis 600 Mann, 1000 Gefangene, 4 Kanonen u. ſ. w. In wenig Tagen drangen die Feinde bis Loretto vor, und Pius ſah ſich zum zweitenmale genöthigt, um Frieden zu bitten. Es kam ein Traktat zu Stande, nach welchem der Pabſt 31 Millionen bezahlen und 1600 ganz geſattelte Pferde liefern ſollte. Beklagenswerth war jetzt die Lage des heiligen Vaters. Vereitelt ſah er ſeine Hoffnungen; unwiderbringlich verloren drei ſeiner Provinzen; leer ſeine Geldkaſten; ſeine Unterthanen mißvergnügt, und ſchon durch die Anſtrengungen, Geld zur Erfüllung

des Waffenstillstandes aufzubringen, erschöpft. Und doch waren neue Anstrengungen zur Vollziehung des neuen Traktats nothwendig. Er ward im Mai von einer so schweren Krankheit befallen, daß man schon an die Wahl seines Nachfolgers dachte. Seine Wiedergenesung täuschte nicht allein viele Berechnungen und Hoffnungen, sondern sie verdroß auch das römische Volk, welches mehr als irgend ein anderes Veränderungen liebt. Kaum konnte der heilige Vater öffentlich erscheinen, ohne verhöhnt und ausgepfiffen zu werden. Ein Geist der Unruhe und Empörung verbreitete sich durch alle Stände und Alter.

Mitlerweile kam Joseph Buonaparte, ein Bruder des Generals, als bevollmächtigter Gesandter der französischen Republik in Rom an. Angstvoll wandten sich alle Blicke auf diesen neuen Repräsentanten Frankreichs; seine unbedeutendsten Worte, seine gleichgültigsten Handlungen suchte jeder auszulegen; die Andächtler glaubten, oder gaben vor zu glauben, ein französischer Republikaner könne nur ein Mann von zurückstoßenden Formen seyn, der keine Achtung für die Sitten anderer Länder, und besonders keine Religion habe. Angenehm wurden sie überrascht, als sie ihn zuvorkommend und sehr urban fanden, und besonders, als sie ihn in die Messe gehen sahen. Seine erste Erscheinung, die Sprache, die er führte, schienen ihnen der besten Vorbedeutung

voll, und die Anhänger des römiſchen Stuhls fiengen wieder an zu glauben, dieſer Stuhl ſtehe noch auf einem feſten Fuße. Aber die franzöſiſche Republik hatte noch mancherlei Klagen gegen ihn zu führen. Er hielt mehr ſtehende Truppen, als er nach dem Friedensſchluſſe halten durfte. Aus Haß gegen die franzöſiſche Revolution wurden Fremde, beſonders aber Franzoſen, in Rom verfolgt. Der Pabſt ſchien abgeneigt, mit der cisalpiniſchen Republik Verbindungen einzugehen. Die Emigranten, die ungehorſamen Prieſter, zogen haufenweiſe nach Rom, und fanden da eine gute Aufnahme. Endlich war ein öſterreichiſcher General von Wien gekommen, um das Kommando der päbſtlichen Truppen zu übernehmen. Der Geſandte Buonaparte erklärte ſich mit Nachdruck über das alles, und ſeine Erklärungen ſchienen bereits von einem guten Erfolge begleitet zu werden, als ein unglücklicher Zufall den römiſchen Staat und ſeinen grauen, vom Schmerz gebeugten Vorſteher, vollends in den Abgrund des Verderbens ſtürzte.

Es gab in der Stadt Rom nicht wenige Anhänger der Franzoſen, und — durch mancherlei Mittel unterſtützt — vergrößerte ſich ihre Zahl immer mehr; die meiſten davon waren liederliches Geſindel, Tagediebe, die unter dem Mantel von Gleichheit nach Plünderung dürſteten. Ihre Kühnheit ſtieg endlich ſo hoch, daß ſie ſich ohne weiteres entſchloſſen, einen förmlichen Aufſtand zu wagen, um Rom zu revolu-

tioniren. Die revolutionaire Zusammenrottung geschah bei der Villa Medices, die Anzahl der Rebellen war etwa 100; sie hatten meistens die französische Kokarde aufgesteckt, und ein ganzer Sack voll Kokarden war rings herum auf der Erde verstreut worden. Die Regierung schickte ein Detachement Truppen zu Fuß und zu Pferde. Die Empörer thaten Widerstand, es gab von beiden Seiten Verwundete und Todte; doch wurden die Bösewichter aus einander gejagt und einige davon verhaftet; am darauf folgenden Tage genoß Rom einer vollkommnen Ruhe, die aber von kurzer Dauer war. Am 28sten December 1797 erschien ein Haufe von Revolutionisten vor dem Pallaste Corsini, wo der Minister Buonaparte und der General Duphot*) wohnten; sie waren mit Stiletten, Säbeln und Pistolen bewaffnet, und hatten alle französische Kokarden aufgesteckt. Als der Kommandant der Bürgerwache Nachricht erhielt, daß in der Gegend, wo General Duphot und Buonaparte wohnten, ein Tumult entstanden sey, sandte er Patrouillen hin, um den Auflauf zu zerstreuen und die Ruhe wieder herzustellen.

*) Dieser wegen seiner Tapferkeit rühmlich bekannte französische General war kurz vorher nach Rom gekommen, um die Frauenschwester des Ministers Joseph Buonaparte zu heirathen — vermuthlich aber auch in der Absicht, um eine Revolution zu bewirken, denn er erhielt hierinn allen möglichen Beistand von dem französischen Minister.

Schon ſtand der General Duphot an der Spitze der Inſurgenten, und gieng, als die Patrouillen anrückten, der zuerſt ankommenden mit ſtarken Schritten und gezogenem Säbel entgegen. Der Korporal der Patrouille, als er ſich von dem franzöſiſchen Generale angefallen ſah, rief ihm zu: Zurück, Herr General! — Duphot drang demungeachtet auf ihn ein. Dreimal wiederholte der Korporal dieſelben Worte: Zurück, Herr General! — Als er ſich aber der Gefahr nahe ſah, unter den Säbelhieben Duphot's zu fallen, ſchoß er die Flinte, womit er bewaffnet war, auf ihn ab, und tödtete ihn. Jetzt entbrannten die Gemüther erſt recht. Aus den Fenſtern des Geſandten-Pallaſtes ſchoſſen die Franzoſen auf die Truppen des Pabſtes; in der Straße ſchoſſen die Patrioten auf ſie. Die Beſtürzung des Ambaſſadeurs und ſeiner Familie über Duphot's Tod war unbeſchreiblich. Um Mitternacht reiſte er ab. Seine Gattin und ihre dem unglücklichen Duphot verſprochene Schweſter wurden von einem achtungswürdigen Geiſtlichen, Pfarrer einer nahen Kirche, durch die Stadt begleitet.

Der römiſche Hof, der an dieſem tragiſchen Vorfalle ganz unſchuldig war, bot dem franzöſiſchen Direktorium jede ſelbſtbeliebige unbedingte Genugthuung an. Dieſes ſprach aber weiter nichts von Genugthuung, ſondern ergriff den Anlaß mit Freuden, Rom

samt dem noch dazu gehörigen Gebiete zu revolutioniren. General Berthier erhielt den Auftrag, unverzüglich mit einer Exekutionsarmee von Mailand nach Rom zu marschiren. Er zog unter einer kriegerischen Musik gerade aufs Kapitol, und sobald er sich in der Stadt festgesetzt hatte, ergriff er die Zügel der Regierung. Er begann damit, den Manen des unglücklichen Duphot ein Trauerfest zu feiern. Ihm ward in der Mitte des Platzes der Peterskirche ein Grabmal errichtet, umpflanzt von Cypressen, von Trauerfackeln beleuchtet, mit lateinischen Inschriften, die seine kriegerischen Tugenden, seine Aufopferung und sein trauriges Ende verkündigten. Die Urne mit seiner Asche ward auf eine vor dem Kapitol errichtete Säule gestellt.

Von dem Tage des Einzuges des Generals Berthier in Rom konnte die alte Regierung die Epoche ihres Umsturzes anrechnen. Mit jammerndem Tone sprachen die Kardinäle ihre gänzliche Verzicht auf die weltliche Regierung aus, und fiengen an ihre Habe zu verkaufen, bevor sie eine Stadt verließen, wo nichts mehr als Kränkungen und Verfolgungen ihrer warteten. Mit unerhörter Grausamkeit wurden sie alle auf einmal geächtet; selbst diejenigen wurden nicht geschont, deren hohes Alter und Kränklichkeit Schonung forderten. Ihr wirklicher oder bei ihnen geglaubter Reichthum war das höchste Verbrechen, wofür man sie wollte büßen lassen. Nachdem sie fast

alle beſchimpft, eingekerkert und geplündert waren, eilten ſie weit von Rom irgend einem Zufluchtsorte zu, wo für ſie Ruhe, das einzige Gut, nach welchem ſie künftig trachteten, zu finden war. In dieſer allgemeinen Umwälzung der Dinge giengen auch die beiden Neffen des Pabſtes an einem Tage vom Ueberfluße zur Armuth über. Das Hauptvermögen des Kardinals Braſchi beſtand in den reichen Pfründen, womit ſein Oheim ihn überladen hatte. Seine Proſcription eröffnete nun dieſe Pfründen, und er mußte das ſchmale Einkommen eines Landpfarrers beneiden. Der Herzog Braſchi, ſein Bruder, war wegen ſeiner Erpreſſungen und ſeiner Habſucht allgemein verhaßt. Sein Aufwand aller Art glich dem eines kleinen Regenten; unermeßlich war ſein Mobiliarvermögen, und von ſeinen Güterbeſitzungen hatte er jährlich ein Einkommen von 40,000 römiſchen Thalern. Einige Tage nach der Revolution von Rom blieb ihm von dem Allen nichts, als die Ordensbänder und die Kreuze, die er von mehrern europäiſchen Regenten erhalten hatte. Er war noch glücklich genug, gegen die Verfolgungen, wodurch man ihn ſeine Habſucht und den von ſeinem Einfluſſe gemachten empörenden Mißbrauch büßen ließ, in Toskana auf kurze Zeit eine Freiſtatt zu finden. Seine Gemälde, Kupferſtiche, Antiken, alle Schätze ſeines Muſeums, ſeine koſtbaren Hausgeräthe, alles, was er Glänzendes beſaß, wurde konfiscirt und verkauft.

Seine Güter wurden als erobertes Land behandelt und zum Gewinn der erobernden Armee versteigert.

Pius, der 82jährige Greis, mußte das alles mit ansehen, und konnte nichts thun, um das harte Loos seiner Lieblinge und Vertrauten zu lindern. Ja, er selbst war noch zu weit härtern Leiden aufbehalten. Es gab in Rom viele Mißvergnügte und ehrliche Schwärmer, die in dem Sturze des päbstlichen Throns nur den Sturz der Religion sahen; viele Heuchler, denen, aus Eitelkeit und Ehrgeiz, die Aufrechthaltung der alten Ordnung der Dinge am Herzen lag. Unter solchen Umständen konnte die Gegenwart des Pabstes zu Komplotten Anlaß geben. Verhaßt, gleichgültig wenigstens, so lange er regierte, erregte er Theilnahme, seitdem er unglücklich war. Die französischen Kommissairs glaubten, die öffentliche Sicherheit fordere seine Entfernung aus Rom, und selbst aus dem Kirchenstaate. Er ward nach Toskana gebracht, nicht auf Einladung, aber doch mit Einwilligung des Großherzogs, die dieser Fürst wohl lieber verweigert hätte. Er fühlte, daß ein solcher Gast lästig und selbst gefährlich werden könnte. Man brachte ihn zuerst nach Siena.

Hier lebte er ungestört, fast von allen, die Andächtigen und einige Neugierigen ausgenommen, vergessen, als ein Erdbeben diesen für ihn gewählten Zu-

flucht sort erschütterte und mehrere Gebäude umwarf. Pius wohnte in dem Kloster der heiligen Barbara; in dem Augenblicke aber, als das Erdbeben eintrat, gieng er in einem Garten der Stadt spazieren. Er erschrak heftig. Eilends brachte man ihn aus der Stadt in ein Landhaus, die Hölle genannt. Nicht lange darauf ward er nach Florenz gebracht. Gerade als er seinen Einzug in die Stadt hielt, ward der in Toskana gewöhnlich heitere Himmel von dicken Wolken umzogen; stromweise ergoß sich der Regen. Die Spottlust, welche besonders in Italien ihr Wesen bei jedem Anlasse treibt, sagte: der Pabst bringe allenthalben schlechtes Wetter mit, wohin er sich begebe. Einige Tage nach seiner Ankunft in Florenz erhielt er seinen Aufenthalt in einer Karthause, zwei Meilen von der Hauptstadt.

Dem Anscheine nach war er hier über seine Lage nicht so traurig, als man es hätte vermuthen sollen; seine, durch eine Katastrophe, welche jeden andern vor Kummer aufgerieben haben würde, nicht erschütterte Gesundheit schien nur noch blühender zu werden. Seine Eßlust nicht allein, sondern auch eine gewisse Eitelkeit, die unter allen, einem Pabste und einem Greise am wenigsten, zu gute zu halten ist, die nämlich auf körperliche Reize, folgte ihm in das Kloster. In Florenz war ein junger Mahler aus Ungarn, der nach der Ehre rang, das Portrait seiner Heiligkeit

zu mahlen; er wollte, sagte er, der Kaiserin ein Geschenk damit machen. Man bringt ihn zu dem heiligen Vater; der seinen Antrag mit einer Art von Enthusiasmus aufnimmt. „Lassen Sie, sagt er zu dem jungen Künstler, Ihren Pinsel jene frische, blühende Gesichtsfarbe wieder erwecken, welche durch Alter und Leiden etwas verbleicht ist; mahlen Sie mich in einem scharlachnen Gewande, um meine Züge mehr zu heben.“ — Diesem Rathe, den die Eigenliebe gab, soll der Mahler gefolgt seyn; und Pius fand also auch im Unglücke noch einen Schmeichler. Mit Wohlgefallen soll er sein Gemählde betrachtet haben, welches einige Jahre früher sehr ähnlich gewesen seyn würde, und ihn durch eine unschuldige Täuschung in ein jüngeres Alter und in glücklichere Tage zurück versetzte. Uebrigens wird versichert, er habe, weit entfernt, sich dem Schmerze über seinen Verlust hinzugeben, mehrmals feierlich erklärt, daß er auf die Hoffnung, Rom jemals wieder zu sehen, Verzicht leiste, und alle seine Wünsche sich darauf beschränkten, seine Tage in der Karthause friedlich beschließen zu können.

Nicht von allen Menschen war Pius in seinem dunkeln Schutzorte verlassen; von allen Seiten erhielt er reiche Geschenke. Einst wurden ihm 10 Beutel, jeder mit 500 Thalern, gebracht. Von dem ungenannt bleibenden Wohlthäter weiß man bloß, daß es ein Florentiner war. Ein Billet, welches das Ge-

ſchenk begleitete, enthielt die Worte: Zu 10 Hemden für Se. Heiligkeit. Ein anderer Florentiner ließ ihm eine reich vergoldete, mit allen Symbolen der Kirche verzierte Portchaiſe machen. Viele Prälaten, und faſt alle Häupter der katholiſchen Kirche, machten ihm bedeutende Anerbietungen, die er großmüthig ausſchlug; die der weltlichen Fürſten hingegen nahm er ohne Bedenken an.

Sein Betragen in der Karthauſe von Florenz war nicht ſo beſchaffen, daß es Verdacht erwecken konnte. Von den, ihm bei der Abreiſe aus Rom zugeſtandenen Begleitern, war nicht zu fürchten, daß ſie Werkzeuge der Intrigue und des Fanatismus werden möchten. Es waren ein Kammerdiener, einige Hofedelleute, einige Monſignori, ein Arzt — lauter Menſchen, die eben ſo wenig ihr Verſtand, als ihr Einfluß, furchtbar machte. Der Pabſt ſelbſt führte damals ein ſehr einförmiges, eingezogenes und ruhiges Leben; ſehr früh legte er ſich ſchlafen, ſehr ſpät ſtand er auf, und den übrigen Theil des Tages brachte er mit Eſſen, Trinken, Schreiben oder Diktiren an ſeinen Sekretair zu. Sein Kopf war noch mehr von Kummer, als von Alter geſchwächt. In Siena hatte er eine Art von geiſtlichen Hofſtaat; ein gewiſſes Gepränge umgab ihn noch. Noch drängten ſich die Gläubigen herbei, um ſeine Füße zu küſſen; noch trachteten ſie nach der Gunſt ſeiner Segensertheilung, aber

in der Karthause war sein Kreis sehr beschränkt. Klug vermied er, sich oft sprechen zu lassen, und nahm nur einige Besuche von Andächtigen oder Neugierigen an. Die toskanische Regierung ließ sich angelegen seyn, ihn, um Frankreich keinen Anlaß zum Mißvergnügen zu geben, zu bewachen und allem verdächtigen Umgange vorzubeugen.

Wer hätte es dem tiefgebeugten Greise nicht gegönnt, wenn er sein Leben in der Karthause hätte beschließen dürfen? Aber der Egoismus und die Verfolgungssucht der damaligen Herrscher in Frankreich entriß ihn bald diesem einsamen Ruheorte.

Pius — ein mehr als achtzigjähriger, von Alter und langem Kummer freilich so abgestumpfter Greis, daß sein Kopf wenig mehr von dem empfand, was um ihn her vorgieng, dessen zerbrechliche Hülle eigentlich nur litt, aber doch ein unglücklicher Greis, der, so lange noch Staatsverhältnisse galten, in der Reihe der ersten Regenten stand, und als ein solcher sanfte, sorgsame Behandlung, achtungsvolle Schonung verdient hätte — Pius ward auf seiner Reise von Florenz nach Frankreich, wohin er jetzt wandern sollte, anfangs auf eine höchst rohe und harte Art behandelt. Er mußte Morgens sehr früh aufstehen; auf holprichten Wegen ward er in einem unbequemen Wagen herumgestoßen. Sehr spät in der Nacht kam

er in seinem Nachtlager an, wo nichts zu seinem Empfange bereitet war; wo alles fehlte, was zur Bequemlichkeit eines alten Mannes gehörte. An eine achtungsvolle Begegnung ward von Seiten seiner militairischen Begleiter gar nicht gedacht. Sein Wagen war von einigen Dragonern umgeben; zwei französische Kommissaire begleiteten ihn. Er trug seine Leiden still ohne Murren; sein Kopf empfand fast nichts mehr.

Auf den Grenzen Frankreichs ward die Behandlung milder und schonender. Er wurde auf den schroffen Wegen der Alpengebirge und Thäler in einer Sänfte getragen. In den Nachtquartiren fand er bessere Kost, mehr Bequemlichkeit und Pflege, manchmal auch einige Ruhe mehr für sein graues Haupt. Wenn es sich aber so traf, daß er in Städten herbergte, ließ man ihn doch vor Tagesanbruch abreisen und bei dunkler Nacht ins Nachtlager ankommen, um zu vermeiden, daß das Volk sich auf seinem Wege nicht an ihn dränge, oder noch etwas Schlimmeres unternähme. Durch diese Vorsichtsmaaßregel ward jedem tumultuarischen Auflaufe vorgebeugt. Gleichwohl fehlte zu Romans in der Dauphine nicht viel, daß der Pöbel, welcher ihn durchaus zu sehen begehrte, nicht einen Aufstand machte. Einige verständige Municipalbeamte gaben den Rath, den Wunsch des Volks zu erfüllen. Pius trat nun an das Fen-

ſter ſeines Gaſthofes, betete und ertheilte ſeinen Segen dem Volke. Der arme Gefangene verrichtete dieſe Handlung mit eben der ſcheinbaren Andacht, mit eben dem wohlberechneten Anſtande an dem Schenkenfenſter des franzöſiſchen Landſtädtchens, als einſt auf dem prächtigen Balkon der Peterskirche in ſeiner Reſidenz. Hier, wie dort, warf ſich das Volk vor ihm nieder. Der Pabſt trat zurück; das Volk gieng aus einander.

Bei ſeiner Ankunft zu Briançon bezog er eine leidliche Wohnung, und ward gut gehalten. Sein Zimmer lag auf ebener Erde an einem Garten, in welchem er einen großen Theil des Tages ſpazieren gieng. Dieß war ſeine einzige Zerſtreuung. Man bemühte ſich eben nicht, ihn zu ſehen; er erhielt wenig Beſuche, und kaum merkte man, daß er da war. Er ertrug die angreifende Reiſe und die damit verknüpfte Behandlung mit einer Gelaſſenheit und Ergebung, welche zugleich von Frömmigkeit und von einer gänzlichen phyſiſchen und moraliſchen Entkräftung zeugte. Kein einzigesmal hörte man ihn ſich über ſein Schickſal beklagen. Er brachte ſeine Zeit mit Leſen frommer Bücher, mit Beten, mit einigem unbedeutenden Briefwechſel zur Beantwortung der Schreiben einiger guten Seelen zu, deren Ehrfurchtsbezeugungen und Konſultationen an ihn gelangten.

Von Briançon ward er nach Valence an der Rhone, ſeinem letzten Aufenthaltsorte, gebracht, und

zwar immer mit ziemlich viel schonender Behandlung, jedoch mit der Vorsicht, Volksauflauf zu verhüten. In Valence hatte er eine ziemliche traurige Wohnung, und verließ das für ihn eigends zubereitete Zimmer keinen einzigen Tag. Hier herrschte noch die alte Art und Sitte seines Hofes. In dem Innern seiner Wohnung empfieng er von den Hausgenossen noch dieselben Ehrenbezeugungen, als im Vatikan selbst. Er trug, bis an den letzten Tag seines Lebens, die päbstliche Kleidung, speiste, nach der Etikette des römischen Hofes, immer allein, und ließ Niemand, außer dem Repräsentanten des Königs von Spanien, zu sich kommen. Das war ein junger, sehr gebildeter Spanier, Namens Labrador, der ihn als Kommissair überall begleiten mußte. Das Gesicht des gefangenen Greises erheiterte sich jedesmal, wenn der einzige Mensch in der Welt, welcher ungestraft an seinem unglücklichen Schicksale Theil nehmen durfte, zu ihm kam. So äußerst schwach auch sein Gedächtniß war, so erinnerte er sich doch des kleinen Zugs der römischen Hofetikette, die dem Gesandten des Hofes von Spanien erlaubte, sich, während der Pabst zu Mittage aß, vor ihm nieder zu setzen; und, sobald er Labrador hereintreten sah, gab er dem Bedienten ein Zeichen mit der Hand, ihm einen Sessel zu bringen. Dieser junge Spanier war sein Freund, sein Vertrauter, sein Tröster, sein Wortführer. Durch ihn giengen die kleinen Beschwerden, die er etwa anzubrin-

gen, die Bitten, die er zu thun hatte, an die Behörde; und gewöhnlich wurden die Anträge des Spaniers gehört und vollzogen.

Während Pius langsam verlosch, war die Rede davon, ihn nach Dijon zu bringen. Der arme Greis hörte das, und ward äußerst traurig. „Ach Gott, rief er jammernd aus, noch einmal soll ich reisen! warum lassen sie mich denn hier nicht ruhig sterben?“ Es ist nicht zu errathen, warum man eine neue Ortsveränderung vornehmen wollte; denn Pius konnte der Regierung auch nicht einen Augenblick Unruhe machen. Er ward von wenig Personen gesehen, und wenn ihm ein Fremder vorgestellt wurde, behielt er ihn nur wenige Minuten bei sich. Doch der wohlthätige Tod vereitelte den neuen grausamen Plan der Regierung. Pius starb am 29sten August 1799 ohne Schmerzen, ohne schweren Todeskampf.

Als der Pabst Rom verließ, hatte man ihm alles geraubt. Ihm blieb nichts übrig, das er seinen 20 oder 24 getreuen Dienern, die ihn begleiteten, hätte vermachen können, als sein kleiner Kleidervorrath, Hemden, Kohrhemden, Strümpfe und einiges Geräthe. Nach Labrador's Versicherung ist das alles kaum für 50 Louisd'or verkauft worden. Und nun, nicht einmal den Trost hatten seine Bedienten, seine Kleider unter sich zu theilen. Die sonst noch so ziemlich humane Municipalität zu Valence behauptete hart-

näckig, dieſe Sachen wären franzöſiſches National-Eigenthum. Labrador bat, flehte; umſonſt! Kühn berief er ſich auf die Würde der franzöſiſchen Republik, die über einen ſo armſeligen Raub erröthen müſſe — umſonſt! — „So wollt ihr denn, rief er, daß dieſe 20 in ihr Vaterland zurückkehrenden Italiener allenthalben ſagen ſollen: ſo weit hat die große Nation ihre Habſucht getrieben, daß ſie uns eines ſo unbedeutenden Vermächtniſſes, des einzigen Pfandes der Liebe und des Danks, welches Pius uns zurücklaſſen konnte, beraubte!“ — Labrador ſprach umſonſt. Die Municipalität berief ſich auf ihre Pflicht, und blieb unerbittlich.

## Katharina die Erste.

### Kaiserinn von Rußland.

Einem armen Bauer, Namens Albedyl, der zu Runghen in Liefland als Tagelöhner zur Miethe wohnte, wurde im Jahre 1682 eine Tochter gebohren, die ausnehmend schön war. Die ganze Nachbarschaft bewunderte die Reize dieses Kindes, und die Aeltern hätten, so sehr sie auch der Mangel drückte, diesen Schatz nicht um große Summen vertauscht. Sieben Jahre lang entzückte sie der Besitz der schönen Katharina; da starben sie beide, und hinterließen Niemanden, der ihre Stelle an der kleinen Waise hätte ersetzen können. Dieß jammerte den Schulmeister des Orts, denn er, der die Worte der Schrift lehrte: was ihr gethan habt einem der Geringsten unter meinen Brüdern, das habt ihr mir gethan, hielt es, so arm er auch selbst war, für Pflicht, sie auszuüben. Er nahm also die niedliche Waise zu sich, und unterrichtete sie im Christenthume und im Schreiben.

Nach einiger Zeit hielt der Probst der jetzt unbe-

deutenden, damals aber beträchtlichen Stadt Marienburg, Doktor Glack, Kirchenvisitation, und hörte bei dieser Gelegenheit, daß der Schulmeister ein fremdes Kind angenommen habe. Obgleich dieser Geistliche selbst eine starke Familie hatte, so rieth ihm doch sein Gewissen, dem armen Schulmeister seine Last zu erleichtern; er nahm also das gute Bauermädchen mit nach Hause. Unterweges weinte die ihres zweiten Vaters so bald beraubte Katharina die heißesten Thränen, ohne zu wissen, oder auch nur zu erwarten, daß sie jetzt einen zweiten Schritt zu einem hohen Glücke mache. Als sie im Hause des Probsts angekommen war, fand sie an den Kindern desselben eine gute Gesellschaft, verschmerzte den Verlust ihres Pflegevaters, und lernte und spielte mit ihren neuen Pflegegeschwistern. Anfänglich war die Ehegattin des Geistlichen mit diesem Zuwachse ihrer Familie gar nicht zufrieden; aber die Hülflosigkeit der kleinen Waise, ihre Schönheit, noch mehr aber ihr offenes, zuvorkommendes Wesen, gewannen das Herz der Pröbstin gar bald, und Katharina merkte auf keine Weise, daß sie ohne Aeltern sey. Daher that sie auch, als ob sie ins Haus gehöre, nahm sich der Oekonomie mit Eifer und Treue an, und lernte dabei ihre Schulwissenschaften mit großem Fleiße. Dieß erwarb ihr die Gunst ihrer Pflegeältern in einem solchen Grade, daß diese zwischen ihr und ihren leiblichen Kindern keinen Unterschied machten.

Als Katharina mehr Verstand bekam, sahe sie ein, wie vielen Dank sie ihren Wohlthätern schuldig sey, und that das Gelübde, alle ihre Kräfte anzuwenden, den guten Leuten durch verdoppelten Gehorsam, durch Ehrfurcht und durch beständige Dienstfertigkeit Freude zu machen, und, wo möglich, ihnen ihre Wohlthaten zu vergelten. Sie hat getreulich Wort gehalten; denn als nachher die Vorsehung sie von einer Stufe des Glücks zur andern empor hob, versorgte sie alle diejenigen reichlich, die nur einigermassen mit ihrem Erzieher und Beglücker, dem Doktor Glack, verwandt waren, und auch ihren ersten Wohlthäter, den rechtschaffenen Schulmeister zu Runghen, bedachte ihr dankbares Herz, so kurze Zeit sie auch bei ihm zugebracht hatte. Ehe jedoch die artige Katharina auch nur von einem geringen Glücke träumen konnte, verdoppelte sich mit jedem Tage ihr Fleiß in den häuslichen Geschäften, und sie kam allen Kindern des Probstes im Eifer zuvor, den lieben Alten durch allerhand Dienstleistungen Bequemlichkeit und Vergnügen zu machen; so wie diese hinwiederum ihr ihre ganze Liebe schenkten.

Als das niedliche Waisenmädchen 14 Jahre alt war, hatte sie schon alle weibliche Künste vollkommen in ihrer Gewalt, verstand die Oekonomie aus dem Grunde, und in eben dem Grade hatten auch ihre Artigkeit und ihre Tugend zugenommen. Mimmk

man dazu ihre Schönheit, die durch ihren offenen Blick, durch ihr schamhaftes Roth und durch ihre Bescheidenheit noch mehr erhöht wurde, so wird man es nicht übertrieben finden, wenn alle Einwohner der ganzen Gegend sie für das vollkommenste Mädchen hielten. In diesem Zustande sah sie ein schwedischer Feldwebel, und der Wunsch: ein so holdseliges Geschöpf als Freundin seines Lebens besitzen zu können, erfüllte sein ganzes Herz. Da nun auch er ein Mann war, der in dem fürchterlichen Kriege, welchen der tapfere König Karl XII. mit dem russischen Kaiser Peter I. führte, sich im Dienste nie einer Nachlässigkeit, in der Schlacht nie des geringsten Versehens oder der Zaghaftigkeit, und in der Garnison nie der geringsten Bedrückung des Bürgers schuldig gemacht, sondern das Zeugniß eines unbescholtenen und rechtschaffenen Mannes und eines braven Kriegers hatte, so empfand Katharina gleichfalls Neigung für ihn, gestand ihm aber, nach Art aller guten Kinder, daß sie, ohne Einwilligung ihrer größten irdischen Wohlthäter, niemanden in der ganzen Welt ihre Person versprechen werde.

Dem Probste gefiel dieser Zug des guten Herzens an seiner Pflegetochter wohl, gleichwohl aber trug er Bedenken, sie bei der großen Erbitterung, womit beide Heere gegen einander fochten, an einen Kriegsmann zu verheirathen. Bald nachher bewog

ihn jedoch folgender Vorfall, seinen Vorsatz zu ändern. Eine Anzahl schwedischer Soldaten hatte sich in einem Wirthshause zu Marienburg betrunken, und den Wirth nicht nur um die Zeche betrogen, sondern ihn auch gemißhandelt. Katharinens Bräutigam war gerade, als er die Quartiere der Soldaten visitirte, vor dem Hause vorbeigekommen, und hatte den Lärm gehört. Um den aufgebrachten Wirth zu befriedigen, und zugleich die Soldaten von der Strafe zu befreien, die unter dem ernsten und gerechten Karl sehr scharf war, bewog ihn sein gutes Herz, die ganze Zeche aus seiner Tasche zu bezahlen. Doktor Glack erfuhr diese Handlung des Feldwebels, und er schloß daraus, daß er der rechtschaffene Mann wirklich seyn müsse, für den ihn jedermann ausgab, und ertheilte ihm mit Vergnügen sein Jawort. Der Hochzeittag erschien; allein am Morgen desselben mußte der Bräutigam plötzlich mit dem Regimente nach Riga marschiren. Katharina begleitete ihn, in der Hoffnung, daselbst mit ihm getraut zu werden. Ganz unvermuthet erschienen aber noch am nämlichen Tage die Russen vor der Stadt, und ihr Bräutigam ward auf dem Walle von den stürmenden Russen erschossen. Als die Stadt von ihnen eingenommen war, zogen die plündernden Soldaten die jammernde Katharina aus einem Backofen, in welchem sie sich versteckt hatte. Es geschah ihr jedoch nichts zu leide, und sie hatte Gelegenheit, zu entfliehen und wieder zu ihren

Pflegeältern zu kommen, die ſie mit größter Zärtlichkeit aufnahmen. Allein einige Wochen darauf kam der ruſſiſche General Bauer mit der feindlichen Armee auch vor Marienburg. Er nahm die Stadt mit Sturm ein, und unter der Beute, die man gemacht hatte, führte man ihm auch die ſchöne Bauerstochter zu. Der Sieger empfieng ſie gütig, und weil er gar bald an ihr bemerkte, daß ihr Verſtand eben ſo groß war, als ihre Schönheit, ſo behielt er das 14jährige Mädchen als Haushälterin bei ſich.

Bald darauf ſah ſie der Fürſt Menzikof, ein Herr, der, ſo wie Katharina, vor einem Dutzend Jahren keine Urſache hatte, ein großes Glück in der Welt zu erwarten; denn da war er noch ein armer Bäckerjunge, der Kuchen auf der Straße verkaufte. Der Fürſt bat ſich die ſchöne Haushälterin vom General aus, und machte ſie gleichfalls zur Vorſteherin ſeiner Oekonomie.

Als Katharina zwei Jahre im Pallaſte des Fürſten geweſen war, ſpeiſte der Kaiſer bei ihm. Der Monarch ſah ſie, und ihre ungemeine Schönheit machte ihn ſo aufmerkſam, daß er ſich in eine Unterredung mit ihr einließ. Er gerieth ins größte Erſtaunen, wußte nicht, ob er den hohen Verſtand des 16jährigen Mädchens, oder ihre ausnehmende Schönheit, oder ihre Holdſeligkeit und Tugend am meiſten

bewundern sollte, und er bat sich das holde Geschöpf von dem Augenblicke an vom Fürsten aus. Die hohen Eigenschaften der Katharina, die sich ihm mit jeder Stunde in größerm Reize zeigten, machten einen solchen Eindruck auf ihn, daß er sich nach kurzer Zeit mit dieser ehemaligen Braut eines feindlichen Feldwebels in der Stille trauen ließ.

Die glückliche Katharina begleitete ihren kaiserlichen Gemahl in allen seinen Feldzügen, und wurde auch mit ihm im Jahre 1711 am Flusse Pruth von den Türken eingeschlossen. Peter, dieser Schöpfer eines großen Volks, befand sich hier in der augenscheinlichsten Gefahr, von den Türken gefangen zu werden. Der Untergang seines Ruhms und seines neuen Staats schien also unvermeidlich zu seyn, und alle Klugheit war schon von ihm gewichen. Da wagte Katharina einen Streich, der ihr gelang. Sie bestach den Großvezier mit einer großen Summe Geldes. Dieser Nichtswürdige nahm den Geldklumpen, und ließ dagegen sein Gewissen und zugleich die Ehre, Sieger Peters des Großen zu seyn, im Stiche, und machte auf der Stelle Frieden.

Peter hielt es für seine Pflicht, gegen seine Retterin auf eine glänzende Art dankbar zu seyn, und erklärte sie öffentlich für seine Gemahlin; im Jahre 1724 am 18ten Mai ließ er sie sogar zu Moskau als Kaiserin krönen. Aber nicht lange darnach erkaltete

seine sonst so starke Liebe zu ihr, er ward unwillig auf sie, und in seinem Herzen kochte Eifersucht und Rachbegierde. Vielleicht nicht ohne Grund hatte er sie im Verdachte eines Liebesverständnisses mit ihrem Kammerherrn Mons, und überraschte sie mit diesem im Garten. Voll Wuth schlug er die Kaiserin mit dem Stocke, begab sich aber sogleich, ohne weiter ein Wort zu verlieren, hinweg. Wenige Tage darauf sperrte er den Mons in ein Zimmer, wo niemand hinkam, als der Kaiser, der ihm auch mit eigener Hand den Unterhalt reichte. Unter dem Vorwande, als ob er sich hätte bestechen lassen, wurde Mons zum Tode verurtheilt. Den Tag nach der Hinrichtung führte Peter Katharinen in einem offenen Wagen nach dem Richtplatze, wo der Kopf des hingerichteten Mons aufgesteckt war, und, ohne die Farbe zu verändern, rief die Kaiserin bei dem schauervollen Anblicke aus: „Welcher Jammer, daß das Sittenverderben bei Hofe so groß ist!“

Dieß geschah zu Ende des Jahres 1724. Bald darauf starb Peter der Große. Sogleich nach ihrer Thronbesteigung berief Katharina die Madame Balke, eine Schwester des hingerichteten Mons, aus der Verbannung zurück und dadurch setzte sie sich in den Verdacht, als wäre sie selbst zu dem Tode des Monarchen behülflich gewesen. Sehr natürlich indeß ließ sich sein Tod aus seinen Ausschwei-

fungen erklären. Unter den heftigsten Schmerzen richtete er sich auf dem Sterbebette auf, um noch seinen letzten Willen zu schreiben; allein hieran hinderte ihn die Verrückung im Kopfe. Während seines Todeskampfes verschwor sich insgeheim ein zahlreicher Adel zu Katharinens Einsperrung und zur Erhöhung von Peters Enkel. Aber das Komplott war noch nicht ganz zur Ausführung reif, als es Katharinen verrathen wurde. „Mein Schmerz und meine Bestürzung sind zu groß, rief sie bei dieser Nachricht, ich kann mir nicht helfen. Geht mit dem Fürsten Menzikof zu Rathe, und alle Maaßregeln, die er für tauglich hält, werd' ich befolgen.“ In dem Augenblicke bemächtigte sich Menzikof der Schatzkammer und Festung, und versicherte sich durch Geschenke und Versprechungen der Leibwache, eines Theils der Geistlichkeit und des Adels. Von diesem Anhange umgeben, machte nun Katharina, in Kraft ihrer Krönung, öffentlich auf die Thronfolge Anspruch. Sobald Peter die Augen geschlossen hatte, riefen die beiden bestochenen Leibregimenter Katharinen zur Thronerbin aus. In der Versammlung des Senats, der Geistlichkeit, des Adels und der vornehmsten Kriegsbedienten, erfolgte bei der Gegenparthei ein finsteres Schweigen. Während der ängstlichen Erwartung trat Menzikof mit Katharinen, die sich an den Herzog von Holstein lehnte, in die feierliche Versammlung.

So froh die Kaiserin innerlich über den Tod ihres Gemahls war, so stellte sie sich doch, als erstickten Thränen und Seufzer ihre Sprache. „Ich komme, sagte sie endlich, um der Nation zu erklären, daß ich, gehorsam dem Willen meines Gemahls, dessen Andenken mir ewig heilig und theuer seyn wird, nunmehr bereit bin, meine übrigen Tage den Beschwerlichkeiten der Regierung zu widmen, bis es der göttlichen Vorsicht gefällt, mich einst jenseits des Grabes wieder zu meinem Gemahle zu führen.“ Nach einigem Stillschweigen setzte sie schlauer Weise hinzu: „Wofern der Großfürst sich meine Unterweisungen zu Nutze macht, so bilf' ich ihn während meines traurigen Wittwenstandes zu einem Monarchen, der des Namens und der Abkunft von Peter dem Grossen würdig seyn soll.“ Hierauf ergriff Menzikof das Wort: „Die kritischen Umstände, sprach er, und die Wohlfahrt des Reichs erfordern die sorgfältigsten Berathschlagungen; wir ersuchen Ew. Majestät, daß sie uns dieselben ganz ungestört fortsetzen lassen.“ — „Nicht nur, erwiederte Katharina, laß ich der Versammlung hierzu völlige Freiheit, sondern ich verspreche zugleich, daß, so wie ihr Entschluß immer ausfallen mag, er mir heilig seyn soll.“

Nach Vollendung ihrer Rede begab sich die Reichsversammlung in ein anderes Zimmer, und ließ es verriegeln. Schon zum voraus hatte es Menzikof

und seine Parthei mit Katharinen verabredet, daß diese letztere auf den Thron steigen sollte. Die Leibregimenter, welche den Pallast umzingelten, schreckten nicht ganz von allen Einwendungen ab; allein Theophanes, der Erzbischof von Pleskow, berief sich auf die Krönung der Kaiserin und auf ein mündliches Wort ihres verstorbenen Gemahls. Diesem vorgeblichen mündlichen Worte gab das Zeugniß eines Staatssekretairs die Bestätigung. „Was bedarf's weiter, rief Menzikof, es lebe die Kaiserin Katharina!“ Von allen Seiten erscholl im Wiederhalle: Es lebe die Kaiserin Katharina! — Als Kaiserin zeigte sie sich hierauf am Fenster der Leibwache und dem zahlreichen Volke. Aus vollen Händen warf Menzikof Geld unter das Volk, und das Freudengejauchz war allgemein.

Katharinens Regierung war im Grunde Menzikofs Regierung. Ihr selbst wurden die Geschäfte zum Ekel. Sie überließ sich den Ausschweifungen. Bei schönem Wetter brachte sie ganze Nächte in freier Luft zu, und zerstörte ihre Gesundheit durch den Tokayerwein. Ein auffallender Flecken in ihrem Charakter war die Härte, mit der sie Peters erster Gemahlin, der Eudoxia, begegnete. Den Wahn, daß ein Reich durch Erweiterung glücklich wird, schien sie von ihrem Gemahle angenommen zu haben. Daher suchte sie Peters große Entwürfe weiter auszu-

führen, und ſetzte die Kriegsexpeditionen am kaſpiſchen Meere fort, ſo wenig ſie Rußland nützten. Nur zwei Jahre überlebte ſie ihren Gemahl, denn am 17ten Mai 1727 ſtarb ſie unvermuthet. Sie hatte mit Petern einen einzigen Sohn und verſchiedene Töchter gezeugt, von denen die Prinzeſſin Anna (geb. 1708) nachher Herzogin von Holſtein-Gottorp wurde, die jüngſte Prinzeſſin Eliſabeth aber (geb. 1709) im December 1741 den väterlichen Thron beſtieg. Ihr einziger Sohn war kaum ein Jahr alt, als er vom Blitze gerührt ward, ſo, daß er einige Tage darauf ſtarb.

# Iwan der Dritte.

## Kaiser von Rußland.

Kurz, dornenvoll und freudenleer war die Laufbahn, die Iwan durchwanderte. Im Grunde läßt sich freilich nur wenig von einem Fürsten erzählen, von dem man im eigentlichen Verstande sagen kann, daß er sein Leben in der Dunkelheit zugebracht hat; von Iwan aber noch immer genug, um jedes Gefühl der Menschheit rege zu machen. Seine hohe Geburt; sein Recht auf das größte Reich in Europa; die Härte, womit er von demselben verdrängt wurde; die ausgestandenen Verfolgungen, die sich nicht bloß auf seine äußern Umstände, sondern, zum Schrecken der Menschheit, bis auf seine unsterbliche Seele erstreckten; das traurige Ende, welches er nahm; alles vereinigt sich, wehmüthigen Seelen Thränen abzulocken, wenn sie dem Schicksale dieses Fürsten etwas nachdenken.

Seine Geburt brachte ihn dem kaiserlichen Throne sehr nahe. Sein Aeltervater, Iwan Alexiewitsch,

war der Ruſſen Kaiſer geweſen, und hatte mit ſeinem berühmtern Bruder, Peter dem Großen, zugleich regiert; war aber ſo wenig ein Freund der irdiſchen Größe, daß er dieſem ſeinem Bruder im Jahre 1689 die Regierung allein überließ; unwiſſend, daß einſt der letzte Zweig aus ſeinem Hauſe von dem Throne, den er jetzt freiwillig dahin gab, mit der unmenſchlichſten Grauſamkeit verdrängt werden würde. Er ſtarb im Jahre 1696, und hinterließ zwei Prinzeſſinnen, Katharina und Anna. Die letztere heirathete am 11ten Nov. 1710 den Herzog von Kurland, wurde aber ſchon nach 2 Monaten Wittwe. Sie hielt ſich nun meiſtens in ihrem Reſidenzſchloſſe zu Mietau auf, und dachte hier ihr Leben zu endigen. Verſchiedene Entwürfe, ſie wieder zu vermählen, kamen nicht zu Stande; noch weniger hatte ſie einige gewiſſe Ausſicht zu der Krone ihres Vaterlandes. Zwietracht, getheiltes Intereſſe und eigennützige Abſichten verſchafften ſie ihr aber unvermuthet, als im Jahre 1730 der junge Kaiſer Peter II. geſtorben war. Sie unterſchrieb eine ſchwere Kapitulation, hob ſie aber bald hernach auf, und führte wieder die alte unumſchränkte Gewalt ein. Im Jahre 1739 vermählte ſie ihrer Schweſter Tochter, Anna von Mecklenburg, mit Anton Ulrich von Braunſchweig-Wolfenbüttel, und dieß war die Ehe, aus welcher am 12ten Auguſt 1740 ein Prinz das Leben empfieng, der den Namen Iwan oder Johann bekam, und

der zu lauter Unglück gebohren zu seyn schien. Die ersten Tage seines Daseins zwar schienen ihm lauter Glück zu versprechen; denn eben er war es, der schon im zweiten Monate seines Alters von der regierenden Kaiserin erwählt ward, den Scepter aus ihrer Hand zu empfangen, wenn sie vom Schauplatze abtreten würde; allein eben dieser verheißene Glanz war die ursprüngliche Quelle, aus welcher dem Prinzen in den übrigen Jahren seines Lebens nichts als Jammer zufloß.

Die Kaiserin starb wenige Tage darnach, als sie die für den Prinzen Iwan so vortheilhafte Erklärung öffentlich bekannt gemacht hatte. Niemand konnte daran zweifeln, daß er jetzt der rechtmäßige Thronfolger der verstorbenen Kaiserin sey; denn hätte er ihr auch nicht so nahe angehört, und wäre er ihr auch nicht unter allen Nachkommen des alten kaiserlichen Hauses in der That der nächste gewesen, so wurde doch dadurch sein Anrecht schon unstreitig, daß die Kaiserin ihn vor ihrem Ende feierlich zum Erben des Reichs ernannt hatte, denn nach einer Verordnung Peters des Großen hatte jeder Beherrscher des russischen Reichs das Recht, sich einen Nachfolger auf dem kaiserlichen Throne zu ernennen. Und der Denkungsart Peters des Großen, dieses Vaters und Schöpfers des Reichs, war es vollkommen gemäß, ohne Rücksicht auf Erstgeburt oder andere Zu-

fälligkeiten, ſich denjenigen zum Nachfolger zu wählen, der der Niedrigſte zu ſeyn ſchien.

So viel Anrecht indeſſen Prinz Iwan in der Wiege haben mochte, ſo war er doch zu wenige Tage auf der Welt geweſen, als daß er ein Reich regieren konnte. Er bedurfte Vormünder und Regenten. Die ſterbende Kaiſerin hatte dafür geſorgt, und zu dieſen wichtigen Aemtern, welche die vereinigte Sorge mehrerer einſichtsvoller Perſonen erfordert hätten, einen Mann ernannt, den ſie wider Willen der ruſſiſchen Räthe und wider ihre Angelobung mit ſich nach Rußland genommen hatte, der bisher ihr Liebling geweſen war, und der die Ernennung Iwans zum Thronfolger nicht ohne eitle Abſichten aufs eifrigſte betrieben hatte. Dieß war Ernſt Johann Biron — ein merkwürdiger Mann, der ſich von einem Bürgersſohne in Kurland bis zum Herzoge deſſelben emporgeſchwungen hatte. Sein Großvater war Jäger auf einem adelichen Gute in Kurland geweſen, und der Vater hatte es durch Bravour zum Lieutenant gebracht. Er ließ ſeinen Sohn, Ernſt Johann, ſtudiren. Wie er von der Univerſität zu Königsberg zurückgekommen war, brachte er es dahin, daß er bei der damals verwittweten Herzogin, der Prinzeſſin Anna, die, wie oben angeführt worden iſt, zu Mietau reſidirte, Page ward. Dieß war der erſte Schritt zu ſeiner nachmaligen großen Erhebung;

Er nahm nunmehr als Page den Namen Herr von Biron an. Das einnehmende Weſen und kluge Betragen des Pagen gefiel der Prinzeſſin Anna. Sie machte ihn zum Kammerjunker, ſchickte ihn im Jahre 1725 als ihren Abgeſandten nach Petersburg, um der Kaiſerin Katharina zu ihrer Thronbeſteigung Glück zu wünſchen, und bei dieſer Gelegenheit erhielt er von der Kaiſerin den Kammerherrnſchlüſſel. Als Anna im Jahre 1730 zum kaiſerlichen Throne gerufen wurde, ſo war auch das Glück ihres Lieblings gemacht. Vom Kammerherrn wurde er ſogleich bei ihrer Krönung zum Ritter und Oberkammerherrn ernannt; eine bedeutende Würde, die die Protektion und den Einfluß deutlich zeigte, den er beſaß. Um die neue Souveraine dem öſterreichiſchen Hauſe geneigt zu machen, erhob Kaiſer Karl VI. bald darauf den Günſtling derſelben in den Grafenſtand des deutſchen Reichs. Als Graf konnten einem Genie, wie er war, einem Hofbedienten von ſo vielem Anſehen, weitere Schritte nicht ſchwer werden. Er ließ ſich unter die kurländiſche Ritterſchaft aufnehmen, beförderte die Abſichten und Wünſche der einzelnen Mitglieder derſelben beim Petersburgiſchen Hofe, und ſchwang ſich auf dieſem Wege im Jahre 1737 zum Herzoge von Kurland, in welcher Eigenſchaft er ſich meiſtens in Petersburg aufhielt, wo er als ein Prinz von Geblüt behandelt wurde, und für viele ein Gegenſtand des Neides war.

Iwans Aeltern hatten das Recht, bis zur Volljährigkeit ihres Sohnes die Regierung zu führen; aber Biron hatte das Glück, oder vielmehr das Unglück, daß die Kaiserin ihn dazu einsetzte. Die neue Regierung nahm ohne Schwierigkeit ihren Anfang; die öffentlichen Befehle giengen im Reiche unter dem Namen Iwans des Dritten, Kaisers und Selbstbeherrschers aller Reußen, aus; auf alle gangbare goldene und silberne Münzen ward das Bildniß desselben geprägt, auf den Antritt seiner Regierung verfertigte man eine große, 29 Dukaten schwere Schaumünze, (die jetzt so selten ist, als alle unter diesem Kaiser geschlagene Geldsorten,) und sein Name ward in die feierlichsten Gebete eingerückt. So sehr nun ein Fürst, der noch in seiner reinsten Unschuld war, wegen seiner erlauchten Vorfahren und geliebten Vorgänger im Reiche, die Hochachtung seiner Unterthanen verdienen konnte, so sehr mußte auch alles, was Peter den Großen geehrt hatte, seine Liebe dem jungen Kaiser Iwan schenken; allein mit dessen Vormunde und Regenten glaubte man nicht so gute Ursache zu haben, zufrieden zu seyn. Dieser schlug durch seinen Stolz alles vor sich nieder, und seine Herrschsucht scheute sich nicht, auch der Prinzessin Mutter und dem gütigen Vater des jungen Kaisers auf eine verächtliche Weise zu begegnen, oder auch den alten vornehmen und adelichen Geschlechtern des russischen Reichs übel mitzuspielen. Eine solche Begegnung von einem

Fremden konnte nichts anders als Misvergnügen und üblen Argwohn erwecken. Es zog sich eine Wolke über den Herzog zusammen. Er hatte die Regentschaft, die er, nach Verordnung der letztverstorbenen Kaiserin, 17 Jahre verwalten sollte, nur drei Wochen geführt, als Anna, die Mutter des Kaisers, nebst einigen Großen des Hofes ihm dieselbe raubten, und seine Person gefangen nehmen ließen.

Nichts war natürlicher, da der unmündige Kaiser jetzt ohne Vormund war, als daß seine eigene Mutter, eine Prinzessin aus dem kaiserlichen Hause, sich der Regentschaft annähme und darin bestätigt würde. Dieß geschah; Iwan der Dritte, ihr Sohn, besaß unter ihrer Vormundschaft den kaiserlichen Thron von Rußland noch über ein Jahr, und würde ihn vielleicht, so lange er lebte, besessen haben, wenn nicht ein ungeachteter Barbiergeselle nach St. Petersburg gekommen wäre, um, wie es schien, Veränderungen in dem mächtigen russischen Reiche hervorzubringen, deren Folgen sich nicht eher, als mit dem Untergange der Welt, endigen werden. Ein Barbier, der sich so wichtig und merkwürdig gemacht hat, verdient einer vorläufigen biographischen Erwähnung.

Lestok oder Lestocq war der Name dieses so bekannt gewordenen Mannes. Man hat ihn verschiedentlich für einen gebohrnen Franzosen ausgege-

den, entweder, weil sein Name so französisch klang, oder seine Aventüren oder Intriguen am mehresten zu dem französisch. Charakter zu passen schienen. Er war aber ein Hannoveraner von Geburt. Sein Vater war Feldscheer bei der Garde in Hannover. Er wurde einem Barbier in die Lehre gegeben; das Metier gefiel ihm aber in der Länge nicht — er lief davon. Das väterliche Haus gab ihm keinen Trost. Er hatte sich mit seinem Meister gezankt, und zankte sich nun auch mit seinen Aeltern; die Folge davon war seine gänzliche Trennung von denselben. Der unruhige Junge, dem es allerdings nicht an Genie fehlte, dachte schon anderwärts sein Glück zu machen; und es gelang ihm auch. Als Peter der Große seine letzte Reise durch Deutschland machte, hatte er das Glück, bei dem Hofstaate seiner Gemahlin Katharina als Bedienter angestellt zu werden. Sein lebhaftes, munteres Wesen gefiel; allein verschiedene Schurkereien und boshafte Ränke brachten ihn ins Exil nach Astrachan. Als Peter gestorben war, wurde er aus demselben erlöst. Er ging wieder nach Petersburg, nährte sich von der Kunst des Scheermessers, und legte sich dabei auf chirurgische Kuren. Das feinere Betragen, das er gesehen hatte und selbst anzunehmen wußte, sein offner Verstand und sein unterhaltendes launiges Wesen verschafften ihm bald Zutritt in angesehenen großen Häusern, und die Prinzessin Elisabeth, eine Tochter Peters des Großen, nahm ihn zu

ihrem Leibchirurgus an. In dieſer Qualität bahnte er ihr den Weg zum Throne, und ſich ſelbſt zu Würden und Belohnungen.

Es mußte dieſer Prinzeſſin allerdings nahe gehen, daß man nach dem Tode ihres Neffen Peters II. ſie übergangen, und dagegen ihres Bruders Tochter Anna zum Thron berufen hatte, dem ſie in aller Abſicht weit näher war. Noch mehr mußte ihr Unwille ſteigen, da dieſe Fürſtin in ihrem Teſtamente nicht ſie zur Thronfolge beſtimmte, und da der Prinz Iwan dazu ernannt war, ihr auch nicht den geringſten Antheil an der Regentſchaft vorbehielt. Schon lange hatte ſie demnach alle ihre Schritte und Handlungen darauf eingerichtet, ſich bei den Soldaten, die zu ihrer Abſicht dienen konnten, durch herablaſſendes Bezeigen, liebliche Unterredungen, oder wiederholtes Gevatterſtehen, Liebe zu erwerben, oder ſich auf eine andere Art einen leichten Weg zum Throne zu bahnen. Aller Wahrſcheinlichkeit nach würde ihr dieß Unternehmen ſehr ſchwer geworden, und vielleicht nie gelungen ſeyn, wäre nicht Leſtok aufgetreten. Dieſer wußte der Prinzeſſin ihre Abſichten ſo leicht vorzuſtellen, daß er ſie ermunterte, ein Vorhaben auszuführen, welches ihr immer noch bedenklich vorkam, und ohne ihn vielleicht immer verſchoben worden wäre. Sein Eifer war unermüdet, ſein Zureden hörte nicht auf, alle Unterhand-

lungen wurden durch ihn getrieben, er wußte sie heimlich und geschickt zu veranstalten. Seine Mittel zum Behuf der großen Absicht Grid zu erlangen, waren wohl überlegt, und so gedieh endlich der große Plan zur Reife, den jungen Kaiser die Herrschaft und seiner Mutter der Regentschaft zu berauben, dagegen aber die Prinzessin Elisabeth auf dem Thron zu setzen.

Der Entwurf war seiner Ausführung nahe, als die Regentin Anna so deutliche und wiederholte Nachrichten davon empfing, daß es ihr ein Leichtes hätte seyn müssen, denselben gänzlich zu zerstören, und das Reich ihren Nachkommen zu versichern. Allein sie ließ die ernsthaften Warnungen so ganz außer Acht, daß sie nicht einmal mit ihrem Gemahl darüber zu Rathe ging. Alles was sie that bestund darin, daß sie auf einer Lustbarkeit die Prinzessin Elisabeth über ihren Anschlag zur Rede setzte, nicht anders als ob sie wähnte, daß eine freie Prinzessin ein Unternehmen freiwillig gestehen würde, welches ihr eignes Leben galt, und welches der verzagteste Leibeigene nur auf der Folter bekennt. Es diente auch dieser geringe Ernst der Regentin zu weiter nichts, als die immer wankende Elisabeth bedenklicher zu machen; dagegen feuerte es den Lestok an, die Prinzessin mit den dringendsten Vorstellungen zur Ausführung zu ermuntern. Er ward so zudringlich, daß er fast

halb mit Zwang die Prinzessin nöthigte, ein Reich in Besitz zu nehmen, in welchem sie jetzt entweder Herrscherin, oder eine Tochter des Todes seyn mußte.

Ohne Blutvergießen setzte sich Elisabeth, durch die Bemühungen eines geringen Fremdlings, auf den väterlichen Thron, den sie mit Ruhe behauptete. Anna, mit ihrem Gemahl Anton Ulrich hatten sich als Herrscher niedergelegt, und wurden zur Gefangenschaft geweckt. Nichts aber war rührender, als das Schicksal des in der Wiege liegenden Kaisers. Ihn vom Throne in den Kerker zu stoßen, machte man sich kein Bedenken. Aber wecken sollten ihn die Grenadiere, die seine Wiege umstanden, nicht. Da stunden denn die Graubärte, bis er nach etwa einer Stunde erwachte, und, über den ungewohnten Anblick erschrocken, weinte. Gegen Morgen zogen die Regimenter vor dem Pallaste auf, und riefen ein anhaltendes Ura (Vivat.) Elisabeth zeigte sich am Fenster. Der kleine Iwan hört rufen, hat Freude daran, und versuchts auch, sein Ura! zu rufen. Selbst in diesem Augenblicke fühlt Elisabeth nicht, was sie gethan hatte, dreht sich unverändert gegen ihn, nimmt ihn auf ihre Arme, und sagt, ohne weitere Empfindung: „Kind, du rufst ja Ura über deinen eignen Kopf.“ — Sogleich wurde er entfernt.

Als Elisabeth sich auf dem Throne befestiget hatte, wurde alles angewandt, die kurze Regierung des Kaisers Iwan III. unter der Vorsteherschaft des Herzogs von Kurland und der Prinzessin Anna, seiner Mutter, vergeßlich zu machen. Man ließ mit äußerster Sorgfalt alle Schaumünzen und Geldsorten auf welchen sich das Bildniß oder das Gepräge dieses unglücklichen Prinzen befand, aufsuchen, und für den Hof einsammeln; alle Bücher wurden verboten und an den Hof einzuliefern befohlen, welche Personen zugeschrieben waren, die an der vorigen Regentschaft Theil genommen hatten, selbst Gebetbücher waren von diesem Verbote nicht ausgenommen — nicht anders, als ob solche Mittel im Stande wären, das Geschehene ungeschehen zu machen. Sogar neun oder zehn Jahre nach diesen Ereignissen wurden noch solche Maaßregeln ergriffen, zu einer Zeit, da das Reich in Ruhe war, und nicht weiter an einen Kaiser dachte, der den Augen der Unterthanen gänzlich entzogen war.

Dieser Prinz wurde mit seinen Aeltern während der Zeit aus einem Gefängniß ins andere geführt, als ob in dem ganzen Reiche kein Ort wäre, wo man glauben könnte, vor den Gefahren, die derselbe drohen möchte, ungezweifelt sicher zu seyn. Er und seine Aeltern lebten in den ersten anderthalb Jahren auf einen ziemlich erträglichen Orte in der Stadt Riga.

Von hier wurden ſie nach der Dünamünder Schanze abgeführt. Man fand aber nicht rathſam ſie hier eine gar zu lange Zeit zu laſſen. In Kurzem brachte man ſie tiefer ins Reich, nach dem Städtchen Oranienburg. Hier war das Schickſal dieſer Unglücklichen leidlicher, als es bald hernach wurde. Zwei Umſtände dienten einigermaßen den Gefangenen zur Beruhigung. Sie hatten zum Aufſeher über ihre Einſperrung den Baron von Korff, einen Mann von gütigen Geſinnungen und menſchlichen Empfindungen. Die Aeltern hatten den jungen Iwan und ihre übrigen Kinder um ſich. Der erſtere that für ſeine Gefangenen, deren Zuſtand an ſich ſchon traurig genug war, ſo viel, als ſeine Menſchenliebe ihm hieß, und die Klugheit erlauben konnte. Die andern mußten durch ihr unſchuldiges kindliches Bezeigen eine deſto gegründetere Freude ihren Aeltern verurſachen, jemehr dieſelben aller andern Vergnügungen dieſes Lebens beraubt waren. Beide Arten der Verſüßungen ihres Kummers wurden zum Theil gänzlich von ihnen genommen. Der Baron von Korff ward ſeiner menſchlichen Gemüthsart wegen als untüchtig angeſehen, den wichtigen Poſten, der ihm anvertraut war, wohl zu bewahren. Man rief ihn ab, und ſetzte einen Mann von härtern Geſinnungen an ſeine Stelle. Endlich ward es für unräthlich gehalten, den jungen Iwan und deſſen Aeltern beiſammen zu laſſen. Getrennt von den Urhebern ſeines

Daſeins brachte man ihn in das Kloſter zu Oranienburg.

Iwans Mutter unterlag bald dem Kummer und den nagenden Vorſtellungen. Sie verfiel in ein hitziges Fieber, das von heftigen Phantaſien begleitet war, und ſtarb am 19ten März 1746 in dem blühenden Alter von 27 Jahren. Mit ihrem Tode hörte alle Eiferſucht, alle Hoheitsverſagung ihrer kaiſerlichen Tante auf. Es wurde das glänzendſte Formale beobachtet. Ihr Leichnam wurde nach Petersburg gebracht, in dem Newskikloſter auf dem Paradebette ausgeſtellt, und unter Begleitung des Hofes in der kaiſerl. Gruft beigeſetzt. Die Kaiſerin ſelbſt folgte dem Zuge. Der unglückliche Gemahl der Prinzeſſin, Herzog Anton Ulrich, blieb in der Gefangenſchaft zu Kolmogori und ſtarb daſelbſt, nachdem er die Hälfte ſeines Lebens darin zugebracht, im Juny 1775, im 62ſten Jahre ſeines Alters.

Der Tag, an welchem die nächſten Verwandten des jungen Iwans Oranienburg verlaßen mußten, war der Zeitpunkt, mit welchem für den Geiſt dieſes Bedauernswürdigen ein größeres Unglück bereitet ward, als ſeine Perſon bisher erfahren hatte. Er war jetzt ungefähr in ſeinem 8ten Jahre, und ſeine Aeltern hatten nicht unterlaßen, ſo viel ihre Umſtände und ſeine geringen Jahre erlaubten, ihm denjenigen Unterricht zu ertheilen, der zur Bildung ſeines Ver-

ſtandes und Herzens wenigſtens Etwas beitragen konnte. Aber jetzt war niemand da, der die Beſorgung dieſes wichtigen Geſchäftes auf ſich nehmen konnte oder durfte. Die Härte des Hofes gegen den gefährlichen Gefangenen ging ſo weit, daß ſeinen Aufſehern zuweilen ausdrücklich verboten wurde, ein einziges Wort mit ihm zu reden, oder ſeine Fragen auf irgend eine Weiſe zu beantworten. Noch mehr verſchlimmerte ſich das Schickſal des Prinzen, als ein Mönch, der vermuthlich ſein Glück zu machen glaubte, mit ihm im Jahr 1756 aus Oranienburg entfloh. So wenig dieſer Anſchlag reiflich überlegt, oder geſchickt genug verqnſtaltet war, ſo gelang er doch in ſo weit daß der Mönch mit ſeinem Raube einen nicht kleinen Theil des Reichs durchſtrich, und faſt bis an deſſen äußerſte Grenze, bis nach der Stadt Smolensko kam. Hier wurden beide erwiſcht, und nun wurde Iwan in einen unterirrdiſchen Kerker auf der Feſtung Schlüſſelburg geſetzt. Anfangs wurde er wie ein Prinz gehalten, er ſpeiſte von Silber, hatte allerlei Arten Weine, eine gute Garderobe, kleidete ſich des Tages wohl zwanzigmal um, und bewunderte ſeinen Anzug mit kindiſcher Freude; — aber alles dieſes fiel weg, da die Verzweiflung des Prinzen nur noch größer dadurch wurde. Ein Schaafpelz machte nachdem ſeine Kleidung, ein elendes Strohbett ſein Lager, und ein Tiſch und ein paar hölzerne Stühle ſein ganzes Hausgeräth aus. Sein

ganzer Genuß von Freiheit erſtreckte ſich auf einen Spatziergang, den er bisweilen im Hofe der Feſtung machen konnte, um friſche Luft zu ſchöpfen und die Sonne zu ſehen, die in ſein Gefängnißgemach nicht drang. Aller Umgang, zum Theil alle Unterredung, war ihm verboten. Er wurde aufs ſtrengſte bewacht und die Offiziers hatten in Rückſicht ſeines, und falls ſich Verſuche zu ſeinem Beſten hervorthun ſollten, die äußerſten Befehle. Bei dem Elende ſeines Lebens, dem Schrecken ſeiner Einſamkeit und dem Mangel an allen Beſchäftigungen, war es kein Wunder, daß der unglückliche junge Gefangene in Melancholie und Blödſinn verfiel.

Nach dem Tode der Kaiſerin Eliſabeth ſtand dem Prinzen eine Milderung ſeines Schickſals bevor. Peter III, der Befreier mehrerer Großen, die unter der vorigen Regierung geſtürzt waren, wollte auch über ſeinen jungen Anverwandten ſeine Großmuth und Gnade erſtrecken. Er begab ſich in Begleitung der Grafen Mariskin und Wolchow und des Barons Korff ſelbſt nach Schlüſſelburg. Der Prinz, der die hereintretenden Fremden nicht kannte, ſchimpfte auf die Kaiſerin Eliſabeth, die ihn und ſeine Aeltern unglücklich gemacht hätte. Wie er noch bei ſeinen Aeltern in Verhaft war, hatte er von dem neuen Großfürſten (Peter III.) und nachmals von deſſen Gemahlin gehört. Ueber dieſe äußerte er ſich

ebenfalls aufs heftigſte, nannte ſich den Kaiſer Iwan III. und ſie die neuen Räuber ſeiner Krone. „Aber ich werde, ſetzte er hinzu, dieſe mir wieder zu verſchaffen wiſſen, und ihnen beiden dann die Köpfe abſchlagen laſſen.“

Weniger über dieſe Ausdrücke des Unwillens als über den unglücklichen Zuſtand des Prinzen bewegt, der die Zerrüttung ſeiner Vernunft deutlich blicken ließ, antwortete ihm Peter, daß der Großfürſt gewiß nicht böſe gegen ihn geſinnt ſey und ſeine Lage verbeſſern würde, wenn ihm das Unglückliche derſelben bekannt wäre. „Sagen Sie mir, fügte er hinzu, was Sie für Erleichterungen und Bequemlichkeiten wünſchen. Ich komme oft zu dem Großfürſten, will für Sie bitten, und ſie Ihnen zu verſchaffen ſuchen.“ — „Vormals hatte ich, verſetzte der Prinz, die Erlaubniß in dem Hofe der Feſtung ſpatzieren zu gehen. Ich konnte die Sonne ſehen und friſche Luft ſchöpfen. Das war das ſchönſte Vergnügen und der entzückendſte Genuß, den ich hatte; und wenn der Großfürſt nicht mein Feind iſt, ſo bitten Sie ihn, daß er mir dieſe Freiheit oft erlaube.“

Peter, gerührt über dieſe unſchuldige Bitte und Vorſtellung, beſchloß dem Prinzen das Elend ſeines Verhaftes zu mildern. Die Geiſtesverwirrung deſſelben machte es nicht rathſam, ihn völlig in Freiheit zu laſſen. Peter befahl daher, ein eigenes

kleines, bequemes Haus in der Festung für ihn mit Terrassen anzulegen, worauf er alle Tage herum gehen könnte. Während man dieses Gebäude errichtete, brachte man Iwan nach Kexholm, an dem andern Ende des Ladoga-Sees. Allein die menschenfreundlichen Absichten des Regenten, auf den er als Großfürsten so unwillig war, blieben unerfüllt. Drei Wochen nachher wurde Peter des Throns entsetzt, und Iwans Schicksal nicht erleichtert.

Katharina II. verlor indessen diesen Gefangenen auch nicht aus den Augen. Sie war entschlossen, wie sie in einem nach der Zeit heraus gegebenen Anschlag sich erklärte; „diesem durch die göttliche Schickung vom Throne gestürzten Prinzen, in dem von seiner Kindheit an bedrängten Leben, sein Schicksal so erträglich als möglich zu machen, und ihm ein geruhiges Leben zu verschaffen, das seiner Natur und der Erziehung, welche er bis dahin genossen, angemessen wäre.“ Sie sprach ihn persönlich, wahrscheinlich ohne sich zu erkennen zu geben. Wie sehr wurde sie aber nicht gerührt, da sie ihn des Verstandes und gleichsam aller menschlichen Begriffe beraubt fand, und ihn eine schwere Sprache reden hörte, die andern Leuten fast unverständlich war. Sie wurde von Mitleiden, und von der zartesten Empfindung von Menschlichkeit durchdrungen. Alle die gegenwärtig waren, sahen ein, daß diesem unglücklich gebor-

nen; und noch unglücklicher auferwachsenen Prinzen keine andere Hülfe zu erweisen übrig blieb, als ihn nach seiner vorigen Wohnung wieder zurück zu schicken, und statt des bisherigen Nothdürftigen, ihn nun noch einige Bequemlichkeiten des Lebens zukommen zu lassen; ohngeachtet seine Sinne keine Empfindung eines bessern Zustandes gegen den Vorhergehenden mehr fähig waren, indem er weder Menschen kannte, noch so viele Ueberlegungskraft besaß, daß er Gutes vom Bösen zu unterscheiden wußte, oder vermögend war, durch Lesen, als welches er nie gelernt, oder doch vergessen hatte, sich die Zeit zu verkürzen; sondern seine Glückseligkeit bloß darein setzte, sich an den Gedanken zu ergötzen, die eine verrückte Einbildungskraft in ihm hervorbrachte."

Dieß sind die Worte deren sich die Kaiserin in ihrem Urtheil über ihm bediente; und der Aeußerung in denselben gemäß ward er wieder nach Schlüsselburg in sein voriges Gefängniß zurück gebracht, wo ihm vermuthlich eine kleine Verbesserung in seinen Umständen zu Theil wurde. Er bekam einen Hauptmann und Lieutenant, in Kriegsdiensten alt gewordene Männer, zur Aufsicht über sich, welchen der Befehl ertheilt ward, ihn wohl zu halten und für ihn zu sorgen. Aber gerade diejenigen, welchen die Sorge für sein Leben anvertraut ward, wurden bald die Werkzeuge seiner Hinrichtung.

Wasiley Mirowitsch, Lieutenant bei dem Smolenskischen Infanterie-Regiment, faßte den kühnen Entschluß, Iwan zu befreien und auf den Thron zu setzen. Ehrsucht und Rache waren die Hauptleidenschaften, die ihn dazu anfeuerten. Er war aus der Ukraine gebürtig. Sein Großvater war ein Edelmann gewesen, der ansehnliche Güter besaß, sich aber in die Verrätherei und den Aufruhr, die Mazeppa, der Hauptmann der Kosaken, erregte, mit hatte verwickeln lassen, und darüber seine Güter verlor. Mirowitsch hielt bei Hofe um diese Güter seines Großvaters an. Seine Bitte wurde ihm abgeschlagen, und nun erwachte in seinem Herzen Rachsucht. Er hatte in einer wilden Lebensart alles das Seinige durchgebracht, er konnte nichts mehr verlieren als sein Leben. Diese Verzweiflung vollendete seinen Entschluß. Das tauglichste Mittel, seine Absichten zu erreichen, schien ihm zu seyn, wenn er die Kaiserin Katharina II. vom Throne stieße, und den Prinzen Iwan, den er nur dem Namen nach kannte, auf denselben erhöbe, und dadurch sich selbst zu einem wichtigen und großen Manne machte. Der erste, den er zum Mitgenossen seines Unternehmens wählte, ein Lieutenant, mit dem er vor dem Altare seinen Entschluß gemeinschaftlich und und aufs heiligste beschworen hatte, ertrank zufällig in einem Flusse, ehe es zur Ausführung kam. Deswegen mußte er andere aufsuchen, die seine Gesin-

nungen und Gefahren mit ihm theilten. Seine Vorstellungen verführten den Lieutenant Tscherworidsew und den Hofdomestiken Kasatkin. Sie schworen einander Treue und Unterstützung.

Die Kaiserin machte im Sommer 1764 eine Reise nach Liefland. Dieser Zeitpunkt schien zu der Revolution der günstigste zu seyn. Die Gelegenheit in die Nähe des gefangenen Prinzen zu kommen, wurde von dem bösen Genie bald abgewartet und gefunden. Mirowitsch traf die Ordre, mit seinem Kommando nach Schlüsselburg in Besatzung zu rücken. Er wurde nicht selbst in die Festung gelegt, hatte aber nun Gelegenheit, alles auszuspioniren und einzurichten. Er besah die Festung, ließ sich die Casematte zeigen, worin der Prinz gefangen saß und bezeichnete sie ohne Verdacht mit einer besondern Nummer. Die kleine Wache des Gefangenen ließ nicht viel Schwierigkeit erwarten. Durch reizende trügerische Vorstellungen brachte er 6 Leute von seinem Kommando zuerst auf seine Seite und zu dem festen Entschlusse, ihn zur Ausführung seines Unternehmens mit ihrem Blute zu unterstützen. Mehrere ihrer Kammeraden waren insgeheim auch vorbereitet und gewonnen worden. Unter diesen Aussichten ließ er in der Nacht am 5ten Juli 1764 auf einmal sein ganzes Kommando aufwecken, es in Marsch stellen und zum Angriffe bereit machen. Viele Soldaten stutzten.

Mirowitsch machte ihnen darauf sein Vorhaben bekannt, den Prinzen zu befreien, und las ihnen eine Ordre vor, die er vorgab, dazu von der Kaiserin erhalten zu haben, weil die bei dem Prinzen wachthabenden Offiziere Verräther wären. Ein Betrug, dessen Unsinn leicht zu entdecken war, allein die nächtliche Betäubung, Branntwein, der herumgegeben wurde, Drohungen, Versprechungen und böser und guter Wille machten die Soldaten folgsam und bereitwillig. Man marschirte auf die Festungswohnung des Prinzen zu, der das Unternehmen für ihn und sein nahes Ende nicht träumte.

Das Getümmel des Aufbruchs und der Anstalten weckte indeß den Kommandaten der Festung, den General von Berednikow. Wehrlos und unbegleitet ging er dem rüstigen Kommando entgegen und fragte um die Ursache des unerwarteten nächtlichen Anzugs. Statt aller Antwort wurde er mit einem Flintenschlage zu Boden gestreckt. Kaum hatte ihn Mirowitsch in sichere Verwahrung gebracht, so zog er an der Spitze seines Haufens nach dem Zimmer des Iwan. Die Wache daselbst schlug seinen Haufen zurück. Eben so feigherzig als tollkühn, hielten Mirowitschens Mithafte nicht Stand, bis er sie mit einer falschen Signatur der Kaiserin äfte. Nun kehrten sie gegen das Zimmer zurück. Da die Wache haltenden Soldaten es aber wagten, mit ihren

Flinten sich den Angriffe zu wiedersetzen, so ließ Mi-
witsch eine Kanone vom Walle herabbringen und
machte Anstalt, den Platz zu beschießen. Nun wuß-
ten sich Ulusief und Tschekin, die beiden Of-
fiziere, die in dem Innern des Zimmers den Prin-
zen bewachten, nicht länger zu rathen. Welche
schreckliche Folge für die öffentliche Ruhe des Reichs,
wenn ihr Gefangner in Freiheit gesetzt wird. Ehe sie
den Gefangenen entführen und ihre Treue besiegen
laßen, entschließen sie sich — freilich ein schrecklicher,
barbarischer Gedanke — zu dem äußersten zu schreiten,
den Prinzen selbst zu ermorden.

Der Prinz lag während dieses ganzen Vorgan-
ges in einem Schaafpelze auf seinem Lager. Indem
man auf der einen Seite Entschließungen zu seinem
Untergange faßte, und auf der andern die fürchter-
lichsten Anstalten gemacht wurden, ihn zu der höchsten
Ehre und Glückseligkeit, die er je auf Erden erwarten
durfte, zu erheben, lag er und schlief so kummerlos
und ruhig, als in jener Nacht, der ersten alles seines
Unglücks, da ihm sein Reich geraubt ward. Alles
bisherige Geräusch um ihn her hatte ihn, der den
unbesorgten Schlaf der Unschuld schlief, noch nicht
erwecket. Auf die sanfte und letzte irdische Ruhe
sollte bald eine nie zu störende Ruhe folgen. Die bei-
den Lieutenants, die Hüter, denen er anvertraut war,
traten nunmehr in seine Kammer mit entblößten Der-

gen, die sie ihm verwirrt und auf gerathewohl in den Leib stießen, so, daß der erste Stich in den Schenkel ging, und als davon der Prinz erwachte, und die andern verhindern wollte, der andre ihm den Arm nur traf. Die Stiche wurden lebhaft wiederholt, sie trafen die Brust, endlich das Herz — der Prinz ist ermordet. So fiel er, ein Opfer der Staatskunst von seiner früheſten Jugend an. Nie hatte er jemand beleidigt und mußte durch die Hände derer sterben, die seine Feinde nicht waren. Er sollte bald sein 25stes Jahr antreten; als er auf diese rührende Art sein Leben verlor, wenn man das ein Leben nennen kann, was auf so vielerlei Art von den vornehmsten Eigenschaften und den Genuß des Lebens gänzlich entblößt gewesen ist.

Er war nun nicht mehr, und der Leichnam konnte denen, die den Prinzen suchten, ohne Gefahr überliefert werden, ja sie mußten ihn sehen, um alle ihre Anschläge mit ihm zugleich vernichtet zu sehen. Die beiden Befehlshaber schleppten seine Leiche, noch rauchend vom Blute hinaus, und zeigten sie den Verschwornen, mit den Worten: „Da habt ihr euren Kaiser; laßt euch nun von ihm anführen!“ So wie überhaupt mehreres selten und besonders bei dieser Trauergeschichte war, so war es auch der Eindruck, den der Anblick des entseelten Prinzen auf Mirowitsch machte. Indem die Vollbringer der schreck-

lichen That nichts anders erwarten durften, als auf der Stelle ein ähnliches Schickſal zu erfahren, fällt Mirowitſch vom höchſten Grade der Wuth auf die tiefſte Stufe der Unthätigkeit und Erſtarrung herab. Nachdem er zu ſich ſelbſt gekommen iſt, empfindet er das innigſte Gefühl des Mitleids und der Rührung, das ihn ganz durchſchüttert; er betrachtet dieſen frühzeitigen unnatürlichen Tod als ſein eignes Werk, ſchüttet wehmüthige Klagen über den unglücklichen Prinzen aus, hält ihm eine Lobrede, und beſchließt den unerwarteten Akt damit, daß er ruhig ſeinen Degen und ſich ſelbſt zu einem Gefangenen dahin giebt. Da in einem Augenblick ſein ganzes erträumtes Glück verſchwunden iſt, ſo wünſcht er auch nicht länger zu leben. Auch von ſeinen Gehülfen ſucht keiner zu entwiſchen.

Die Nachricht von dieſer unerwarteten blutigen Scene erregte zu Petersburg beim Volke das Mitleiden und die unwilligen Geſinnungen, die die Unſchuld des Prinzen verdiente. Man ſchimpfte, man tobte. Die Erbitterung ging in eine ordentliche Gährung über. Bei den Garde-Regimentern wurde die Senſation und Bewegung bedenklich. Die Kaiſerin, die noch auf ihrer Reiſe war, hatte die Nachricht von dem Vorgange durch einen Kourier erhalten. Es wurden neue Kouriers an ſie geſchickt. Man fand für nöthig, an die Feldregimenter, die bei Peters-

burg ſtanden, ſcharfe Patronen vertheilen zu laſſen — und dieſe Maaßregel brachte die Garden zur Ruhe.

Der Leichnam des Prinzen wurde auf einige Tage in der Kirche der Feſtung zu Schlüſſelburg zur Schau ausgeſtellt. Damit auch nicht der kleinſte Strahl kaiſerlicher Hoheit über den betrauernswürdigen Tod eines Prinzen verbreitet würde, dem man in ſeinem Leben nicht einen Schatten davon gegönnt hatte, ſo mußte ein gemeiner Sarg dazu dienen, ſeine ſterblichen Gebeine einzuſchließen. Sein ganzer Schmuck beſtund in einem elenden Schlafpelz, den er bei ſeiner Ermordung an hatte. Dieß hinderte indeſſen nicht, daß viele Tauſende herzuſtrömten, ihn zu ſehen, und ihm eine Thräne des Mitleids zu opfern. Die Wallfahrten zu dem Grabmahle nahmen ſo zu, daß der Befehl kam, daſſelbe zu verſchließen, worauf der Leichnam in aller Stille nach dem Kloſter Tichſina, 200 Werſte von Petersburg gebracht, und ſo dem Andenken des Volks entzogen wurde. Die beiden Mörder des Unglücklichen erhielten, da ſie aus Treue und patriotiſchem Eifer gehandelt hatten, keine Beſtrafung; ſie hatten freien Zutritt am Hofe, waren aber der allgemeine Gegenſtand des Unwillens und Mirowitſch wurde von manchen bedauert. Die Kaiſerin ließ dieſen letztern und ſeine Mitverhafteten zuerſt in Schlüſſelburg ſelbſt durch den Generallieutenant von Weimar, und her-

nach zu Petersburg durch eine Kommite' von Geiſtlichen, Senatoren und Edelleuten in Verhör nehmen. Mirowitſch beharrte darauf, daß er ganz allein und ohne irgend einen Rathgeber den Anſchlag gefaßt habe. Während der ganzen Zeit des Prozeſſes bewies er immer viel Trotz und Unerſchrockenheit. Am 26ten Sept. 1764 wurde er enthauptet und ſein Körper zu Aſche verbrannt. Die Mitverſchwornen wurden zur Spießruthe und Feſtungsbau verurtheilt. Es gab Leute, welche die Kaiſerin im Verdacht hatten, als ob ſie ſelbſt ſich Mirowitſchens und der Wache als eines Werkzeuges zur Ermordung Iwans bedient haben ſollte: allein um ſo viel weniger Grund hat ein ſolcher Verdacht, da ſie auf jede andre Weiſe und ohne viel Aufſehen zu erwecken, den Prinzen hätte aus dem Wege räumen können.

# Muley Ismael.

## Kaiser von Marokko.

Wenn man aus der Geschichte Beispiele vertiegerter Wütheriche entlehnen will, so pflegt man noch immer zu den berüchtigten Unmenschen Roms, einem Nero und Caligula zurück zu gehen. Es ist wahr, die Erzählung ihrer Gräul erregt Schaudern, und man würde in Versuchung gerathen, sie für eine düstere Ausgeburt antiaristokratischer Köpfe zu halten. Aber der Republikanergeist hatte unter jenen Kaisern in Rom ausgewehet, und wenn er sich noch schwach bei einem Schriftsteller regte, so erhob er sich doch niemals bis zu dem Enthusiasmus, der den Regenten flucht, weil er Regent ist, sondern kündigte sich bloß, wie beim Calitus, in schwermüthigen Klagen an, den letzten Versuchen des Mannes, der seinen Druck und seine Ohnmacht fühlt. Ueberdieß stimmen alle Geschichtschreiber in der Charakteristik jener Fürsten so sehr überein, daß man nicht an der Wahrheit ihrer Erzählung zweifeln darf, ohne alle historische Glaubwürdigkeit aufzuheben. Also: Nero und Cali-

gula waren in der That die Unmenschen, wofür man sie nun über 17 Jahrhunderte lang angesehen hat. Dennoch thäte man ihnen Unrecht, wenn man sie für die einzigen Wütheriche in ihrer Art halten wollte, oder auch nur für die letzten.

Muley Ismael vergoß allein vielleicht mehr Menschenblut, als jene beiden zusammen genommen. Er lebte noch im Anfange des 18ten Jahrhunderts. Die Thatsachen, welche hier aus seinem mörderischen Leben aufgezeichnet stehen sollen, verbürgt das Ansehen Addisons, der sie aus den Berichten europäischer Gesandten am Hofe des Tyrannen zusammen getragen hat.

Gewöhnlich ertheilte Muley Ismael den europäischen Gesandten zu Pferde, auf einem großen freien Platze, Audienz. Eine Schaar von Alkaiden oder Statthaltern der Provinzen, umgaben ihn barfuß; zitternd, mit niedergeschlagenen scheuen Blicken horchten sie auf jedes seiner Worte, und begleiteten es mit einem betäubenden Geschrei: „Groß ist die Weisheit des Kaisers, unsers Herrn! Der Kaiser, unser Herr, redet wie ein Engel vom Himmel!“ Wollte er dem Gesandten einen vorzüglichen Beweis seiner Achtung geben, so geruheten seine barbarische Majestät in dessen Gegenwart, mit hoher Hand einige aus seinem Gefolge niederzusäbeln, oder mit außerordentlicher Geschicklichkeit mit dem Speer zu durch-

bohren. Herr von St. Olon, französischer Gesandter, bezeugt, daß bei seiner Abschiedsaudienz zwei Mohren auf diese Weise ihr Leben eingebüßt hätten, und giebt die Anzahl aller vom Kaiser eigenhändig ermordeten Unterthanen auf 40,000 an.

Um sich recht furchtbar zu machen kündigte er seine blutigen Schauspiele oft durch eine besondere Tracht an. Alle Großen des Reichs, die ihm in der Nähe waren, versteckten sich, wenn er in gelber Kleidung erschien, und wagten es nicht, sich ihm zu nähern, ehe er seinen Blutdurst durch einige Ermordungen gelöscht hatte. Die Einwohner der Hauptstadt Mequinez erkundigten sich alle Morgen sorgfältig darnach, ob der Kaiser ausreiten werde? ob er guter Laune sey — welche Kleidung er trage? — Auf Bauten verwendete er große Summen, aber jeden kleinen Fehler eines neuen Gebäudes mußten alle Arbeiter mit dem Leben büßen. Selbst Fremde waren nicht sicher vor seinen unmenschlichen Behandlungen. Ein englischer Schiffscapitain überreichte ihm ein schön gearbeitetes Beil. Se. marokkanische Majestät nahmen es an, und versuchte seine Schärfe an dem Ohr des Europäers, der sich glücklich schätzte, noch so gut davon gekommen zu seyn. Empörender als alles dieses war die Wuth dieses Tiegers in Menschengestalt gegen seine eigene vorzüglich geliebte Gemahlin. Sie hatte die Vermessenheit in seiner Gegenwart eine

Blume abzupflücken, und — ein Fußtritt streckte die schöne Sultanin mit dem Kinde, welches sie unter ihrem Herzen trug, todt zu Boden. Bald darauf mußte auch sein Vezier unter ähnlichen Fußtritten seinen Geist aufgeben. Die That gereute ihn, und um dem Ermordeten vor dem Volke seine Liebe, freilich ein wenig zu spät — zu bezeugen, ließ er den Arzt hinrichten, der ihn nicht wieder aufwecken konnte.

Vorkommende Streithändel schlichtete er prompt, aber nach Grundsätzen, die für den Kläger eine Genugthuung schrecklicher machten, als das erlittene Unrecht seyn konnte. Ein Alkaide beklagte sich bei ihm über seine Frau. So oft es ihr eingefallen war, hatte sie — eine ehemalige Konkubine des Kaisers — ihren geduldigen Ehemann am Barte gezupft. Ismael bedauerte ihn wegen dieser bei den Morgenländern unerhörten Beschimpfung, und, um ihn ins künftige davor sicher zu stellen, ließ er ihm sogleich, Haar für Haar, seinen Bart ausreissen.

Unermeßliche Reichthümer strömten in seine Schatzkammer, er ließ sie an abgelegenen Oertern in die Erde verscharren, und neben ihnen die Werkzeuge dieser Heimlichkeit. Auf einem Spatzierritt begegnete ihm ein Statthalter mit seiner Schaafheerde. „Wem gehört diese Heerde?“ fragte ihn der Fürst. „Deinem Knechte, o Ismael, du Nachkomme Has-

sams!“ — „Ich hielt mich, erwiederte Muley, für den einzigen Eigenthümer in meinem Lande!“ Mit diesen Worten durchbohrte er den Alkaiden, und theilte die Heerde unter sein Gefolge aus.

Dieß Wenige ist schon zu viel, um Schauder zu erregen, und um zu überzeugen, daß Nero, im Vergleich mit Muley, ein Mensch zu nennen ist. Und doch hieß dieser Fürst der Großmüthige, der Rechtgläubige, der Diener Gottes. Muhameds Gesetze hielt er so strenge, daß er in seinem ganzen Leben keinen Wein kostete, und seinem Nachfolger ein geschriebenes Verzeichniß von 75,000 gehaltenen Gebeten hinterließ.

# Johann Calas.

Kaufmann in Toulouse.

Fast in allen Religionen, welche auf der Erde geherrscht haben, und deren Geschichte wir kennen, hat es von jeher Verschiedenheiten und Spaltungen mancher Art gegeben. Besonders aber hat man gewöhnlich eine doppelte Gattung ihrer Bekenner unterschieden; einmal solche, welche sich für die allein richtig glaubenden halten, und in der Meinung stehen, daß nur sie allein, oder vorzüglich selig werden; und zweitens solche, welche von jenen für Irrgläubige erklärt, mit schnöder Verachtung behandelt, und wohl gar den unausbleiblichen Strafen der Gottheit Preis gegeben werden. Zahllos ist die Menge derer, die bloß deswegen Gut und Leben verloren haben, weil sie für Irrgläubige gehalten worden sind. Der Fanatismus hat oft schrecklicher gewüthet, als Seuche und Pest, und Tausende in namenloses Elend gestürzt. Die Geschichte Frankreichs unter andern enthält davon Beispiele, welche jedes fühlende Herz mit Wehmuth und Entsetzen erfüllen. In dieser Hinsicht

iſt beſonders die Geſchichte des unglücklichen Calas geſchickt, uns die ſchrecklichen Folgen des Fanatiſmus recht anſchaulich vorzuſtellen.

Johann Calas, ein Greis von 68 Jahren, trieb ſeit 40 Jahren die Handlung zu Toulouſe, und wurde von allen denen, die mit ihm gelebt haben, für einen guten Vater gehalten, und wegen ſeiner Sanftmuth und Rechtſchaffenheit allgemein geſchätzt. Seine Gattin war mit dem vornehmſten Adel von Toulouſe verwandt, aber noch weit empfehlungswürdiger durch ihre Tugenden. Beide in dem Schooße der proteſtantiſchen Kirche gebohren, folgten mit Zuneigung der Religion ihrer Väter, und waren eben deswegen für manche ein Gegenſtand des Haſſes. Calas und die Seinigen waren duldſamer in der Religion, als es ſelbſt unter dem Druck einer mächtigen Religionsparthei lebende Perſonen zu ſeyn pflegen. Er hatte eine alte katholiſche Dienſtmagd, die alle Wochen die Sakramente genoß, und zu der Erziehung aller ſeiner Kinder mitgewirkt hatte. Unter ſeinen Kindern — er hatte deren ſechs, vier Söhne und zwei Töchter — war ein Sohn, Ludwig Calas, ſeit fünf Jahren wirklich katholiſch geworden, und die erwähnte fromme und in ihrem Glauben eifrige Magd war eins der vornehmſten Werkzeuge ſeiner Religionsveränderung geweſen. Johann Calas, weit entfernt, ihr jemals darüber einen Vorwurf zu machen, behielt ſie

in seinem Dienste, und begegnete ihr mit eben so viel Güte als vorher. Und von seinem zur katholischen Kirche übergetretenen Sohne sagte er einst in einer Unterredung mit dem Parlamentsrath de la Motte: „Wenn seine Veränderung nur aufrichtig ist, so kann ich sie nicht mißbilligen, da man durch den Gewissenszwang nur Heuchler macht.“ So wenig war für die herrschende Religion des Landes von einem Manne zu befürchten, der sich mehr um die Gottseligkeit und Tugend, als um den Glauben seiner Kinder bekümmert weiß.

Unter seinen Söhnen war der älteste, Marc Antoine, der einzige, welcher der Vortheile einer vernünftigen Erziehung, durch Leidenschaft und Schwermuth verleitet, nicht genoß. Sein Charakter war stolz und heftig. Unglücklicher Weise hinderten ihn die Umstände, von Talenten Gebrauch zu machen, welche die Natur ihm gegeben hatte. Empfindlich für die Reize der Beredsamkeit, und wirklich dazu gemacht, sich durch sie in der Rechtsgelehrsamkeit, wie es die französische Rechtsverfassung verstattete, emporzuschwingen, riß ihn sein Geschmack so sehr zu diesem Beruf hin, als ihn die Umstände davon entfernten. Er hätte sich durch einen Meineid das Zeugniß eines Glaubens, den sein Herz verabscheute, verschaffen müssen. Zu diesem niedrigen Betruge unfähig, zur Kaufmannschaft, vermöge seines

unruhigen und heftigen Kopfes untüchtig, ſah er ſich beſtimmt, ein von Stand und Glück entblößtes Leben zu führen. Durch die beſchwerliche Dunkelheit niedergeſchlagen, ward er muthlos. Seine feurige Einbildungkraft fiel, da ſie ſonſt nichts zu ſchaffen hatte, auf ſich ſelbſt zurück. Und die Talente, welche ſich nicht in die Höhe ſchwingen konnten, wurden zu Leidenſchaften. Uebung im Fechten, die ſtarke Bewegung des Ballons: der Eigennutz und die Zänkereien im Spiel, der Lärm brauſender Symphonien, das Gepränge und die Lebhaftigkeit öffentlicher Reden; kurz alles, was heftig rührte, oder Aufſehen machte, gefielen dem Marc Antoine und riſſen ihn hin. Die Gewalt eines ſehr ſtarken Temperaments erhitzte ſeinen Kopf noch mehr. Er lief mit gleichem Eifer in eine katholiſche Kirche, zu dem Billardſpiel und in die gottesdienſtlichen Verſammlungen der Proteſtanten in den Wäldern.

Aber dieſer lebhafte Geiſt ward dadurch nicht befriedigt. Er wollte handeln. Da er ſelbſt die Gefahr der Unthätigkeit vorzog, ſagte er, etwa einen Monat vor ſeinem Tode, zu einem ſeiner Freunde: er ſey entſchloſſen, nach Genf zu gehen, ſich dort zum Geiſtlichen annehmen zu laſſen, und dann zurück zu kommen, den Reformirten in Frankreich zu predigen. „Mein Lieber, antwortete ihm ſein Freund, das iſt ein ſchlechtes Handwerk und führt zum

Galgen.“ — „Nun denn, verſetzte Marc Antoine, ſo denk ich an etwas anders, das ich ausführen will.“

Von dieſem Augenblicke an überließ er ſich einem ernſten Nachdenken, und nährte ſeine ſchwere Melancholie mit den Schriften des Seneca, Montagne und Shakeſpear. Mit einem finſtern Vergnügen ſagte er oft den berühmten Monolog aus dem Hamlet laut her: Sterben — Schlafen — das iſt alles. So ſtärkte ſich der ſchwermüthige Jüngling zu ſeinem unſeligen Vorſatze, bis er zu der traurigen Kataſtrophe gelangte, die ſeine rechtſchaffene Familie in das ſchrecklichſte Unglück geſtürzt hat. Endlich führte er am 13ten Oktober 1761 ſein Vorhaben aus. Er ſelbſt hatte an dieſem unglücklichen Tage einen ſeiner Freunde zum Abendeſſen eingeladen. Dieſer war ein junger Lavaiſſe, Sohn eines geweſenen Advokaten von Toulouſe. Er kam von Bordeaux zurück. Da er ſeinen Vater, der auf ſeinem Landgut war, den Tag ſeiner Ankunft nicht ſehen konnte, beſuchte er ſeinen Freund Marc Antoine, mit deſſen Bitten vereinigte Johann Calas ſeine Einladung, und er blieb zum Abendeſſen. Marc Antoine war ſchon vor dem Eſſen äußerſt ſchwermüthig. Aber ſeine Aeltern achteten nicht darauf, weil er ſchon ſeit einiger Zeit ſo düſter zu ſeyn pflegte. Der alte Calas und ſeine Frau, Marc

Antoine, und deſſen Bruder Peter ſetzten ſich mit dem jungen Lavaiſſe zu Tiſche. Marc Antoine ſtand vor den andern auf, und ging in die Küche. „Friert Sie, Herr Calas?“ ſagte die Magd. „Nein, vielmehr iſt mir heiß,“ antwortete er, und ging weg. Niemand beunruhigte ſich über ſeine Abweſenheit, denn man glaubte, er ſey nach ſeiner Gewohnheit auf dem Billard.

Als Lavaiſſe wegging, nahm Peter Calas ein Licht um ihm bis an die Straße zu leuchten. Da ſie in den Hausgang kamen, fanden ſie die Ladenthüre offen. Sie gehen hinein um zu ſehen, was das ſey? Aber welch ein Schauſpiel! Sie ſehen den Körper des Marc Antoine zwiſchen den beiden Flügeln der Thüre, die von dem Laden in das Gewölbe geht, hängen. Auf ein lautes Geſchrei, das ſie erheben, eilt der Vater hinzu, ſieht den Gegenſtand des Schreckens, und vermiſcht ſein wildes Geſchrei mit dem ihrigen. Der Vater und ſein Sohn Peter nehmen den todten Leichnam herunter, löſen den Strick ab, und legen ihn auf den Boden. Lavaiſſe und Peter eilen, einen Wundarzt zu holen, und kommen mit ihm. Die Mutter hat man anfangs zurück gehalten; kaum aber war ſie frei, als ſie bebend herzu eilte. Sie brach bei den entſetzlichen Anblick in Geſchrei und Thränen aus, wie es von einer zärtlichen Mutter zu erwarten war. Vergebens ſuchte

ſie ihren Sohn durch ſtarke geiſtige Waſſer wieder ins Leben zurück zu bringen. Sie war der Verzweiflung nahe. Der Wundarzt unterſuchte den Körper und fand ihn kalt genug, um zu beurtheilen, daß er ſchon ſeit zwei Stunden todt ſey.

Das Jammern und Wehklagen der unglücklichen Familie lockte das Volk von Toulouſe zu Calas Wohnung. Ein ſchwärmeriſcher Kopf unter der Menge ſchrie, der alte Calas habe ſeinen Sohn gehangen. Dieſes wiederholte Geſchrei wurde im Augenblick allgemein. Einige ſetzten hinzu: der Verſtorbene habe am nächſten Morgen ſeine Religion abſchwören wollen, und ſey deswegen von den Seinigen und Lavaiſſe ermordet worden. Den Augenblick zweifelte niemand mehr; die ganze Stadt war überzeugt, daß das bei den Proteſtanten ein Glaubensartikel ſey, daß ein Vater und eine Mutter ihren Sohn ermordeten, ſobald er ſich bekehren wolle u. ſ. w. Selbſt der Gerichtsſchöppe David glaubte dieß ungereimte Geſchrei, und — ſogleich wurde die Familie des Calas, die katholiſche Magd und Lavaiſſe in Ketten und Banden gelegt. Ob ſchon Marc Antoine ein Proteſtant war, begrub man ihn doch mit der größten Pracht in der St. Stephanskirche, und hielt ihm, als einem Märtyrer, eine hohe Meſſe. Nie hat eine Kirche eines wahren Märtyrers Feſt mit größerer Pracht begangen; aber dieſe Pracht war

ſchrecklich. Man hatte ein prächtiges Trauergerüſte aufgerichtet; ein Skelet, das man beweglich gemacht, und das den Marc Antoine Calas vorſtellte, der in der einen Hand einen Palmzweig, und in der andern die Feder hielt, mit der er die Abſchwörung der Ketzerei unterſchreiben ſollte, und die wirklich das Todesurtheil ſeines Vaters unterſchrieb.

Nun fehlte dem unglücklichen Selbſtmörder nichts weiter, als die Kanoniſation. Das Volk ſah ihn für einen Heiligen an. Einige riefen ihn an; andere beteten auf ſeinem Grabe; wieder andere forderten Wunder von ihm, und noch andere erzählten diejenigen, die geſchehen waren. Ein Mönch riß ihm einige Zähne aus, um dauerhafte Reliquien zu haben. Eine Betſchweſter, die ein wenig taub war, verſicherte, daß ſie den Klang der Glocken gehört habe. Ein vom Schlage gerührter Prieſter wurde geheilt, nachdem er ein Brechmittel eingenommen; alle dieſe Wunder ließ man gerichtlich niederſchreiben. Dreizehn Richter verſammelten ſich alle Tage, um den Proceß zu endigen. Man hatte und konnte keinen Beweis gegen die Familie aufbringen; aber ihre verſchiedene Religion diente ſtatt alles Beweiſes. Sechs Richter beharrten lange darauf, den alten Calas, ſeinen Sohn und den Lavaiſſe zum Rade, die Gattin des Johann Calas aber zum Scheiterhaufen zu verdammen. Sieben andere, ein wenig mäßiger,

wollten wenigſtens, daß man eine Unterſuchung anſtellen ſollte. Der Streit war wiederholt und anhaltend. Einer der Richter ſprach ſehr lebhaft für die Unſchuld der Angeklagten, und war der öffentliche Sachwalter des Calas in allen Häuſern von Toulouſe, wo das beſtändige Geſchrei der gemißbrauchten Religion das Blut dieſer Unglücklichen verlangte. Ein anderer Richter ſprach mit eben ſo viel Hitze gegen die Calas, als der erſte zu ihrer Vertheidigung. Endlich machte die Sache ſo viel Lärmen, daß ſie genöthigt waren, einer den andern als Richter zu verwerfen, und ſich beide aufs Land zu begeben.

Zum Unglück hatte der dem Calas günſtige Richter die Delikateſſe, in ſeiner Verweigerung zu beharren, der andere hingegen kam, ſeine Stimme wider die zu geben, die er nicht richten ſollte; und dieſe Stimme war es, die die Verdammung zum Rade vollbrachte; denn es waren acht Stimmen gegen fünf, indem einer von den gegenſeitigen ſechs Richtern nach vielem Wortwechſel endlich zu der ſtrengſten Parthei überging. Jean Calas, der 68jährige Greis, wurde alſo zum Rade verdammt.

Es fällt in die Augen, daß, wenn ein Mord hätte können begangen werden, alle Beklagte gleich ſchuldig hätten ſeyn müſſen, weil ſie einander nicht einen Augenblick verlaſſen hatten; es fällt in die Au-

gen, daß ſie es nicht waren; es fällt in die Augen, daß der Vater allein es nicht ſeyn konnte; und doch verdammt das Urtheil den Vater allein, auf dem Rade zu ſterben. Der Grund des Urtheils war eben ſo unbegreiflich, als alles Uebrige. Bei der Marter, wo man ihm durch Qualen die Namen ſeiner Mitſchuldigen herauszupreſſen ſuchte, antwortete er: „Wo kein Verbrechen iſt, können keine Mitſchuldige ſeyn. Ich habe weder meinen Sohn ermordet, noch ermorden laſſen: ich bin eines ſo abſcheulichen, unerhörten Verbrechens ſo wenig ſchuldig, als die übrigen Beklagten.“

Die majeſtätiſche Standhaftigkeit, mit der der Greis zu ſeinem Tode ging, und die unüberwindliche Gewalt der Tugend fing an, in den Herzen verwirrte Gefühle des Mitleids und der Reue hervorzubringen. Als er den unglücklichen Wagen beſtieg, ſagte er zum Volke: „Ich bin unſchuldig!“ Indem er vor ſeinem Quartiere vorbeigebracht wurde, grüßte er jedermann, den er kannte. Ehe der Henker ſein Amt verrichtete, nahte ſich der Pater Bourges, umarmte und drückte ihn in ſeine Arme, und ſagte: „Mein lieber Bruder, ihr habt noch einen Augenblick zu leben. Bei dem Gotte, den ihr anbetet, auf den ihr hoffet und der für euch geſtorben iſt, beſchwöre ich euch, der Wahrheit die Ehre zu geben.“ — „Ich habe ſie geſagt,“ verſetzte Calas, und hob ſeine Augen gen Himmel. Hierauf warf er auf dieſen Geiſtlichen einen Blick des

Erſtaunens und der Zärtlichkeit: „Wie, ſagte er, auch Sie können glauben, daß ein Vater ſeinen Sohn habe umbringen können?“ Nun erhob der Henker auf ihn ſein ſchreckliches Eiſen. Bei dieſem Anblicke ſchauderte das ganze Volk. Jeder Schlag, der den Calas traf, tönte im Grunde der Seele wieder, und Thränenſtröme ſtürzten, wiewohl zu ſpät, aus aller Augen.

Der erſte Schlag entriß dem Leidenden einen ſehr mäßigen Schrei; die andern erhielt er ohne die geringſte Klage. Als man ihn hierauf aufs Rad gelegt hatte, betete er aufs neue zu Gott, und flehte ihn an, ſeinen Richtern ſeinen Tod nicht zuzurechnen, erhob ſich durch ſeine eigenen Leiden zu den erhabenſten Betrachtungen, und rief dem Pater Bourges die rührenden Worte zu: „Ich ſterbe unſchuldig; Jeſus Chriſtus, die Unſchuld ſelbſt, ſtarb noch einer grauſameren Todesſtrafe. Gott ſtraft an mir die Sünde des Unglücklichen, der ſich ſelbſt hingerichtet; er ſtraft ihn an ſeinem Bruder und an meiner Frau; er iſt gerecht, und ich bete ihn in ſeinen Züchtigungen an. — Aber der junge Fremdling, dem ich eine Ehre zu erzeigen glaubte, indem ich ihn Abends zu Tiſche bat, dieſer gute Jüngling, der Sohn des Herrn Lavaiſſe, wie hat ihn die Vorſehung mit in mein Unglück verwickeln können?“

Indem er noch redete, ſtürzte ſich der Gerichts-

schöpfe David, um sein Werk zu krönen, zu dem Schaffot hin, und schrie: „Bösewicht! siehst du den Scheiterhaufen, der bald deinen Leib zu Asche verzehren soll! Rede die Wahrheit!“ Statt aller Antwort kehrte Calas mit vieler Mühe seinen Kopf weg, und sah den Henker an; dieser schlug, und der Unschuldige gab seinen Geist auf.

Der Zorn seiner Richter schien in seinem Blute abgekühlt zu seyn. Man schritt zur Beurtheilung der übrigen Angeklagten. Alle blieben bei der einmüthigen Behauptung ihrer und des hingerichteten Vaters Unschuld. Die Richter befreiten durch einen zweiten Urtheilsspruch die Wittwe Calas, den jungen Lavaisse und die Magd von allem weitern Verfahren. Den Pierre Calas aber verbannten sie wegen einer leichtfertigen Rede, deren Ein Zeuge ihn beschuldigt hatte. Diese Verbannung schien eben so widersprechend, so abgeschmackt, als alles Uebrige; denn entweder war Pierre Calas des Mords schuldig, oder unschuldig: im ersten Falle mußten sie ihn rädern, wie den Vater; war er unschuldig, so mußten sie ihn nicht verbannen. Aber die Richter, schüchtern durch die Todesstrafe des Vaters und durch die rührende Frömmigkeit, womit er seinen Geist aufgegeben, glaubten dadurch ihre Ehre zu retten, indem sie der Welt vorspiegeln wollten, daß sie dem Sohne Gnade widerfahren lassen, gleich als ob eine solche Vergebung

nicht eine neue Uebertretung der Geſetze geweſen wäre. Ueberdieß glaubten ſie auch, daß die Verbannung dieſes armen hülfloſen Jünglings, der von keiner großen Bedeutung wäre, keine große Ungerechtigkeit in Vergleich mit derjenigen ſey, die ſie bereits begangen hatten.

Man fing nun an den Peter Calas in ſeinem Gefängniſſe zu bedrohen, ihn ſo wie ſeinen Vater zu behandeln, wenn er ſeine Religion nicht abſchwören wollte. Dieß beſtätigte der junge Menſch mit einem Eide. Peter Calas begegnete, indem er aus der Stadt ging, einem bekehrenden Abbe, der ihn wieder zurück nach Toulouſe brachte. Man ſperrte ihn in ein Dominikanerkloſter ein, und hier zwang man ihn, alle Gebräuche des katholiſchen Glaubens zu vollſtrecken. Dieß war zum Theil, was man wünſchte, und die Religion, die man zu rächen geglaubt, ſchien befriedigt zu ſeyn. — Man nahm der Mutter die Töchter; ſie wurden in ein Kloſter geſperrt. Dieſe Frau, mit dem Blute ihres Gatten beinahe überſtrömt, die ihren älteſten Sohn todt in ihren Armen gehalten, den zweiten verbannt, ſich ihrer Töchter entriſſen und ihres ganzen Vermögens beraubt ſah, war nun allein in der Welt, ohne Brod, ohne Hoffnung, und durch das entſetzliche Unglück, das ſie betroffen, dem Tode ſelbſt nahe. Einige Perſonen, die alle Umſtände dieſer ſchrecklichen Begebenheit reif-

lich überlegten, fanden sie so gesetzwidrig, daß sie in die Madame Calas, die in eine Einsamkeit geflüchtet war, dringen ließen, ihr erlittenes Unrecht vor den Thron zu bringen. Sie konnte sich damals nicht aufrecht halten; da sie überdieß von Geburt eine Engländerin, und in eine französische Provinz von ihrer Jugend an übergepflanzt war; so schauderte sie bei dem bloßen Namen der Stadt Paris. Sie glaubte, die Hauptstadt des Königreichs müsse noch weit schlimmer als Toulouse seyn. Endlich überwand die Pflicht, das Andenken ihres Mannes zu retten, ihre große Schwachheit. Sie kam zu Paris in einem Zustande an, wo sie glaubte, ihren Geist aufgeben zu müssen. Sie erstaunte, als sie Hülfe, Zutritt, Thränen fand.

Das Gefühl der Menschheit redete laut gegen die Greuel eines wilden Religionseifers und gemißbrauchter richterlicher Gewalt. Es fanden sich edeldenkende Männer, welche Sachwalter der unterdrückten Unschuld wurden. Ganz Europa, aufgerufen durch die Stimme Voltaire's und der Menschheit, empörte sich gegen dieses Urtheil. Herr de Beaumont, ein berühmter Parlamentsadvokat, übernahm ihre Vertheidigung, und setzte ein gerichtliches Bedenken auf, das von funfzehn Advokaten unterschrieben wurde; mehrere andere einsichtsvolle Männer traten öffentlich als Beschützer der Unschuld auf, und

überließen der Wittwe den Vortheil von der Ausgabe ihrer Schutzschriften.

Paris und ganz Europa waren von Mitleiden gerührt, und forderten nebst der unglücklichen Frau Gerechtigkeit. Das Urtheil war lange vorher von der ganzen Welt gesprochen, ehe es vom Conseil unterzeichnet war. Das Mitleid drang bis zu dem Ministerium. Man gab der Mutter die Töchter wieder; man sah sie alle drei in Trauerflohr und in Thränen gebadet, selbst ihren Richtern Thränen erpressen. Indeß versammelte sich am 7ten März 1763 der ganze Staatsrath zu Versailles zur Untersuchung. Man meldete dem Könige, daß alle Stimmen, auch nicht eine ausgenommen, dahin gingen, daß das Parlament von Toulouse dem Conseil die Akten des Prozesses einschicken sollte, und der König genehmigte es. Allein bis zum Endurtheile vergingen noch zwei ganzer Jahre. Die Madam Calas und ihre Töchter gingen zwischen dieser Untersuchungszeit freiwillig wieder ins Gefängniß.

Endlich erklärten 50 Maitres de requêtes die ganze Familie des Calas mit einhelliger Stimme für unschuldig, und empfahlen sie der wohlthätigen Billigkeit des Königs. Der Herzog von Choiseul unterstützte diese unglückliche Familie nicht allein mit seinem Gelde, sondern erhielt auch von dem Monarchen

36,000 Livres, wovon die tugendhafte Magd, die in Vertheidigung ihrer Herrschaft die Wahrheit standhaft bekannt hatte, 3000 Livres erhielt. Am 9ten Mai 1765 wurde dieses authentische Urtheil, wodurch man diese unglückliche Familie rechtfertigte und ihr Schicksal änderte, bekannt gemacht. Dieser 9te Mai war eben der Tag, wo jener tugendhafte Vater der Familie hingerichtet worden war. Ganz Paris lief mit Haufen herzu, um sie aus dem Gefängnisse gehen zu sehen, und rang die Hände mit Thränen bei ihrem Anblicke. Man klatschte den Richtern, als sie vorübergingen, zu, und überhäufte sie mit Segnungen; statt daß man die Richter zu Toulouse mit Verwünschungen brandmarkte. — Es wurde der Familie erlaubt, ihre Gerechtsame weiter zu suchen, Advokaten anzunehmen, und von den Toulouser Richtern die Unkosten, die Schadloshaltung samt dem Interesse wieder zu fordern, die diese ihnen freiwillig hätten anbieten sollen. Der junge Lavaisse verfertigte selbst eine Klage, die für würdig gehalten wurde, neben des Herrn von Beaumont seiner zu erscheinen. Man bot ihm die Freiheit an, wenn er nur hätte sagen wollen, daß er die Familie der Calas während der Zeit, da Vater und Mutter den Sohn erwürgt haben sollten, nur einen Augenblick verlassen habe. Man drohte ihm mit der Todesstrafe; allein lieber wollte er sterben,

als eine Lüge sagen. Er wurde auch mit Ehren freigesprochen.

Möchte das Blut eines Calas das letzte seyn, das der Fanatismus vergossen hat!

# Wilhelm Dubois.

## Kardinal und Premier-Miniſter von Frankreich.

Man kann nicht Böſes genug von ihm ſagen — dieſer harte Ausſpruch paßt vollkommen auf den berüchtigten Kardinal Dubois. Sein ganzes Leben war ein widriges Gemiſch von Hang zur Wolluſt, Irreligioſität, Ehrſucht, Jähzorn, niedrigem Geiz und Selbſtſucht von der gröbſten Art. Bald mit Lächeln, bald mit Unwillen, bald mit Erſtaunen, bald mit geprektem Herzen ſieht man, wie die Geſchichte eines ſolchen Menſchen ſich nach und nach in die Geſchichte ſeines Vaterlandes und der europäiſchen Mächte verflochten hat.

Dubois war der Sohn eines Apothekers zu Brive la Gaillarde, einer kleinen Stadt in Unterlimoſin, gebohren am 23ſten Sept. 1656. Er wurde ſehr jung dem geiſtlichen Stande gewidmet und kam unter die Hände der Jeſuiten, die ihn in den Anfangsgründen der gelehrten Wiſſenſchaften unterrichteten. Bald verrieth er einen biegſamen und einſchmeichelnden Geiſt; er beſaß eine muntere und fröhe

liche Gemüthsart, hing übrigens aber den Vergnügungen mit großer Hitze nach, und war dabei von höchst verderbten Sitten. In seinem 18ten Jahre kam er nach Paris, wurde in das Kollegium von Navarra aufgenommen, und nach zwei Jahren setzte ihn eine königliche Pension in den Stand, eine Reise durch Italien zu machen, auf der er drittehalb Jahre zubrachte. Als er wieder nach Paris zurückgekommen war, wußte er sich bei dem Herrn von St. Laurent einzuschmeicheln, dem Unter-Gouverneur bei dem ältesten Prinzen des Herzogs von Orleans. Dieser bediente sich seiner als eines Schreibers oder Secretairs bei den Studien des jungen Prinzen, den er erzog. Er mußte dem Prinzen helfen, sich auf die Lectionen vorzubereiten und die Worte im Lexikon zu suchen; oft brauchte ihn St. Laurent bei Geschäften für sich selbst zur Hülfe.

In der Folge wurde St. Laurent schwach, Dubois gab die Lection selbst, gab sie ganz gut, und gefiel dem jungen Prinzen. Da bald auch St. Laurent schnell hinwegstarb, so setzte jener unterdeß seine Lection fort, und ein Paar mächtige Beschützer und Freunde, die er sich zu erwerben gewußt, hielten die Ernennung eines ordentlichen Lehrers des Prinzen so lange auf, daß endlich noch Dubois selbst ganz gut mit Ehren dazu ernannt werden zu können schien. Der Prinz hatte so viel gelernt, daß

es schädlich zu seyn schien, zu ändern. So war denn schon ein großer Schritt gethan, denn Dubois blieb auch dann noch der Liebling des Prinzen, als die Jahre des Unterrichts zu Ende waren. Er war sein treuer Gefährte auf den Wegen des Lasters, und verschaffte ihm jede Gelegenheit, seine ungezähmten Leidenschaften zu befriedigen. Der alte Herzog von Orleans gab dem Gefährten seines Sohnes eine jährliche Pension von 1000 Livres, und verschaffte ihm vom Könige eine reiche Abtei, die mehrere 1000 Livres abwarf — freilich Kleinigkeiten für den Verschwendungsgeist eines Menschen, der sich in allen Wollüsten wälzte, und besonders mit unzüchtigen Weibspersonen in beständigem Verkehr stund. Er bekam bald mehrere Präbenden, speiste täglich an der herzoglichen Tafel, erhielt große Geschenke, und versank immer tiefer in Schulden.

Am Hofe Ludwigs XIV. war Dubois anfangs eine höchst unbedeutende Person. Aber sein intriganter Geist ließ kein Mittel unversucht, sich einigen Antheil an Staatsgeschäften zu erwerben — und es gelang ihm. Man erlaubte ihm nicht nur, daß er den Marschall von Upelles und den Abt von Polignac im Jahre 1710 nach Holland begleiten und den Getruydenbergischen Friedensunterhandlungen beiwohnen durfte, sondern er wurde auch schon im folgenden Jahre in geheimen Angelegenheiten nach

England geſandt. Aber erſt nach Ludwigs XIV. Tode, im Jahre 1715, fing er an ſich in einem vorzüglichen Grade bedeutend zu machen. Der Herzog von Orleans war bis zur Volljährigkeit des jungen Königs im königlichen Teſtamente zum Haupt des Regierungsrathes ernannt worden. Aber Dubois und einige andere Getreue riethen dem Herzoge, das königliche Teſtament umzuſtoßen, und ſich zum abſoluten Regenten von Frankreich zu erklären. Es geſchah, Dubois wurde von nun an zu allen Staats- und Regierungsangelegenheiten gezogen, und der neue Regent ernannte ihn zum ordentlichen Staatsrathe. Da er jetzt einmal auf dem Wege der Ehrenſtellen war, ſo ging ihm kein Augenblick verloren. Im Jahre 1717, nachdem er im Haag als bevollmächtigter Ambaſſadeur den Trippelallianztraktat unterzeichnet hatte, wurde er geheimer Kabinetsſekretär. Im Jahre 1718 ſchloß er zu London den berühmten Traktat oder Entwurf zum allgemeinen Frieden in Europa. Bei ſeiner Zurückkunft bekam er das Departement der auswärtigen Angelegenheiten, und zum allgemeinen Erſtaunen aller derer, die den verworfenen Charakter und den ausſchweifenden Lebenswandel dieſes Sklaven der Wollüſte kannten, wurde er im Jahre 1720 aus einem bloßen Abbe ſogleich — Erzbiſchof von Cambray.

So ſehr ſonſt Dubois ſeinen Herrn, den Herzog-Regenten, beherrſchte, und ſo wenig ihm ſonſt

Kühnheit im Bitten und Fodern fehlte, ſo war er doch wirklich in Verlegenheit, wie er, der bloß die Tonſur hatte, den Wunſch nach dem Beſitz eines Biß-thums vorbringen ſollte, das ihm eine jährliche Re-venüe von 150,000 Livres einbrachte. Er erzählte alſo dem Herzog-Regenten, er habe einen luſtigen Traum gehabt; es habe ihm nehmlich geträumt, er ſey Erzbiſchof von Cambray geworden. Der Herzog-Regent, der wohl merkte, was er damit ſagen wollte, drehte ſich auf dem Abſatze herum und ſprach kein Wort. Betroffen darüber, wußte Dubois nicht ſogleich, was er weiter ſagen ſollte; er ſtotterte und paraphraſirte ſeinen Traum. Sobald er aber endlich aus ſeiner erſten Betäubung ganz zu ſich gekommen war, ſo fragte er geradezu: warum er denn das Erz-bißthum Cambray nicht erhalten ſollte? Der Herzog-Regent dürfte nur wollen, ſo wäre er glücklich. Auf-gebracht und erſtaunt über das kühne Begehren ant-wortete der Herzog im verachtungsvollſten Tone: Wie, du, Erzbiſchof von Cambray? Es lag im ganzen Tone des Herzogs, wer Dubois geweſen ſey, und noch mehr, wie er ſich durch ſeine Lebensart zu einem Erzbiſchof qualificire. Doch Dubois hatte einmal angefangen, und er blieb nie auf halbem Wege ſtehen. Er citirte dem Herzog-Regenten ähnliche Beiſpiele, und freilich gab es genug Exempel nieder-trächtiger, ſittenloſer Biſchöffe; und der Regent, um endlich nur ſeiner los zu werden — ein wiederholtes

derbes Nein konnte er nicht sagen — ernannte den Dubois zum Erzbischof von Cambray.

Bald war jetzt die Frage, wie Dubois die Weihen nehmen sollte. Er zweifelte nicht, daß ihm der Erzbischof von Paris, Kardinal von Noailles, gern entgegen kommen und sein Begehren erfüllen würde. Der Kardinal schien nehmlich nach allen seinen Verhältnissen des Dubois auch künftig sehr nöthig zu haben. That er es aber auch nicht aus solchen eigennützigen Ursachen, so schien dieses ein Fall zu seyn, wo sich Noailles von dem Publikum im vortheilhaftesten Verhältnisse gegen seinen bisherigen nichtswürdigen Feind zeigen konnte, der einen solchen Beweis der Liebe gar nicht verdient hatte. Doch ein Dubois konnte schwer errathen, was ein Noailles, der nie Fleisch und Blut um Rath fragte, in irgend einem Falle thun werde. Noailles zeigte sich fest entschlossen, nichts dazu beizutragen, daß ein Mensch, wie dieser war, die heiligen Weihen erhalte. Mit aller möglichen Bescheidenheit und Bezeugung, wie leid es ihm thue, verweigerte er die Erlaubniß. Er that es so liebevoll und so sanft, als nur möglich; er schwieg im Publikum ganz davon, daß er es verweigert habe; aber abgeschlagen bliebs. Nie hat ihm das Dubois in seinem Leben verzeihen können.

Unterdeß an einem Erzbischoffe, der mehr Hofmann war, als Noailles, sollte es doch wohl nicht

lange fehlen. Der Erzbiſchof von Rouen, deſſen äuſſerſte Diöceſe-Grenzen vier bis fünf Meilen in die Nähe von Paris ſich herein zogen, gab ſogleich die Erlaubniß. Dubois erhielt nicht nur ein päbſtliches Breve, alle Weihen mit einemmale nehmen zu dürfen, ſondern er dispenſirte ſich auch ſelbſt von allen pflichtlichen Vorbereitungsübungen. Raſch war alles abgethan. Er fuhr einſt des Morgens frühe nach der beſtimmten Kirche, die ohngefähr vier franzöſiſche Meilen weit von Paris entfernt war. Als er hier von demjenigen, der ihn einweihen ſollte, verlangte, daß er ihm zuvörderſt die Prieſterweihe, nächſtdem das Diakonat, das Subdiakonat, die vier geringern Weihen und die Tonſur geben müßte, war dieſer ungeduldig und rief aus: „Fehlt Ihnen nicht etwa auch noch die Taufe?“ Das wird wenigſtens behauptet, daß er bei dieſer Gelegenheit zum erſtenmale zur Kommunion gegangen ſey.

An eben demſelben Tage war nach der Mittagstafel Conſeil, und ſo erſtaunt man anfangs war, daß der Herr Abbe', der ſonſt im Conſeil, was ihm von auswärtigen Angelegenheiten behagte, zu referiren gewohnt war, daß der Herr Abbe' dießmal ſich nicht einfand, ſo viel erſtaunter war man doch, wie er endlich in ſeinem kurzen Habite, mit ſeinem gewöhnlichen Anſtande dahergezogen kam. Alles war ſchon verſammlet zum Conſeil, auch der Herzog von Orleans

war schon da; man stund aber noch zerstreut im Zimmer hin und her. Wie nun der Herr Abbe daher gezogen kam, rief alles laut auf, und er erhielt so boshafte und witzig beißende Komplimente über seine vielfachen Weihen, die er an Einem Tage erhalten, daß jeder andere, als Dubois, alle Fassung verloren haben würde.

Nicht genug! dieser verworfene Mensch erhielt nun auch vollends die Kardinalswürde. Pabst Clemens XI. wollte ihm zwar den Kardinalshut nicht geben, so sehr auch die französischen Kardinäle darum anhielten, die sich dadurch bei dem Regenten einschmeicheln wollten; der Tod dieses Pabstes aber, der am 19ten März 1720 erfolgte, half dem Kardinal Corbi zum päbstlichen Thron, unter dem Namen Innozenz XIII. Man sagt, daß Dubois, mit Hülfe zwoer Millionen, die er in der Familie des neuen Pabstes austheilte, die Kardinalswürde erhielt. Ganz Frankreich ärgerte sich darüber, und bekam eine üble Meinung von Innozenz XIII.; allein dieser erklärte, daß er diesen Prälaten nicht sowohl seiner persönlichen Verdienste wegen, sondern wegen der Dienste, die er der Kirche geleistet, zu deren Frieden er am meisten beigetragen, zum Purpur erhoben hätte.

Mit dem Kardinalspurpur erhielt Dubois, um sich seiner neuen Würde gemäß zeigen zu können,

die Abtei Cercamp und das Directorium der Posten. Der Regent machte nun auch Anstalten, seinen Liebling in den Regierungsrath einzuführen — ein Schritt, der die größten Gährungen am Hofe veranlaßte. Die Kardinäle behaupteten damals in Frankreich, daß ihnen unmittelbar nach den Prinzen vom Geblüt der Vorsitz vor allen andern Mitgliedern des Conseils, und selbst vor dem Großkanzler gebühre. Dubois setzte sich also, seinem Range gemäß, unmittelbar nach den Prinzen, als ihn der Regent in den Regierungsrath einführte, und dieß hatte die Folge, daß die Unzufriedenen sich sogleich entfernten. Der Herzog von Orleans und Dubois würden es nicht ungern gesehen haben, wenn einer oder der andere von den Regierungsräthen gegangen wäre und das Conseil verlassen hätte; ihr allgemeines Zusammenhalten aber verdroß. Vergebens wurden Vereinigungspunkte und Auswege vorgeschlagen, um keiner der beiderseitigen Anmaßungen wehe zu thun; niemand hatte Ohren dazu. Diese erstaunliche Rangordnungs-Pünktlichkeit muß Vorzüge und Reize haben, die zu keines Laien Kenntniß kommen können, weil die standhaftesten Männer ihr alles aufopferten. Der Marschall von Villeroi ließ sich lieber vom Hofe verbannen, als daß er seinen Sitz hinter dem Kardinal genommen hätte. Auch der Großkanzler, der alles, was man verlangte, gegen das Parlament, dem er sein Glück zu danken hatte, und gegen sein Gewis-

ten, das ihm das Gegentheil rieth, unterschrieben hatte, um nicht nach Fresne verwiesen zu werden, wollte doch dießmal lieber Gefahr laufen, dahin gehen zu müssen, als den eingebildeten Rechten seiner Würde etwas vergeben. Er verlor seine Würde; den Herzogen, Pairs und Marschällen von Frankreich verbot man, ferner im Conseil zu erscheinen, und sie wurden sämtlich von der Pensionsliste ausgestrichen.

Sobald dieser Sturm vorüber war, wurde Dubois im August 1722 zum Premier-Minister aller Staats- und Kriegsangelegenheiten erklärt. Jetzt stund er auf der höchsten Stufe, die ein französischer Unterthan erreichen konnte. Alle Prinzen vom Geblüt, die Minister des Hofes, die fremden Gesandten und überhaupt alle Standespersonen mußten sich nun vor ihm beugen. Selbst der Pabst bewarb sich um seine Freundschaft, und ertheilte ihm deswegen eine unumschränkte Vollmacht, alle geistliche Beneficien in seinem Erzbißthume ganz nach eigenem Belieben zu vergeben. Wer sich's herausnahm, gegen diese empörende Standeserhöhung eine Erinnerung zu machen, wurde streng bestraft. Unter andern wurde der Graf von Noce sogleich verbannt, weil er sich erkühnt hatte, zum Herzoge von Orleans zu sagen: „Euer königliche Hoheit können aus Dubois alles machen, nur keinen ehrlichen Mann.“

Der neue Premier-Minister lebte in einer Pracht

und machte einen Aufwand, der um so empörender war, jemehr er das arme Volk, das im Elende schmachtete, mit den härtesten Auflagen beschwerte. Sein Pallast wimmelte von Bedienten in den prächtigsten Livreen, und der Luxus in köstlichen Meublen jeder Art überstieg fast allen Glauben. Die sinnreichsten Wollüste wurden erdacht, um seinen leckern Gaumen zu reizen. Er führte eine prächtige Tafel und traktirte öfters die Großen des Hofs und die fremden Ministers aufs köstlichste. Aber alle Herrlichkeiten der Erde und alle Ehrenstellen, mit denen Dubois überhäuft wurde, waren nicht im Stande, dem traurigen Ende abzuwehren, das ihm in Kurzem bevorstund. Auch die Ehre genoß er noch, in der Versammlung der Klerisei zu präsidiren, die sich seit dem Jahre 1715 nicht versammelt hatte; sie erbat sich sein Präsidium als eine Wohlthat und Gnade, statt daß sie ihren Unwillen hätte zu erkennen geben sollen, ein so verderbtes Mitglied des geistlichen Standes an ihrer Spitze zu sehen. Selbst nach solchen Ehrenstellen war Dubois lüstern, die man nur durch Verstand und Talente erwirbt; er ließ sich zu einem Mitgliede der französischen Akademie aufnehmen. Da hörte man einen Fontenelle, der als Direktor den Auftrag hatte, ihm seine Eintrittsrede zu beantworten, von seiner Ernennung zum Kardinalat sprechen, welche verschiedene Monarchen zu seinem Besten am römischen Hofe betrieben hatten, und sagen: „Er schiene der Prälat

aller katholischen Staaten und der Minister aller Höfe zu seyn.“ Und bald nachher: „Sie werden sich erinnern, daß ich Sie lange in dieser Gesellschaft gewünscht habe, ehe Sie, mit so vielen Titeln geziert, hier erscheinen konnten; niemand wußte besser als ich, daß Sie schon damals diejenigen Titel mitbringen konnten, die wir hier allen übrigen vorziehen.“ Welche elende Schmeicheley!

Dubois war schon lange mit einem Schaden an der Urinblase geplagt, den man als die Folge seiner Unenthaltsamkeit und seiner großen Ausschweifungen betrachtete. Am 7ten August 1723 erklärten ihm Aerzte und Wundärzte, er müßte sich durchaus einer Operation unterwerfen, denn ohne diese könnte er höchstens noch einige wenige Tage leben. Das Geschwür in der Urinblase war ihm, da er aufs Pferd stieg, aufgebrochen, der Eiter hatte sich ergossen; falls der Krebs noch nicht schon wirklich angesetzt hatte, so kam er doch gewiß, wenn man es nicht durch eine Operation hinderte. Aerzte und Wundärzte sagten ihm auch, daß er sich unverweilt nach Versailles bringen lassen müßte, um dort die Operation machen zu lassen. Er ließ sich auch wirklich den andern Tag in der Sänfte dahin transportiren; die gegebene Nachricht hatte ihn aber so mitgenommen, daß man den ganzen Tag brauchte, um ihn nach Versailles zu schaffen. Allein doch gleich den andern Morgen, schon

früh um 5 Uhr, nachdem man ihn völlig hatte ausruhen lassen, schlugen ihm Aerzte und Wundärzte vor, sich mit den heiligen Sakramenten zu versehen, und dann sogleich die Operation unternehmen zu lassen. Er ließ also einen Barfüßermönch von Versailles rufen. Wie man nun aber wieder zu ihm ins Zimmer kam, uns ihn bat, jetzt das heilige Abendmahl zu nehmen, so sagte er mit Heftigkeit: man möge ihm wohl so rathen; allein die Kardinäle hätten hierbei ihr besonderes Ceremoniel, und das wisse er nicht. Er müßte erst den Kardinal von Bissy zu Paris fragen lassen.

Alle sahen sich unter einander an, und man merkte wohl, daß er es nur in die Länge zu ziehen suchte; die Operation war aber höchst dringend. Die Fakultät meldete es dem Herzoge von Orleans nach Meudom. Er kam auch unverweilt, ermahnte den Kardinal zur Operation, und bat ihn doppelt dringend, wie er von den Aerzten und Wundärzten hörte, daß man zwar nicht für die Rettung des Kardinals durch die Operation bürgen könne, daß er aber in zwei Stunden gewiß des Todes sey, wenn er sich nicht operiren lasse. So geschah denn also die Operation, bei der der Patient fürchterlich schrie. Vier und zwanzig Stunden nach der Operation starb er in einem Alter von 67 Jahren. Die Aerzte hatten dem Herzoge von Orleans gleich nach der Operation erklärt, nach dem, was sich gezeigt habe, sey er ver-

loren. So ſtarb der alte Sünder als Surintendant der Poſten, als Kardinal, als Erzbiſchof von Cambray und als Herr von ſieben Abteyen, der ſchon auch nach mehrern ſeine unerſättlichen Hände ausgeſtreckt hatte. Es wurde auch nachher bewieſen, daß er eine engliſche Penſion von 980,000 Livres erhielt. Man ſehe aus folgendem Verzeichniſſe, wie viel dieſer Menſch jährlich Einkünfte hatte; die Revenüen ſeiner Beneficien in dieſem Verzeichniſſe ſind überdieß noch unter ihrem Werthe angeſetzt:

| | | |
|---|---|---|
| Cambray | 120,000 Livr. | |
| Nogent ſous-Corny | 10,000 ℔ | |
| Saint-Juſt | 10,000 ℔ | |
| Marivaux | 12,000 ℔ | |
| Bourgueil | 12,000 ℔ | 324,000 Livr. |
| Berguer-Saint-Vinor | 60,000 ℔ | |
| Saint-Bertin | 80,000 ℔ | |
| Cercamp | 20,000 ℔ | |
| Als Premierminiſter | 150,000 ℔ | |
| Die Poſten | 100,000 ℔ | 1,230,000 ℔ |
| Penſion von England | 980,000 ℔ | |
| | 1,534,000 Livres. | |

Es iſt hier bei weitem nicht alles angegeben. Er ſoll noch als Kardinal 20,000 Livres von der Geiſt-

lichkeit gezogen haben, und das, was er bei Law und durch Law gewonnen, war unermeßlich. So viel ihn auch sein Kardinalat gekostet haben mag, so viel er an Silberzeug und Meublen und Hausgeräthe wandte, so eine prächtige Tafel er hielt, bei der er übrigens aus Natur und Diät außerordentlich nüchtern blieb, so blieb ihm doch noch eine außerordentliche Menge baares Geldes. Sein älterer Bruder, ein guter ehrlicher Mann, dem er als Staatssekretair ein Paar gute Stellen verschafft, beerbte ihn, und dieser einzige Erbe der unermeßlichsten Erbschaft hatte nur einen einzigen sehr frommen Sohn, der Kanonikus von Saint Honore war, keine Stellen und keine Beneficien wollte. Dieser nahm sich fast nichts von der ganzen reichen Erbschaft. Er wandte einen Theil davon dazu an, seinem Oheim in der Kirche, wo er begraben lag, ein schönes, aber bescheidenes Mausoleum mit einer sehr christlichen Inschrift setzen zu lassen; das Uebrige verwandte er zu Almosen.

Dubois erhielt ein prächtiges Leichenbegängniß; es ward sogar ihm zu Ehren eine Medaille geschlagen. Auf der Vorderseite war sein Bildniß, auf der Rückseite aber ein vom Sturmwinde umgeworfener Baum zu sehen, mit der Umschrift: Visa est, dum stetit, minor. (Man sah ihm seine Größe nicht an, so lange er stand.) Die Ausgelassenheit des Pöbels machte eine ganz andere Grabschrift auf ihn:

Rome rougit d'avoir rougi
Le maquereau qui gît ici.

D. i. Rom ſchämt ſich, dem Kupplet, der hier liegt, den Purpur gegeben zu haben.

Man würde ein ganzes Buch davon ſchreiben können, wenn man alle die Auftritte erzählen ſollte, die es mit dem Kardinal gab, beſonders ſeitdem er der Allgeltende geworden. Der Fall kam nicht nur einmal, und es geſchah öfters in Gegenwart des Herzogs von Orleans, daß, wenn er recht bitter böſe wurde, er auf Tiſche und Fauteuils hinaufſprang, ein paarmal, ohne mit einem Fuße auf die Erde zu kommen, bloß auf Tiſchen und Stühlen herumſpringend, das Zimmer auf- und niederlief. Es war ganz ſonderbar, wie er oft die angeſehenſten Perſonen behandelte. Der Kardinal von Gevres beklagte ſich einmal bei dem Herzoge von Orleans, daß ihn der Kardinal Dubois in den unfläthigſten Ausdrücken promeniren geſchickt habe. Doch noch mehr hatte Madame von Conflans zu klagen.

Dieſe begleitete die Stelle einer Gouvernantin bei den Prinzeſſinnen des Herzogs von Orleans. Die Herzogin verlangte, ſie ſollte auch dem Kardinal Dubois ein Kompliment machen. So abgeneigt ſie nun war, ſo ſehr drang die Herzogin in ſie. So ſehr es aber auch die Herzogin allein ſchon nur um der Verhältniſſe willen verlangte, in welchen der Kardinal

mit dem Herzoge stund, so erklärte doch endlich die neue Gouvernantin: der Kardinal sey ein Narr, der alle Welt mißhandle, dem man sich also nicht aussetzen könne. Madame de Conflans war keine Dame, die in solchen Fällen wagen wollte. So artig sie nehmlich war, so viel ernste Würde besaß sie doch; dabei hatte sie Witz und viel geraden Verstand.

Indessen lachte man sie wegen ihrer Besorgnisse aus, und stellte ihr vor, daß sie gewiß nichts Unangenehmes vom Kardinal zu erwarten habe, weil sie nichts von ihm zu bitten hätte, daß es nothwendig ihn schmeicheln müsse, wenn sie ihm selbst die Nachricht gebe von der Stelle, die ihr der Herzog anvertraut habe. So entschloß sie sich denn endlich und ging also nach der Mittagstafel zu Versailles in das große Kabinet, wo der Kardinal seine Besuche annahm und seine Audienzen gab. Acht bis zehn Personen warteten daselbst, um mit Seiner Eminenz zu sprechen, und Seine Eminenz unterhielten sich gerade mit einer Frau bei dem Kamine auf eine sehr freie Art. Wie bange wurde es nun nicht der Frau von Conflans! Die gute Dame war für sich schon klein, und wurde nun aus Furcht noch kleiner. Doch näherte sie sich endlich, wie jene Frau abging. Sobald sie aber der Kardinal sah, ging er ihr entgegen und fragte sie lebhaft, was sie wolle. Monseigneur, sagte sie . . . Oh! Monseigneur . . . Monseig-

neur, unterbrach ſie der Kardinal, das kann nicht ſeyn! . . . mais Monseigneur, antwortete ſie . . . je vous le dis encore, unterbrach ſie der Kardinal von neuem, quand je vous dis, que cela ne se peut pas, c'est que cela ne se peut pas. Monseigneur, wollte die Frau von Conſtans noch einmal anfangen, um zu ſagen, daß ſie nichts verlange; der Kardinal nahm ſie aber bei beiden Achſeln, drehte ſie, gab ihr mit der Fauſt einen Stoß auf den Rücken; fort, ſagte er, mich in Ruhe gelaſſen.

Die gute Dame fiel faſt platt zur Erde nieder, war aufs äußerſte aufgebracht, weinte die bitterſten Thränen, und kam ſo zur Herzogin von Orleans, der ſie weinend und ſchluchzend ihren Vorfall erzählte. Man war aber ſolcher Kardinalsſtreiche ſchon ſo gewohnt, und man fand am Ende wohl auch noch die ganze Geſchichte ſo ſonderbar und ſo luſtig, daß man zum höchſten Aerger der gemißhandelten Dame nur in lautes Lachen ausbrach. Sie ſchwur aber, in ihrem Leben nie mehr zu dieſem Sch. . . zu gehen.

Noch eine kleine Geſchichte von ihm, die des Mannes Diſtraction zeigt. Alle Abende aß der Kardinal ein Huhn. Das machte ſeine ganze Tafel, das ſpeiſte er aber auch ganz allein. Nur einen Abend, wer weiß durch welch Verſehen, wurde es vergeſſen. Da er ſo eben zu Bette gehen wollte, fiel ihm noch ſein Huhn ein. Er ſchellte, er ſtürmte ſeine Leute

herbei, die ihn ganz kaltblütig anhörten, wie er schmähte und schimpfte, daß man ihm sein Huhn so spät bringe und noch nicht gebracht habe. Sie versicherten ihm im ruhigsten Tone, daß er sein Huhn schon gespeist habe; wenn er aber noch eines verlange, so sollte es sogleich an den Spieß gesteckt werden. „So, sagte der Kardinal, ich habe mein Huhn schon gegessen.“ Und damit war er ruhig, denn seine Leute hatten ihn dessen gar zu zuverlässig versichert.

## Johann Friedrich Graf von Struensee,

**Königl. Dänischer geheimer Kabinetsminister.**

Im Anfange des Jahres 1766 bestieg Christian VII. den königlichen Thron von Dänemark, und nicht lange hernach vermählte er sich mit der jüngsten Tochter des Prinzen von Wallis, Karoline Mathildis. Diese junge, unerfahrne und mit Intriken wenig bekannte Prinzessin kam an einen Hof, wo Zwietracht und Haß herrschten. Die beiden verwittweten Königinnen, Sophia Magdalena, Großmutter, und Juliana Maria, Stiefmutter des Königs, waren der regierenden Königin Karoline Mathildis gänzlich abgeneigt. Der Widerwille der erstern hatte nichts als einen gewöhnlichen Kaltsinn, der aus der Ungleichheit des Alters, des Charakters und der Lebensart bei dem Zwange des Hoflebens unter fürstlichen Personen sehr leicht entstehen kann, zum Grunde. Die junge Königin achtete wenig darauf, und lies die alte Dame griesgramen. Von wichtigerm Einflusse für sie aber war der Widerwille der Königin Juliana, und die Folgen desselben

wurden ihr mit der Zeit fürchterlich. Er nahm ſchon bei der Vermählung des Königs ſeinen Urſprung. Die Königin Juliana hatte ſich ſowohl der Vermählung des Königs, als ſeiner Wahl und der Zeit, die er zum Beilager beſtimmt hatte, entgegengeſetzt. Die Ankunft der Prinzeſſin Mathildis vermehrte ihren Unmuth. Sie kam, mit allen Reizen der Schönheit und Jugend geſchmückt, in Kopenhagen an: ihr ganzes Weſen athmete ſo viel Leutſeligkeit, Herablaſſung und Milde, und ihr ſeelenvoller Blick ſo viel Liebe und Wohlwollen, daß das Volk von ihr hingeriſſen ward.

Eine Zeit lang tröſtete ſich die junge Königin über dieſes Betragen durch die Zärtlichkeit ihres Gemahls, durch die Bewunderung des ganzen Hofes, und durch die Kette von Vergnügungen, woran ihre Jugend ſie einen lebhaften Antheil nehmen ließ; aber alle dieſe Umſtände konnten nicht von Dauer ſeyn. Nichts erkaltet leichter, als die Liebe eines Wollüſtlings, und der König empfand keine andere für ſie; die Bewunderung der Höflinge hatte das Schickſal aller ihrer Empfindungen — ſie war bald dahin; und die Luſtbarkeiten verloren ihren Werth durch ihre öftere Wiederholung. So ward die junge Königin ſehr bald gleichgültig gegen ihren Gemahl, erbittert wider ſeine Stiefmutter und mißtrauiſch gegen die Höflinge. Ihre natürliche Lebhaftigkeit verhinderte ſie, dieſe Geſinnungen zu verbergen. Der König war mit den be-

rauschenden Zerstreuungen, wozu niederträchtige Lieblinge ihn hinrissen, zu sehr beschäftigt, um es zu bemerken. Die Königin Juliana empfand es aber desto lebhafter, und ihre Abneigung gegen die junge Königin verwandelte sich bald in Feindschaft.

Ogleich die regierende Königin sich durch ihr einnehmendes Betragen der Achtung ihres Gemahls versichern konnte, so blieb er doch größtentheils bei seinen flatterhaften Gesinnungen, gegen sie und auch gegen seine übrige Familie kalt und äußerst unbeständig. Unterdessen erhob sich nach und nach, unter dem stillen, aber desto sicherern Schutze eines besondern und freundschaftlichen Umgangs mit dem Könige, sein Leibarzt Struensee, dessen entscheidender Einfluß in kurzer Zeit das Schicksal der Favoriten, der Minister, der königlichen Familie, ja selbst der ganzen dänischen Nation bestimmen sollte.

Johann Friedrich Struensee war am 5ten August des Jahres 1737 zu Halle im Magdeburgischen gebohren. Sein Vater war damals Pfarrer bei einer der vornehmsten Kirchen der Stadt. Im Jahre 1757 erhielt er einen Ruf nach den deutschen Staaten des Königs in Dännemark, und er wurde Generalsuperintendent in Schleswig und Holstein. Der junge Struensee genoß eine gute und gelehrte Erziehung. Die Natur gab ihm eine angenehme Gestalt, einen feinen Verstand, einen feurigen Geist,

aber mit den glücklichen Gaben vermischte sie zugleich auch gefährliche. Frühe schon bemerkte man an ihm einen unternehmenden, unruhigen Geist, und den unbändigsten Ehrgeiz. Ueberdieß hatte er zu viel Hang zum Vergnügen und eine zu freie Denkungsart. Als Doktor der Arzneikunst begleitete er seinen Vater nach Altona. Hier wurde er bald Physikus in der Herrschaft Pinneberg und der Grafschaft Ranzau. Er verschaffte sich nicht nur durch Ausübung seiner Kunst reichlichen Unterhalt, sondern wurde auch mit zwei Männern bekannt, deren Schicksale nachher die unmittelbarsten Verbindungen mit seinem eigenen bekamen. Diese waren der Graf von Ranzau-Aschberg und Brandt, ersterer das vornehmste Werkzeug seines Falles, letzterer der unglückliche Mitgenosse seiner Leiden. Auch gewann er als Arzt die Freundschaft der Frau von Berkentheim, der Wittwe des Oberhofmarschalls Friedrichs V. Diese empfahl ihn zuerst dem Hofe, und er erhielt durch sie am 5ten April 1768 die Stelle als Leibarzt des Königs. In dieser Eigenschaft begleitete er den Monarchen auf seiner Reise durch Deutschland, England und Frankreich, und gewann die ganze Gunst desselben. Karolina Mathildis sah bald, daß Struensee ihrem Gemahle immer angenehmer und unentbehrlicher wurde, und daß die Gewalt, die er über ihn hatte, sich nicht bloß auf die unbedeutenden Geheimnisse seines Privatlebens einschränkte, sondern sich auch auf die Staats-

geschäfte ausbreitete. Struensee blieb indessen nicht nur in den gehörigen Schranken der Ehrfurcht, sondern schien auch innig gerührt zu seyn, daß er so oft gezwungen würde, die Königin durch seine Gegenwart zu beleidigen. Dieses Betragen, das sie zu Gunsten seines Charakters auslegte, verminderte allmählich den Widerwillen, mit dem sie ihn Anfangs sah; sie gewöhnte sich an seinen Umgang, bemerkte an ihm Verstand und Einsicht; die wachsende Neigung des Königs zu ihm zog ihre Aufmerksamkeit immer mehr auf sich, und so kam es, daß sie ihm in kurzer Zeit mit einer Achtung und Gnade begegnete, die nicht lange unbemerkt bleiben konnte.

Im Mai 1770 bekam Struensee den Auftrag, dem Kronprinzen die Blattern einzuimpfen. Zugleich erklärte die Königin, daß er auch nachher seine Erziehung besorgen sollte. Die Einimpfung hatte den glücklichsten Erfolg, und Struensee wurde zum Konferenzrath und Vorleser des Königs und der Königin mit einem Gehalt von 1500 Thalern ernannt. Diese neue Stelle gab ihm das Recht, immer bei Hofe zu seyn, und seiner Praxis als Arzt zu entsagen. Struensee hatte sich während der Einimpfung die Gnade der Königin auf eine entscheidende Art erworben. Diese gefühlvolle Fürstin liebte ihren Sohn aufs zärtlichste. Ihr gutes Herz ließ ihr keine Ruhe mehr von dem Augenblicke an, wo man ihm einer,

auch bei aller Erfahrung der Kunſt ſtets bedenkliche Krankheit beigebracht hatte. Niemand durfte bei dem jungen Prinzen ſeine zärtliche Mutter vertreten: ſie ſelbſt beſorgte ihn, und Struenſee mußte ihr in dieſen mütterlichen Verrichtungen beiſtehen. Dieſes verſchaffte ihm Gelegenheit, viele Stunden in ihrer Geſellſchaft zuzubringen. Er hatte Verſtand und Kenntniſſe; ſeine Geſpräche waren lehrreich und angenehm, und ſein ganzes Weſen hatte etwas Anziehendes, welches auf das Herz der Königin unausbleiblich wirken mußte. Sie fand Troſt und bald darauf Vergnügen in ſeinem Umgange. Ihre Converſationen mit ihm wurden immer vertraulicher und wichtiger. Sie glaubte endlich ſeiner Ergebenheit völlig verſichert zu ſeyn, und den Mann an ihm gefunden zu haben, der ihr bei der Ausführung ihrer Pläne von großem Nutzen ſeyn könnte. Sie ſchenkte ihm ihr ganzes Vertrauen und eröffnete ihm ihre geheimſten Wünſche. Struenſee kannte den König zu gut und hatte zu viel Vertrauen auf ſeinen Einfluß, als daß er nicht hätte hoffen und verſprechen ſollen, der Königin mit dem beſten Erfolge zu dienen, und ſich dadurch einen neuen Weg zu ihrer Gunſt zu eröffnen. Er widmete ſich ganz ihren Abſichten, und ſie hatte wirklich an ihm einen Mann, der ſie mit Einſicht, Ueberlegung und dem ſchnellſten Erfolge darinn leitete. Der König wurde völlig gewonnen; er änderte ſein Betragen gegen die Königin ganz, und er-

wies ihr ein Vertrauen, welches sie sich bald zu Nutze zu machen wußte.

Struensee, dessen weitaussehende Absichten dahin gingen, die ganze königliche Gewalt in seine und der Königin Hände zu spielen, empfand, daß dieß so lange unmöglich wäre, als diese Gewalt nicht in einen einzigen Punkt gebracht seyn würde, dessen sie sicher seyn könnten: und dieser Punkt war die Person des Königs. Sie sonderten ihn von aller Gesellschaft ab, weil sie wußten, daß seine Entschlüsse das Werk derjenigen wären, die ihn umgaben. Brandt, der Freund Struensees, hatte den Auftrag, alles zu erfinden, womit dieser junge Fürst die Tage seines Lebens angenehm vertändeln könnte. Diese flatterhafte Lebensart hatte mit den Neigungen des Königs zu viel Aehnlichkeit, als daß er nicht einen besondern Gefallen daran hätte finden sollen. Oft ließ er sich zu weit unter seiner Würde herab, und der Graf Bernstorf, welcher ihn allein in den Schranken des Wohlstandes zurückhalten konnte, verlor jeden Tag mehr von seinem Einflusse. Der Graf Holk, sonst der Liebling des Königs, wurde vom Hofe entfernt, und sein Fall zog bald den Fall seiner Parthei nach sich. Auch Bernstorf mußte ein Reich verlassen, dem er mit reinem Patriotismus gedient hatte, und nach dem Sturze dieses thätigen und eifrigen Ministers wurden die übrigen Glieder der Regierung ebenfalls entlassen.

Indeſſen genoſſen die junge Königin und ihr glücklicher Rathgeber wonnetrunken die Früchte ihrer erworbenen Vortheile; die vertrauliche Eintracht und Ruhe, in welcher ſie lebten, wurden durch die angenehmſten Zerſtreuungen verſchönert, und ihre glücklichen Tage floſſen in überirdiſcher Wonne dahin. Nur zu oft vergaß die Königin die Schonung des Anſtandes; ihr gutes Herz machte ſie vor der Welt unbeſorgt, und ihre jugendliche Lebhaftigkeit zog ſie aus den Schranken der Sittſamkeit.

Das Jahr 1770 ſchloß ſich mit einer denkwürdigen Ereigniß, welche die ganze Regierungsform änderte, und die Macht der jungen Königin und ihres Miniſters unumſchränkt machte. Der König entließ den Staatsrath und ſetzte an deſſen Stelle eine geheime Konferenz-Kommiſſion, die aus den Chefs der verſchiedenen Departements beſtund, und nur ſehr eingeſchränkte Macht hatte. Die Mitglieder derſelben durften ſich nur zu gewiſſen Zeiten verſammeln, und da ſie ohne Titel, Rang und Einfluß waren, ſo konnte man ſie ohne vielen Lärmen entlaſſen, im Falle ſo etwas nöthig war. Der Staatsrath hatte ſich aber immer den erſten Rang nach dem Könige angemaßt, und unter Friedrich III. ſogar das Privilegium erhalten, bei Minderjährigkeit des Regenten mit deſſen Vormündern die Regierung gemeinſchaftlich führen zu dürfen. Mit einem Worte, dieſes Kollegium ſah ſich

als Repräsentanten des Volks an, und hatte großen Einfluß. Der dänische Adel hatte das Recht, in diesem Staatsrathe zu sitzen; er hielt also die Aufhebung desselben für einen verwegenen Eingriff in seine Rechte, und von diesem Augenblicke an war Struensee's Sturz entschieden. Eben so dachte der Graf Ranzau, der mit Verlust seiner Stelle allen Einfluß und Kredit verlor. Struensee nahm seine weitern Maaßregeln, seine Macht zu vergrößern, und überredete den König, ihm alle Kabinetsarbeiten zu übertragen. Der Kabinetssekretair Ramming, der seine Stelle durch russischen Einfluß erhalten hatte, wurde entlassen. Nach und nach entfernte man alle alte Minister, und die ganze Form der dänischen Regierung ward umgeschaffen. Alle Geschäfte wurden im Namen des Königs von denen, die um ihn waren, abgethan.

Aber nicht lange blieb Dännemark in Struensee's Händen. Er war sich in seiner kurzen und unruhigen Regierung zu ungleich. Sein Muth, der sich zu Anfange seines Unternehmens fast bis zur Kühnheit empor zu heben schien, sank zur Kleinmüthigkeit herab, wenn man seinen Maaßregeln entgegenarbeitete. Rußlands Krieg mit den Türken, der bei Hofe herrschende Luxus und die innern Unruhen im Lande sicherten ihn indeß vor den Drohungen der Kaiserin, und der schwedische und russische Minister war ihm günstig.

Wenn er die auswärtigen Angelegenheiten nach gesunden, politischen Grundsätzen behandelte, so waren seine Pläne zur innern Verwaltung des Reichs offenbar schlechter, und bewiesen, daß er die Kunst zu kombiniren wohl verstehe, die aber durch seinen Ehrgeiz und seine Furcht eine andere Richtung erhielt. Struensee wollte die Finanzeinrichtung verbessern, die von dem Könige leichter übersehen werden konnte, wenn sie ein einziger Mann besorgte. Er wollte verschiedene Auflagen vermindern, diejenigen Manufakturen, die sich für das Klima und den Boden nicht schickten, aufheben, unnütze Gnadengehalte einziehen, den Ackerbau begünstigen, und es dahin zu bringen suchen, daß die Abgaben in baarem Gelde bezahlt würden. Auch wollte er die Justizgeschäfte besser einrichten, die Menge der Prozesse abkürzen, die Armeen verbessern und dem Seewesen eine bessere Einrichtung geben, ohne es zu vergrößern. Sein großer Gegenstand aber war, den Adel zu erniedrigen, ihn von der Hauptstadt entfernt zu halten, und ihm sein erbliches Recht auf Aemter zu entziehen. Er dachte dabei aber freilich nicht daran, daß der Adel, der seine Freiheiten alle Tage sich vermindern sahe, die wirksamsten Pläne zu seinem Sturze schmiedete.

Um die Finanzen zu verbessern, führte er bei Hofe und bei der Regierung einen neuen Oekonomieplan ein. Man entließ Hofleute, zog Gnadenge-

halte ein, und verminderte die Zahl der königlichen Bedienten. Viele von den ersten Hofbedienten und mehrere untere, verlohren ihre Stellen. Die Admiralitäts- Accis- und Kommerz-Kollegien wurden abgeschafft, und statt derselben Kommissionen angeordnet. Durch eine Kabinetsordre wurde der Magistrat von Kopenhagen abgesetzt und statt dessen zwei Bürgermeister angestellt. Die Freiheiten der fremden Minister erhielten viele Einschränkungen, die Garde zu Pferde wurde entlassen, und an ihre Stelle kamen 300 Dragoner. Durch alle diese Einrichtungen verlohren sehr viele Menschen ihren Unterhalt. Sein Plan, die Personaldienste der Bauern abzuschaffen, und ihnen das Land gegen gewisse Abgaben zu überlassen, fand bei dem Adel den stärksten Widerstand. Er gab daher diesen Plan auf, ob er schon zuerst und einzig und allein auf den Krongütern versucht werden sollte.

Der König selbst wurde immer gleichgültiger gegen öffentliche Geschäfte und gegen die Angelegenheiten des Hofes. Seine Zeit verfloß unter beständigen Vergnügungen und seine Seelenkräfte schienen immer schwächer zu werden. Struensee wachte über die Staatsangelegenheiten und über die Erziehung des Kronprinzen. Sein älterer Bruder, der sich durch eine vortrefliche Abhandlung von dem Befestigungswesen ausgezeichnet hat, erhielt eine Stelle

in dem neuen Finanzkollegium und der jüngſte ein Kriegsdepartement.

Am 7ten Julius 1771. war die Königin mit einer Prinzeſſin niedergekommen. Dieſe Niederkunft veranlaßte ſehr ärgerliche Spöttereien, und zwar ſelbſt zu Friedensburg, wo ſich die verwittwete Königin mit dem Prinzen Friedrich aufhielt. Dieſe Spöttereien drangen bis zu den Ohren der Königin und beunruhigten ſie. Voll Aengſtlichkeit entdeckte ſie einer vertrauten Hofdame, dem Fräulein von Euben, wie ſehr ſie die Folgen ſolcher Nachreden befürchte.

Struenſee, verblendet durch ſein Glück und noch mehr durch ſeinen unbegrenzten Ehrgeiz, hätte gern ſeinen Namen mit in dem Verzeichniſſe des hohen däniſchen Adels geſehen. Er wurde Graf; dieſer Titel entſprach aber ſeinen Wünſchen nicht, und er wollte einen andern haben, der ihn auszeichnete, wie das Amt, das er führte. Man erfand alſo den neuen Titel: geheimer Kabinetsrath, und mit dieſem Titel hatte er eine beiſpielloſe Macht. Er durfte die Befehle, die er von dem Könige mündlich erhalten hatte, zu Papier bringen und in alle Departements verſenden, wenn ſie nur, ſtatt der Unterzeichnung des Königs, mit dem Kabinetsſiegel geſiegelt waren. Ein von dem Könige unterzeichneter Befehl verpflichtete alle Departements, dieſen Kabinetsbefehlen zu gehor-

chen, von welchen Struenſee alle Sonnabende dem Könige einen Auszug vorlegte. Die unbegrenzte Preßfreiheit, die der Miniſter eingeführt hatte, um die Geſinnungen der Nation in Hinſicht auf die Regierung zu erfahren, würde von ſeinen Gegnern gebraucht, um ſeine Fehler in ihrer Größe darzuſtellen, ſeinen Ehrgeiz, ſeinen Mißbrauch der königlichen Gewalt zu zeigen, ſelbſt um die Beſchuldigungen zu verbreiten, die man der Königin gemacht hatte. Die Preßfreiheit mußte endlich auch eingeſchränkt werden; man ſetzte auf die Entdeckung der Verfaſſer dieſer Schriften große Belohnungen und beſtimmte die ſtrengſten Strafen für den, der künftig wider den König, die Königin, oder den Miniſter ſchreiben würde. Dieſe Maaßregel ergriff aber Struenſee zu ſpät. Das Volk, welches einmal Feuer gefangen hatte, wurde immer unruhiger: ſeine Freunde wurden kalt und gleichgültig gegen ihn und das Volk verachtete ſeine Macht und ſeinen Namen. In dieſem kritiſchen Zeitpunkte verließ ihn ſein Muth ganz. Unter andern äuſſerten die Matroſen durch trotzige Forderungen ihren Unwillen, und Struenſee's Nachgiebigkeit verrieth ſeine Furcht. Die bemerkte Furcht belebte die Hoffnung ſeiner Gegenparthei zu Friedensburg.

Voll unruhiger Ahnungen warf ſich Struenſee zu den Füßen der Königin, er goß vor ihr ſeine

Dankbarkeit und seinen Schmerz aus, und bat sie inständig um die Erlaubniß, einen Hof und ein Land zu verlassen, wo ihn ein allgemeiner Unwille verfolge. Noch lebhafter stellte er ihr ihre eigene Gefahr vor, wenn sie ihn zu bleiben nöthigte. Die Königin verwarf seine Vorstellungen mit eben so viel Feuer, als er sie gethan hatte. „Bleiben Sie, sagte sie endlich, oder Sie zwingen mich zu einem Schritte, welcher mein Schicksal oder mein Verderben entscheiden wird.“ Er kannte ihren Muth; er zitterte und fügte sich in ihrem Willen. Gegen die bisherige Gewohnheit ließ er die Wachen verstärken; die norwegischen Matrosen schickte er in der größten Eile nach Hause; ganz unerwartet suchte er die Gunst des russischen Hofes; in dem Innern des Reichs bewies er eine merkbare Unschlossenheit; angefangene Unternehmungen gab er auf; angesetzte Entlassungen nahm er nicht vor; den Ton der Verordnungen milderte er; er liebkosete Leute, die er kurz zuvor noch verachtet hatte. Vor allem aber ließ er den König nie aus den Augen.

Bei der späten Jahreszeit waren die verwittwete Königin und der Erbprinz nach der Stadt zurückgekehrt: die Königin und Struensee aber getrauten sich nicht, von dem Lustschlosse Hirschholm dahin zu folgen; sie beredeten also den König, das nahe bei der Stadt liegende Schloß Friedrichsburg zu beziehen. Bevor sie sich an einen Ort wagten, wo nun alle ihre

Feinde zusammen flossen, wollten sie noch vorher die königliche Leibwache zu Fuß abgeschafft wissen. Wirklich wurde die Abschaffung derselben durch den Kabinetsbefehl vom 21sten des Christmonats beschlossen, und zween Tage darauf vollzogen. Bei der Ankündigung durchlief die Glieder des Regiments ein drohendes Murren, und mit schrecklichem Geschrei traten sie aus einander. Eilends berief man die benachbarten Wachten herbei, und schickte sie den Entlassenen nach. Nun hatte ihr Zorn keine Schranken mehr; sie gingen mit entblößten Säbeln den Pikets entgegen, fielen auf sie mit flammender Wuth, warfen sie über den Haufen, und von allen Seiten floß Blut. Das bebende Volk floh vor den Wüthenden; und niemand durfte sich dem Kampfplatze nähern. Man gab Befehl zur Bewaffnung der Besatzung; man kämpfte von neuem. Eine Kompagnie eilte geradezu nach Friedrichsburg, wo der Hof sich aufhielt. Die übrigen verschanzten sich auf ihren Posten bei dem königlichen Schlosse. In aller Eile setzte Struensee ein Dekret auf, wodurch der König den Mißvergnügten in Allem nachgab. Mit Ungestüm verlangten diese, den König selber zu sehen, und sie verbanden sich durch die schrecklichsten Schwüre, eher zu sterben, als einander zu verlassen. Endlich um ein Uhr des Morgens gaben sie besänftigt die Waffen zurück und gingen auseinander, aber nur nachdem ihnen ihre Forderungen alle mit der eigenhändigen Unterschrift

des Königs gewähret worden waren. Den andern Tag in der Frühe riefen ungefähr Vierhundert in allen Straßen ihren Mitbürgern ein rührendes Lebewohl zu, und dieser Auftritt machte einen großen Eindruck auf das Volk; es lief überall zusammen; die Bürger warfen den abgedankten Soldaten Geld zu, und tröſteten ſie. Die Matroſen ſchweiften herum, und verbreiteten wildes Geſchrei. Das Getümmel erhitzte die Gemüther; man hörte überall Klagen und Flüche, und alles drohte Empörung. Der Generalmajor Gade, Kommandeur der Stadt, von vielen Offiziers begleitet, erſchien zur Beſchwörung des Tumults, aber man riß ihn vom Pferde in den Koth. Die Offiziers wurden gemißhandelt, einige verwundet. Erſt gegen Abend legte ſich die Volkswuth.

Gern oder ungern kehrte Struenſee mit dem Hofe nach der Stadt zurück. Seine kriegeriſchen Vorkehrungen um das Schloß her verriethen Aengſtlichkeit, und erhöhten den Muth der Gegenpartei. Die verwittwete Königin fand einen Anhänger, der ihrem Plane Zuſammenhang und Kraft gab. Dieſer Mann war der Obriſt Köller. Er ſchwur dem Miniſter, wegen einer Beleidigung deſſelben gegen ſeinen Freund, den unverſöhnlichſten Haß. Auſſer Köllern verſicherte ſich die Königin Mutter auch noch des Grafen von Ranzau, der ſeit einiger Zeit mit Struenſee'n entzweit war. Zum dritten Anführer der

Verschwörung wählte sie den Obrist Eichstädt, einen Mann von mittelmäßigen Eigenschaften, aber wichtig als Befehlshaber der Dragoner.

Der 17te Tag des Jahres 1772 wurde zur Ausführung des Vorhabens bestimmt. Ein Ball bei Hofe erleichterte den Anschlag. Um ein Uhr nach Mitternacht tanzte die junge Königin Mathilde noch mit dem Prinzen Friedrich, und ihre vornehmsten Anhänger hatten noch die Ehre, mit dem Könige zu spielen. Der Ball hatte ein Ende; jedermann eilte zur Ruhe; die Glocke schlug Drey; eine öde Stille herrschte im Schlosse. Der Obrist Köller geht zu den Wachen, nimmt die Offiziers mit sich, führt sie in das Wachthaus des königlichen Schlosses, erklärt ihnen, daß er von dem Könige den Auftrag habe, die regierende Königin und ihren Günstling in Verhaft zu nehmen, und befiehlt ihnen, ihm zur verwittweten Königin zu folgen. In der Betäubung dachte keiner von den Offiziers daran, sich den Befehl des Königs vorweisen zu lassen. Köller begab sich mit seinem Gefolge zu der verwittweten Königin. Zu gleicher Zeit trafen bei ihr der Prinz Friedrich, der Graf Ranzau und Guldberg, des Prinzen geheimer Sekretair, ein.

Inzwischen bewaffnete der Obrist Eichstädt seine Dragoner, stellte sie um das Schloß, verwehrte jedermann den Eintritt und machte sich bereit, zum

Empfang der Gefangenen. Köller eilte nach dem Quartiere des Grafen Struensee. Die verwittwete Königin, der Prinz Friedrich, der Graf Ranzau und der Sekretair Guldberg begaben sich zum Schlafzimmer des Königs. Man läßt ihm keine Zeit zu sich selbst zu kommen. Mit Gewalt will er aufstehen; mit Gewalt hält man ihn zurück. Die Angst überwältigt ihn, mit zitternder Hand unterschreibt er die ihm vorgelegten Befehle, und Ranzau eilt zur Vollziehung derselben. Ohne den Befehl zur Verhaftnehmung zu erwarten, trat Köller in das Schlafzimmer des Ministers. Er ließ die Offiziers im Vorsaale, und trat allein an Struensee's Bette, der ängstlich fragte: warum man ihn zu einer so unbequemen Zeit besuche? „Das werden Sie gleich hören, sagte Köller, stehen Sie nur auf.“ Er faßte ihn alsdann beim Hals und schüttelte ihn heftig. Struensee verlor allen Muth, und wurde mit seinen Freunden in die Citadelle ins Gefängniß geführt. Der Graf Ranzau begab sich mit dem Obristen Eichstädt und verschiedenen Offizieren zu der regierenden Königin. Aeußerst unruhig rief sie ihren Kammerdienerinnen: „Geschwind lauft zu Struensee.“ Man berichtet ihr aber seine Gefangennehmung: „Verrathen, verloren, auf ewig verloren!“ schrie sie mit heftigem Schmerze. Dann ging sie selbst den Verschwornen halb angezogen und entschlossen entgegen. „Ehe ich den König gesehen

habe, rief ſie, ergeb' ich mich nicht. Laßt mich zu ihm; ich muß, ich will mit ihm reden!" Ranzau hält ſie auf, und verwandelt ſeine Vorſtellungen in Drohungen. Sie ſchreit um Hülfe und niemand kommt herbei. Ganz allein unter bewaffneten Leuten, von Verzweiflung hingeriſſen, läuft die unglückliche Fürſtin zum Fenſter, bereit, ſich hinunter zu ſtürzen. Ein Offizier ergreift ſie; ſie packt ihn bei den Haaren, reißt ihn zu Boden, und kämpft mit gleichem Muthe gegen einen zweiten. Kraftlos fiel ſie endlich in die Arme eines andern. Ranzau führte ſie zu dem Wagen. Zween Offiziers ſtiegen mit ihr ein, der eine mit entblößtem Degen. Nur eine ihrer geringſten Dienerinnen begleitete ſie. Dreißig Dragoner umringten den Wagen, worin die Königin war, ein anderer folgte, und darin war die kleine Prinzeſſin Louiſe, eine Hofdame und eine Amme. Die Königin blieb, vom Schmerz gebeugt, im tiefſten Stillſchweigen; der Anblick des Schloſſes Cronenburg riß ſie auf einmal aus dieſer Art von Betäubung. „Gott! rief ſie heftig aus, es iſt um mich geſchehen, mein König verläßt mich!" So klagte die Betrübte, und unterlag der drückenden Wehmuth. Ihre Kniee ſanken unter ihr auf der Treppe, man trug ſie und ſchleppte ſie in ihr Schlafzimmer. Sie erblickte ein Bett und trat zurück. „Weg, weg von hier, ſchrie ſie, es giebt keine Ruhe für mich mehr! Man ſetzte ſie in einen Lehnſtuhl, bange Seufzer ent-

ſtiegen der gepreßten Bruſt; ihr ganzer Körper ſchien unter der Laſt des Schmerzes zu erliegen. Sie fand endlich Thränen. „Dank, Himmel, Dank! rief ſie inbrünſtig aus, der Troſt kommt von dir, dieſen allein konnten mir meine Feinde nicht rauben!“ Sie hörte die Stimme ihrer Tochter und floh zu ihr. „Auch du hier? unſchuldiges, liebes Geſchöpf! O ſo iſt deine arme Mutter nicht ganz unglücklich!“ Schon hielt ſie das geliebte Kind in den Armen, ſchon miſchten ſich tauſend Küſſe und ein wohlthätiger Strom von Thränen auf ihren Wangen. Einige Augenblicke des Kummers floſſen in dieſer ſüßen Schwärmerei dahin — hätte ſie nur in dieſem ſanften Traume auf immer bleiben können!

Die triumphirende Verſchwörung that alles, um ſowohl das Volk als den König in Schlummer zu wiegen. Das Geſchehene, glaubte dieſer, ſei mit dem Willen des Volks geſchehen; das Volk ließ ſich überreden, daß alles auf Befehl des Königs veranſtaltet worden ſei. Sowohl das erkaufte Geſchrei der Matroſen auf den Straßen, als die beſtochenen Predigten auf den Kanzeln billigten die gemachten Verfügungen. Die verwittwete Königin und der Prinz Friedrich ſuchten jeden ihnen nachtheiligen Schritt unkräftig zu machen. An alle Gerichte und Aemter ſtellten ſie gemeſſenen Befehl aus, jede Unterſchrift des Königs unbefolgt zurück zu ſenden,

wofern eine ſolche nicht zugleich mit dem gewöhnlichen Handzeichen des Staatsraths begleitet ſeyn würde. Der Vorwand war: damit nicht irgend ein Betrüger die Unterſchrift des Königs mißbrauchen und nachahmen möchte.

Neue Kommiſſarien waren indeſſen zu gerichtlichen Verhören der Gefangenen niedergeſetzt worden. Struenſee, ſein Bruder und Graf Brandt wurden in Ketten geworfen. Verſchiedene Perſonen wurden theils der Stadt, theils des Landes verwieſen, und die Sache der Königin wurde, ganz abgeſondert von dem Proceſſe der übrigen Gefangenen, insgeheim geführt.

Beim Verhör verließ die Standhaftigkeit den Grafen Struenſee bald; hingegen der Graf Brandt zeigte immer eine ruhige Geiſtesgegenwart. Nach wiederholten und ſehr unregelmäßigen Unterſuchungen waren die vornehmſten Punkte der Anklage gegen Struenſee folgende: 1) Ein entſetzlicher Anſchlag gegen die Perſon des Königs. 2) Das Vorhaben, Se. Maieſtät zur Entſagung der Regierung zu zwingen. 3) Sein Umgang mit der regierenden Königin. 4) Seine Methode bei der Erziehung des Kronprinzen. 6) Sein entſcheidendes Anſehen, und die Art, wie er daſſelbe mißbrauchte. Die beiden erſtern Punkte waren ohne Grund; man traute ſich auch nicht, ſie in die endliche Hauptankla-

ge bringen zu lassen. Struensee müßte der thörichste Mensch von der Welt gewesen seyn, wenn er auf die Person und die Gewalt eines Königs, der ja die einzige Stütze seines Ansehens war, den mindesten Anschlag gemacht hätte. Der dritte Punkt der Anklage ist wohl der einzige, wodurch er sich in Verdacht stürzte. Unter den Schmerzen gebeugt, durch angedrohte Peinigungen erschreckt, durch bedenkliche Fragen in Verwirrung gesetzt, vielleicht auch durch die Hoffnung, daß das Geständniß ihn retten würde, verführt, legte er am 21sten Febr. in der Beängstigung des Gemüths ein Zeugniß ab, wodurch er die Ehre der Königin aufs anstößigste beleidigte. Dieses Geständniß war ein neues Verbrechen, welches gegen ihn alle edle Seelen empörte. Die Hauptbeschuldigungen gegen den Grafen Brandt waren auf der einen Seite seiner Ergebenheit gegen Struensee, auf der andern Seite ungezogenes Spiel mit dem blödsinnigen Könige.

Am 3ten März begann das Verhör mit der Königin. Auch die verwickeltsten Fragen waren nicht vermögend, ihren Geist in Verwirrung zu bringen. Ihre Antworten waren edel, kurz und genau, und sie setzten die Verhörrichter in die größte Verlegenheit. Der Freiherr von Schack-Rathlau, ein Glied des neuen Staatsraths, gab die Hoffnung auf, ihren Verstand zu besiegen, und suchte nun

durch Kunſtgriffe ihr Herz irre zu führen. Er ſagte auf einmal, daß Struenſee ein für ihre Ehre höchſt beleidigendes Geſtändniß abgelegt hätte. „Es iſt nicht möglich, rief die erſchrockene Königin aus, nein, Struenſee hat dieſes nicht gethan, und, wenn es geſchehen iſt, ſo leugne ich alles, was er geſagt hat.“ Schack benutzte ihre Unruhe, indem er ihr vorſtellte, daß alſo Struenſee als Verleumder der Monarchin eine noch ſchrecklichere Todesſtrafe verdiene. Dieß war für ſie ein Donnerſchlag; betäubt fiel ſie auf ihren Lehnſtuhl zurück; ſie kam wieder zu ſich und ſagte mit ſchwacher Stimme: „Und wenn ich geſtehe, was Struenſee geſagt hat, darf alsdann der Unglückliche von der Gnade meines Königs hoffen?“ Ihre holden Augen erhoben ſich zugleich gegen Schack, und ein Blick voll Furcht und Hoffnung ſagte, was ihre zitternden Lippen nicht mehr vortragen konnten. Mit aufgeheiterter Miene machte dieſer eine Bewegung, welche die Königin für günſtig aufnahm; zugleich legte er ihr ihre Beſchuldigung zur Unterſchrift vor. Ihr ganzes Weſen war in der heftigſten Bewegung. Durch den gewaltſamſten Schwung erhob ſie ſich auf einmal über ſich ſelbſt, ergriff eine Feder, und ihre bebende Hand fing an ihren Namen zu zeichnen. Sie hatte nur Karol geſchrieben, als ſie wieder einen Blick auf Schack warf. Sie entdeckte in ſeinen Mienen tückiſche Freude, warf die Feder weg und ſchrie:

„Ihr betrügt mich! Struenſee hat mich nicht angeklagt; ich kenn' ihn." Halb ohnmächtig fällt ſie zurück. Schack ſetzt die Feder in die Hand der Königin, führt dieſe, und ehe ſie wieder zu ſich ſelbſt kam, waren die Buchſtaben —ine Mathilde dem erſten Karol ſchon zugeſetzt. Die Kommiſſarien begaben ſich ſogleich weg.

Nach Beendigung der ſämmtlichen Verhöre wurde ein auſſerordentlicher Rath von 35 Gliedern niedergeſetzt, und am 6ten April trennte ein förmliches Eheſcheidungsurtheil die Königin von ihrem Gemahl. Sie verließ nun Dännemark und ihre beiden lieben Kinder, und kam am 20ſten October 1772. nach Zelle im Hannövriſchen. Entblößt von dem Prunk der Höfe lebte ſie hier allgemein geſchätzt und verehrt. Ihr äuſſerliches Anſehen war voll Würde und Anmuth. In allen Uebungen und Wiſſenſchaften, die ihrem Geſchlechte, ihrer Geburt und ihrem Range angemeſſen waren, beſaß ſie die größte Vollkommenheit. Sie hatte Geſchmack an der Muſik und verwendete einen großen Theil ihrer Zeit auf das Klavier. Gram und Kummer verzehrten dieſe köſtliche Blume ſchon in der ſchönſten Zeit. Sie ſtarb am 10ten May 1775 in einem Alter von nicht gar 24 Jahren. Das beſte Kind weint nicht ſo um den Tod der liebſten Mutter, als die Einwohner in Zelle um ſie.

Das harte Todesurtheil, welches dem Grafen Struenſee, und ſeinem Mitgenoſſen Brandt,

am 25sten April 1772. angekündigt wurde, ward schon am folgenden Tage vollzogen. Unter einer sehr starken militairischen Eskorte ward er in einer Kutsche nach einem öffentlichen Richtplatze gebracht. Als er das Schaffot bestieg ward er blaß, es wurde ihm schwer zu reden, die Furcht des Todes war auf seinem Gesichte kenntlich. Aber es war auch zugleich Gelassenheit, Ruhe und Hoffnung, was seine Mienen ausdrückten. Er wollte dem Scharfrichter ein weißes Schnupftuch geben, um ihm die Augen zu verbinden; da dieser aber sagte, es wäre nicht nöthig, so war er zufrieden. Er legte dann seine Wildschur von sich, zog sein Kleid und zwei Hemden aus, eilte ganz gelassen nach dem Blocke, der noch vom Blute seines Freundes gefärbt war, legte sich schnell auf demselben nieder, und bemühte sich, den Hals und das Kinn recht einzupassen. Zuerst wurde ihm mit einem Beile die Hand abgehauen, und sogleich darauf lag der Kopf, vom Körper getrennt, auf dem Boden. Der Körper wurde ausgeweidet, in vier Theile zerstückt, jeder Theil kam auf ein eigenes Rad, und der Kopf ward auf eine Stange gesteckt. Die Freunde und Anhänger des unglücklichen Staatsmannes wurden theils des Landes verwiesen, theils ihrer Ehrenstellen entsetzt.

Jetzt, da die Leidenschaften schweigen, wird es ziemlich allgemein anerkannt, daß Struensee das

harte Schickſal nicht verdiente, welches ihn traf. Er beſaß Eigenſchaften und Kenntniſſe, die einen ſehr glücklichen Einfluß auf das Wohl des däniſchen Reichs haben konnten. Dieſes wäre unter ſeiner Verwaltung ſo weit empor gebracht worden, als ſeine eigene Beſchaffenheit es damals erlaubte; allein die Feinde Struenſee's untergruben ſeine erſten Unternehmungen, legten ihm Hinderniſſe in den Weg, die er Anfangs überſah, nachher in der Trunkenheit ſeines Glücks verachtete, und vor welchen er endlich in mehr verwickelten Umſtänden erzitterte. Sein Staatsgebäude mußte ſonach wanken und einſtürzen, und er mußte unter den Trümmern deſſelben erliegen. Hätte er, während ſeiner ganzen Verwaltung, wie in den erſten Zeiten, die ſtarke und ſtandhafte Seele gezeigt, die ſich durch ſich ſelbſt über die Ereigniſſe erhebt, dem Schickſal ſelbſt zu gebieten ſcheint, und ſich deſſen Ungefähr mit einer unerſchütterlichen Ruhe überläßt; ſo hätten die erſtaunten Dänen ihn mit ſtiller Bewunderung das Ruder des Staats lenken ſehen, und vielleicht hätten ihm ſeine Handlungen Ruhm, Glanz, Beifall und Dank erworben, und bei der Nachkommenſchaft verewigt.

## Edmund Burke.

### Parlamentsredner in London.

Wer auf dem Schauplatze der Welt eine ausgezeichnete Rolle ſpielt, hat gewiß nie alle Stimmen für ſich, ſelbſt wenn ſeine Abſichten die edelſten und beſten ſind. Wie viele erlauben es ſich, keck über einen Mann zu urtheilen, der auf einem erhabenen Poſten ſteht, ohne ihn hinreichend zu kennen? Wie oft verrückt Leidenſchaft und Partheigeiſt den richtigen Geſichtspunkt, um das Verdienſt zu würdigen? Dieß iſt nie mehr der Fall als zu den Zeiten politiſcher Gährungen. Und in eine ſolche Periode fiel Burke's Thätigkeit. Kein Wunder, daß er von einer Parthei zum Himmel erhoben wurde, während die andere ihn in den Abgrund verdammte. Das geſtehen indeſſen Freunde und Feinde, daß er ein Mann von ſeltnen Talenten war, der mächtig auf ſein Zeitalter wirkte, der es alſo verdient, daß wir ſein Thun und Treiben in der Nähe betrachten.

Edmund Burke ſtammte aus einer angeſehenen Familie, und betrat ſeine irdiſche Laufbahn am erſten Tage des Jahrs 1730. Er war der zweite Sohn des Garret Burke, eines Advokaten von treflichem Charakter, der eine ausgebreitete Praxis in der Stadt Dublin hatte. Der Vater bekannte ſich zur katholiſchen Religion, doch ließ er ſeine Söhne, wie man behauptet, in der herrſchenden Kirche erziehen, ob es gleich in der Folge nicht an Zweiflern gemangelt hat, welche den reinen Proteſtantismus ſeines berühmten Sohnes verdächtig zu machen ſuchten, beſonders als er ſich im Unterhauſe ſelbſt für die ſo ſehr gedrückten Katholiken in Irland nachdrücklich verwendete. In ſeinen Kinderjahren wurde er auf einer berühmten Schule bei Ballytore in Kings-Courty erzogen. Der Vorſteher dieſer Erziehungsanſtalt, ein ſogenannter Quäker, hatte verſchiedene kleine Schriften gegen die Tories (königlich Geſinnten) geſchrieben, und dieß war die Urſache, daß viele große Familien der Whigs (von der Gegenpartei des Königs) ihre Kinder dorthin ſchickten, um ſie unter ſeiner Aufſicht erziehen zu laſſen. Schon hier gab Burke, als Knabe und Jüngling, manchen Beweis auſſerordentlicher Fähigkeiten. Auf den irländiſchen und engliſchen Schulen gehörte es vor noch nicht allzulanger Zeit zu den als Spiel behandelten Wettkämpfen der Schulen unter einander, daß einer einen Vers aus einem lateiniſchen Dichter anfing,

worauf der andere gleich wieder einen Vers in Bereitschaft haben mußte, der sich mit dem Buchstaben anfing, womit der vorige schloß. Wer dieß am längsten aushielt, war Sieger — eine Gewohnheit, die vordem unter den Tromsdorfen und Neandern auch auf deutschen Schulen galt, und den darauf ausgelernten Engländern noch jetzt zuweilen in den wichtigsten Parlamentsreden und Vertheidigungen vor Gerichte durch die dadurch erworbene Fertigkeit, einen alten Vers glücklich anzuwenden, sehr zu statten kommt. Man nennt es im Kunstausdruck der englichen Schulen: capping of verses. Und so weiß man, daß der junge Burke der fertigste Capper unter allen seinen Mitschülern war, auch sich als Schüler schon in einer dramatischen Komposition aus der Geschichte Alfred's versuchte. Uebrigens machte die Kenntniß der alten Sprachen nur einen geringen Theil dessen aus, was er wußte. Seine klassische Gelehrsamkeit war die Gelehrsamkeit eines Philosophen und nicht die eines Pedanten. Er betrachtete die alten Sprachen, als Schlüssel zu allen Gedanken, Empfindungen, Kenntnissen und Raissonements.

Aus der ersten wissenschaftlichen Pflanzschule kam Burke in das Dreieinigkeitskollegium zu Dublin, wo er sehr viele Beweise gab, daß er bald eine große Stärke in den Theilen der schönen Wissenschaften, die zur Bildung eines Redners und Dichters

weſentlich beitragen, bekommen würde. Er nahm auf dieſer Univerſität die Magiſterwürde an, und da ihn ſein Vater der Rechtswiſſenſchaft gewidmet hatte, ſo kam er bald darauf nach London und ging als Student in den Middle Temple, wo er über 2 Jahre die Rechte hörte.

Indem Burke einen großen Vorrath von Kenntniſſen einſammelte, vernachläßigte er auf keine Weiſe die Mittel, ſich auch fürs geſellſchaftliche Leben zu bilden. Den Wiſſenſchaften eines Gelehrten fügte er auch das Betragen eines gebildeten Mannes bei. Heitere und auf guten Ton lebende Geſellſchaften ſahen ihn wegen ſeiner angenehmen Unterhaltung und gefälligen Betragens eben ſo gern in ihrer Mitte, als gelehrte Männer wegen der Stärke und des Glanzes ſeines Genies, und des Umfanges und der Gründlichkeit ſeiner Kenntniſſe. Er beſaß jene große Kunſt der guten Lebensart, welche die Mitglieder der Geſellſchaft mit ihm und mit ſich ſelbſt zufrieden machte. Das Geſpräche mochte ernſthafte oder heitere Gegenſtände betreffen, ſo wußte er es mit Witz, Laune, Stärke, Delikateſſe und Spaß, nachdem es die Abſicht oder Gelegenheit erforderte, ohne Unterlaß fortzuſetzen. Er wußte eine große Menge von Anekdoten und Geſchichten, welche immer paßten, und angenehm erzählt wurden; er war beſtändig heiter und ſehr lebhaft. Seine Blicke und ſeine Sprache

ſtimmten genau zu der Anmuth, Gefälligkeit und dem Ausdrucke ſeiner Unterhaltung und Sitten.

Die Neigung zum frohen Lebensgenuſſe brachte aber die Finanzen des jungen Mannes in Zerrüttung und da die Wechſel von ſeinem Vater immer nicht zureichen wollten, ſo mußte er oft, wie die Engländer zu ſagen pflegen, einen Wechſel auf ſeinen Witz ziehen. Er verſuchte es anfänglich mit Gedichten. Aber der brittiſche Cicord vermochte ſich eben ſo wenig an die Feſſeln des Verſes zu ſchmieaen, als der römiſche Weit beſſer glückte ihm der Verſuch, den bewunderten Sophiſten Bolingbroke ſo täuſchend in ſeinen Manieren nachzuahmen, daß ſich ſelbſt Cheſterfield und Warburton anfangs berücken ließen. Es erſchien nämlich 1756 eine kleine Schrift: Vertheidigung der natürlichen Geſellſchaft. (Vindication of natural Society.) So ſehr auch der Anfang derſelben bloße Ironie zu verrathen ſcheint; ſo bitterer Ernſt ſcheint es in der Folge dem Verfaſſer mit der Blutliſte aller durch die Vereinigung der Menſchen zur bürgerlichen Geſellſchaft erfolgten Kriege und Metzeleyen zu ſeyn. Er multiplizirt zu dieſer Abſicht 36 Millionen mit 1000, und ſo bringt er die Summe aller, ſeit geſchichtliche Ueberlieferung uns Kriege erzählt, durch Könige und Eroberer erſchlagenen Menſchen heraus. Eine ſchauderhafte Lobrede auf Menſchenverein! Burke wird

auch, so wie er mit ungewöhnlicher Belesenheit aus den Annalen der Welt sein Exempel auszieht, immer heftiger in Verabscheuung der kriechenden Sykophanten, die den Machthabern den Kriegsruhm so süß vorspiegeln.

Durch seinen unermüdeten Fleiß schwächte Burke nach und nach seine Gesundheit, und fiel in eine gefährliche Krankheit. Er brauchte den medicinischen Rath des Doktor Nugent, eines sehr fähigen und erfahrnen Arztes, der das menschenfreundlichste Herz besaß. Nugent sah, daß das Geräusch und die vielen Störungen, die mit den Zimmern im Tempel verbunden sind, die Genesung seines Patienten verhindern würden, und bat ihm daher eine Wohnung in seinem eigenen Hause an. Nicht allein der Doktor, sondern die ganze Familie, widmeten ihm alle mögliche Aufmerksamkeit, und behandelten ihn aufs zärtlichste, und dieß wirkte zur Wiederherstellung seiner Gesundheit mehr als jede Medicin. Unter diejenigen, welche den Gast und Patienten ihres Vaters am sorgfältigsten pflegten, gehörte Miß Nugent, und ihre Liebenswürdigkeit und besondere Zärtlichkeit für ihn erweckten sehr bald Liebe in Burke's gefühlvollem Herzen. Er bot ihr seine Hand, und sie nahm sie an; er hatte während eines langen Lebens von mannichfaltigen Wechseln und prüfenden Lagen, wegen ihres sanften und lie-

bevollen Betragen, niemals Urſache, ſeine Wahl zu bereuen.

Auf der litterariſchen Laufbahn ſammelte indeſſen Burke bald neue Lorbeeren. Er ſchrieb um dieſe Zeit ſeine, durch Garve's meiſterhafte Ueberſetzung auch in Deutſchland bekannte Unterſuchung über das Erhabene und Schöne, ein Werk, daß der Forſchungsgabe ſeines Verfaſſers ungemein viel Ehre macht, und auſſer vielen andern Vorzügen ſich auch durch ächte philoſophiſche Methode auszeichnet. Burke's ſcharfſinniger Blick dringt tief in die Gegenſtände ein, und wenn er auch gleich zuweilen zu umſtändlich und hie und da paradox wird, ſo findet doch der aufmerkſame Leſer überall Gelegenheit zu weiterm Nachdenken, und wird ſelbſt durch ſeine Irthümer auf ſchärfere Prüfung der Wahrheit geleitet. Dieſe Schrift iſt übrigens nicht allein ein wichtiger Beitrag zur Philoſophie, ein Beweis von auſſerordentlichem Genie, ſondern auch das Werk, welches Burke's ausgezeichneten Ruhm gründete. Wegen des öffentlichen Beweiſes ſeiner Geiſteskräfte, ſuchten nun Männer von großen Talenten ſeine Bekanntſchaft. Beſonders wurden Reynolds, und der Coloß der engliſchen Litteratur — Johnſon — bald ſeine vertrauteſten Freunde.

Im Jahre 1761 begleitete Burke den Ritter Hamilton als Privatſekretair nach Irland. Nie-

mand kannte den Zuſtand dieſes Landes beſſer, als er, und er legte dem Miniſter in Hinſicht auf Handel und Finanzen einen ſo bündigen Abriß davon vor, daß man mit allen Verfügungen, die die Regierung nach dieſem Leitfaden machte, zufrieden war. So ſehr glaubten alle Partheien verſichert zu ſeyn, daß ſie, ſo lange Burke dem Hofe diente, einen beſtändigen Freund der Freiheiten ſeines Vaterlandes an ihm hätten. Aber bald verließ er wieder ſeinen Poſten und kehrte nach England zurück. Burke hatte nämlich dem ruhmſüchtigen Hamilton ſeine erſte Rede im Parlament ausgearbeitet, nach welcher Hamilton nie wieder aufgetreten iſt, und daher den Beinamen bekam Hamilton mit der einen Rede. Für dieſe Gefälligkeit zahlte der Mäcen ſeinem jungen Freunde eine Penſion von 200 Pfund, erlaubte ſich aber dagegen in einem Wortwechſel über einen politiſchen Gegenſtand die Bemerkung gegen Burke: „Vergeſſen Sie nicht, daß ich Sie von einem Bodenſtübchen herabholte!“ worauf Burke ſogleich erwiederte: „daraus folgt, daß ich mich herabließ, Ihre Bekanntſchaft zu machen!“ und ſeine Penſion auf der Stelle aufgab.

Während der Rodinghamſchen Staatsverwaltung wurde Burke zum Parlamentsglied für Wendover im Budinghamſhire gewählt. Dieſer Burgflecken hing von Lord Verney ab, zwiſchen wel-

chen und Burke'n eine vertraute Freundschaft bestand. Bei seinem Eintritte ins Unterhaus suchte sich Burke alle nur möglichen Kenntnisse zu diesem Posten zu erwerben. Er dachte eben so wie Cicero, daß ein Redner mit jedem großen und wichtigen Gegenstande der Kunst und der Natur bekannt seyn müßte. Seine Vorbereitung bestand aber nicht darinn, daß er seine vornehmste Aufmerksamkeit auf künstliche Perioden verwendete, sondern daß er sich immer vertrauter mit Geschichte, Dichtkunst und Philosophie machte, daß er seinen Geist mit Thatsachen, Bildern, Vernunftgründen und durchdachten Maximen anfüllte. Besonders widmete Burke seine Aufmerksamkeit politischen Kenntnissen und den Gewohnheiten und Gebräuchen des Parlaments. Auch bereitete er sich zum öffentlichen Redner vor. Er besuchte die Robinhood-Gesellschaft, zu der viele Männer von Geist und Verstand gehörten. Er übte sich hier im Disputiren und wendete alles mögliche an, um sich leicht und passend ausdrücken zu lernen. Indem er sich auf solche Weise in dem geistigen Theile der Rede übte, so vernachläßigte er auch dabei nicht den mechanischen. Er war auf seine Stimme und Lection, und auf das Ganze der Aussprache sehr aufmerksam; er wußte nur zu wohl, daß zwar die Aussprache die Beredsamkeit nicht ausmache, daß sie aber bei vielen Zuhörern die Wirkung vermehre. Er besuchte oft das Theater, und gestand ein, daß er in der

Kunſt zu ſprechen ſehr vieles von Garrick gelernt habe.

Das Deficit in ſeiner Kaſſe zu decken, ſah er ſich von Zeit zu Zeit genöthigt, ſeine Zuflucht zu literariſchem Erwerb zu nehmen. In dieſer Hinſicht ergriff er mit Freuden den Antrag des klugen Buchhändlers James Dodsley, Mitarbeiter an den damals anfangenden Lehrbüchern der Zeitgeſchichte, an den Annal Registers, zu werden. Burke lieferte zu dieſem Werke in den erſten Jahren die Parlamentsverhandlungen in einer ſo hinreißenden Manier, daß neben dieſem jährlich erſcheinenden Jahrbuche, deſſen frühere Theile Adelung überſetzte, lange Zeit kein anderes ähnliches Produkt aufkommen konnte. Indeß durfte er doch nicht bloß zu einer ſolchen Nothhülfe ſeine Zuflucht nehmen. Er genoß auch die Unterſtützung ſeiner vornehmen Freunde, und wurde beſonders durch die Freigebigkeit des Lords Verney in Stand geſetzt, ſich einen ſchönen Landſitz bei Beaconsfield zu kaufen und ſich bequem einzurichten. Manche ſeiner Freunde machten ſcheele Augen zu einem Glücke, worauf auch ſie Anſprüche zu haben glaubten. Als Johnſon ihn dort zum erſtenmale beſuchte, und in den ſchönen Park tretend, mit vielem Ausdrucke der Verwunderung um ſich blickte, fragte ihn Burke: ob er die ſchönen Anlagen bewundere? „O nicht ſowohl dieſe, erwiederte der Doktor, als

die Wege, worauf ihr Besitzer zu ihnen gelangt ist.“

Wenn Burke in London war, besuchte er um diese Zeit gewöhnlich das St. James-Kaffeehaus, wo damals der Sammelplatz der besten Köpfe eines Reynolds, Garrick, Cumberland, Douglas und Goldsmith war, und mancher witzige Einfall Burke's, der dort ans Licht kam, erhält sich jetzt noch in der Ueberlieferung.

Burke kam im Jahre 1765 ins Parlament. Seine erste Rede hielt er bei der Eröffnung der folgenden Sitzung und bei Gelegenheit der gewöhnlichen Motion einer Dankaddresse an den König. Der Hauptgegenstand war die Stempelacte und die daraus entstandenen Unruhen in Amerika. Seine erste Rede zeugte von so viel Beredsamkeit, daß sie die Bewunderung des ganzen Unterhauses erregte, und bald war er das am meisten gefürchtete Organ der Oppositionsparthei. Er kämpfte einen heftigen und rühmlichen Kampf gegen die Ungerechtigkeit, die im Parlamente nicht repräsentirten Amerikaner mit Taxen zu belegen. Burke besaß von allem, was die Kolonien betraf, die gründlichsten und ausgebreitetsten Kenntnisse. Um das Jahr 1770 erschienen die berühmten Briefe von Junius, worinn die Gebrechen der öffentlichen Verwaltung und das ganze Gewebe von Trug und List, womit die damals herrschende Par-

thei ſich deckte, mit einer Beredſamkeit und Sachkenntniß enthüllt wurde, die Jedermann in Erſtaunen ſetzte. Man hat bis auf den heutigen Tag den wahren Verfaſſer dieſes Meiſterwerks nicht mit Gewißheit anzugeben vermocht. Schon damals vermuthete man, daß Burke die Hand mit im Spiel habe. Jetzt aber wird es faſt allgemein für ausgemacht angenommen, daß Richard Burke, ein jüngerer Bruder von Edmund, nicht ohne thätigen Beiſtand deſſelben, ſie geſchrieben habe.

Die Händel mit Amerika wurden immer gefährlicher, und ſo kam es endlich am 19ten April 1774 wegen der Theeacte zu einer merkwürdigen Rede, die alle Kenner noch jetzt für das Höchſte und Vortrefflichſte halten, was Burke's politiſche Beredſamkeit je hervorgebracht hat. Es war ſchon ſpät am Abend, als Burke aufſtand, und durch die unvergleichliche Schilderung der Adminiſtration in den letzten 11 Jahren, wobei ſeine größten Gönner nicht geſchont werden konnten, alle Zuhörer, Freunde und Feinde, gleichſtark elektriſirte. Bei der Auflöſung des Parlements im Sommer deſſelben Jahres ernannten die Wähler von Briſtol ihn zu ihrem Repräſentanten, und bei dieſer Veranlaſſung hielt er auf dem Wahlgerüſte ſelbſt jene gleichfalls berühmte Reden, wo er, gegen alle Sitte, den Wählern ſelbſt die heilſamſten Wahrheiten ſagte.

Während des ganzen nun so fürchterlich wüthenden amerikaniſchen Krieges war Burke mit unerſchütterlicher Standhaftigkeit der ſtets feurige, unbeſtochene Gegner Norths in den wilden Maaßregeln, die jener zur Unterjochung der Kolonieen befolgte, und ſtellte ihn faſt in jeder Rede dem aufs höchſte geſtiegenen Unwillen des Publikums dar. Endlich reſignirte North am 18ten März 1782. Rockingham nahm das Ruder zum zweitenmale, und Burke erhielt dabei, nebſt der Stelle eines königlichen geheimen Raths, die wichtige Kriegszahlmeiſterſtelle. Hier wurde auch Fox, der ſich ſchon als 18jähriges Parlamentsmitglied in ſeiner erſten Rede 1768 mit Burke gemeſſen, und ſeitdem oft geſagt hatte, daß er den Kämpfen mit dieſem Gegner ſeine ganze Staatskenntniß verdanke, ſein Kollege. Allein die ganze aus ungleichartigen Theilen zuſammengeſetzte Maſſe löſte ſich mit dem ſchnellen Tode des Marquis von Rockingham auf. Fox reſignirte, und ihm folgte ſein Freund Burke bald nach, hatte aber doch die Ehre, die wichtige Bill zur Einſchränkung der Ausgaben bei der Civilliſte, nach welcher jährlich nur an Gehalten 72,368 Pfund erſpart werden ſollten, wenigſtens in Vorſchlag gebracht zu haben. Er ſelbſt gab dadurch, daß er die fürchterliche Aufhäufung verſchiedener Aemter bei ſeiner Stelle, die zuſammen auf hundert tauſend Pfund jährlich eintrugen, laut aufdeckte, und ſogar den Profit von 1300 Pfund, die er als Schatzmei-

ſter vom Celſea-Hospital hatte, großmüthig abgab, einen unwiderſprechlich ſeltenen Beweis von Uneigennützigkeit, der allein ſchon für die Redlichkeit ſeiner Geſinnungen bürgen mußte.

Als im Jahre 1783 mit dem Friedensſchluſſe Fox die höchſt unnatürliche Koalition mit North einging, wurde Burke zum zweitenmale Generalfeldzahlmeiſter. Freilich hatte Burke dem Miniſter North auch während des amerikaniſchen Kriegs als Oppoſitionsredner alles mögliche Unheil angedroht. Aber er hatte doch wenigſtens nicht im vollen Hauſe erklärt, wie Fox gethan hatte, daß er nicht in einem Zimmer mit dieſem Böſewichte ſeyn möge, und für den infamſten Menſchen gehalten ſeyn wolle, wenn er je mit North handle. Der ehrliche Burke ſetzte ſich gewiß über alle dieſe Rückſichten bloß in der Ueberzeugung weg, daß er ſo mehr Gelegenheit und Macht bekomme, Gutes zu thun, und da dieß allgemein bekannt war, wurde ihm auch dieſe Inconſequenz leichter verziehen. Allein die ganze Freude dauerte nur kurze Zeit. An der Einbringung der äußerſt populären, aber der Macht der Krone ſehr gefährlichen, oſtindiſchen Bill, die im Oberhauſe verworfen wurde, ſcheiterte die ganze Koalition.

Im December 1783 wurde Pitt Miniſter, und Burke befand ſich zum drittenmale in der Oppoſi-

xion. Er donnerte fürchterlich gegen den Miniſter, und verglich die Beſtechungen und Schleifwege, durch welche der Miniſter ſeinen Anhang ſtützte, mehr als einmal mit dem heroiſchen Zeitalter der Korruption. Doch ergoß ſich der Strom ſeiner Beredſamkeit in einen andern Kanal, als er der Hauptankläger von Warren Haſtings wurde, und nach und nach jene berühmten Anklagsreden hielt, die in allem mit den Verriniſchen des Cicero verglichen werden können, nur im Erfolge nicht, da der Verres Hindoſtans vom Oberhauſe endlich aller ſeiner Räubereien und Blutſchulden feierlich losgezählt wurde. Burke's Eifer und unerſchütterlicher Muth bei dieſem ganzen Handel verdient um ſo mehr Hochachtung, da es allen, die ihn genau kannten, bekannt ſeyn mußte, daß bei ihm nicht Rachſucht oder perſönlicher Haß, ſondern wahres Intereſſe für die ſchreiende Menſchheit, und für den brittiſchen Ruhm die Triebfeder war, wie dieß unter andern ſehr deutlich aus einem Briefe hervorgeht, den er noch im Jahre 1796 an Joſeph Moſer ſchrieb, wo er ſehr pathetiſch Gott zum Zeugen ſeiner Ueberzeugung anruft, daß Haſtings Blutſchuld auf die Köpfe des losſprechenden Oberhauſes fallen müſſe.

In einem ganz neuen Lichte zeigte ſich Burke von der Zeit an, da die Angelegenheiten in Frankreich allgemeine Aufmerkſamkeit zu erregen anfingen, und

ſein politiſches Benehmen verwandelte jetzt viele ſeiner ehemaligen Freunde und Bewunderer in ſeine erklärteſten Gegner. Am 9ten Februar 1790 hielt er eine auch beſonders gedruckte Rede über den Zuſtand der Dinge in Frankreich, und erklärte ſich als einen wüthenden Feind der Revolution. Er, der muthige Kämpfer für die Freiheit Amerika's, ſprach nun auf einmal den damals noch ſo glänzenden Freiheitsverſuchen einer benachbarten Nation öffentlich Hohn, und ſchrieb, um ganz Europa die Augen über die Tendenz der Angelegenheiten in Frankreich zu öffnen, ſeine berühmten Bemerkungen über die franzöſiſche Revolution, die Gentz meiſterhaft verdeutſcht hat. Dieſes mit allen Blüthen der Burkiſchen Kraftſprache reichlich beſtreute Werk erlebte einen in den Annalen des Buchhandels unerhörten Abſatz, da in wenig Monaten 18,000 Exemplare davon verkauft wurden, und erhielt ſelbſt durch die eben ſo ſtarken und heftigen Widerlegungen noch mehr Ausbreitung. Wirklich hat dieſer mit Feuer und Blut geſchriebene Aufruf eine unermeßliche und jetzt noch gar nicht zu berechnende Wirkung hervorgebracht, und die Vertheidiger der Sache, die Burke ſo wüthend anfeindete, haben ſich durch alle Waffen des Spottes und Haſſes, die ihnen zu Gebote ſtanden, daran gerächt. Man nannte ihn, da er ſich nunmehr auch von der Oppoſitionspartei losſagte, und dann auch das Unterhaus verließ, einen Apoſtaten, einen zwei-

ten Peter den Einſiedler, der den Kreuzzug gegen die neuen Saracenen predige u. ſ. w. Auf der andern Seite kann man jetzt, wo das große Drama ſchon durch ſo viele Scenen ſich entwickelt hat, doch gewiß nicht leugnen, daß Burke ſehr treffende politiſche Ahnungen gehabt, und, inſofern die Erhaltung der Conſtitution von England, mit welcher Burke durch ſo viele Jahre verbunden war, ein Glück für Großbrittannien genannt werden kann, zu ihrer Erhaltung mächtig gewirkt hat. Nicht um dem Miniſter zu fröhnen, deſſen geſchworner Feind er ſo lange geweſen war, nicht um den goldenen Regen, den Pitt auf ſeine Kreaturen herabſtrömte, in ſeinem Schooße aufzufangen, ſondern aus voller, reiner Ueberzeugung handelte und ſchrieb er vielleicht bei aller ſcheinbaren Inconſequenz allein conſequent.

Je genauer man Burke's politiſches Verhalten und ſeine Grundſätze unterſucht, deſto deutlicher erkennt man, daß ſeine Grundſätze und ſein Verhalten gegen die franzöſiſche Revolution ganz mit dem politiſchen Verhalten in ſeinem vorigen Leben übereinſtimmten. Aus den nehmlichen Grundſätzen widerſetzte er ſich dem Plane der Miniſter in Anſehung Amerika's, aus denen er die Principien der franzöſiſchen Geſetzgeber tadelte. Während des amerikaniſchen Streites war ſein Raiſonnement folgendes: „Ihr habt großen Nutzen von den Kolonieen unter der Conſtitution ge-

habt, von der sie bis jetzt regiert worden sind; bei dem Versuche, eine andere Constitution einzuführen, seyd ihr weder der Ausführung, noch der Wirkung derselben versichert.“ Sein Raisonnement über die französische Staatsumwälzung war folgendes: „Die Häupter der Revolution hätten leicht nach der Versammlung der Generalstände eine auf wirkliche Freiheit und auf das Wohl der verschiedenen Stände gegründete Constitution einführen können. Laßt euch von der Erfahrung, und nicht von unversuchten Theorieen leiten!“ — rief er, als er sah, daß die französischen Grundsätze in allen Gesellschaften von England leichten Eingang fanden. Er bediente sich jetzt der nehmlichen Sätze zur Unterstützung seiner Meinung, deren er sich im Streite mit Amerika bedient hatte. „Trauet nicht unversuchten Spekulationen: hängt den Lehren der Erfahrung an!“ Dieß war der Hauptsatz seines politischen Urtheils.

Burke hatte den Entschluß gefaßt, sich vom Parlament zu entfernen, sobald der Hastingsche Prozeß geendigt wäre. Im Sommer 1793 geschah die Entscheidung, und bald darauf gab er seinen Sitz im Parlament auf. Wenige Monate nach seiner Entfernung von den Staatsgeschäften traf ihn ein sehr harter Schlag; sein einziger Sohn, den er aufs zärtlichste liebte, wurde ihm durch den Tod entrissen. Dieser Sohn hatte sehr viele Geistesanlagen gezeigt; seine

vertrauteſten Freunde verſicherten, daß er mit einem hellen, ſcharfen und thätigen Verſtande begabt geweſen ſey, und daß er den meiſten ausgezeichneten Männern des Zeitalters gleich gekommen ſeyn würde, hätte nicht ſo oft Kränklichkeit ſeine Kräfte gelähmt. Er ſtarb in ſeinem 36ſten Jahre, und wurde in der Kirche Beaconsfield begraben. Sein Vater konnte niemals mehr den Platz ſeines Begräbniſſes ſehen, und wenn er von ſeinem Landgute in die Stadt ging, wo ihn eigentlich der Weg durch Beaconsfield führte, ſo nahm er immer einen Nebenweg hinter einer Anhöhe, die ihm die Ausſicht auf die Kirche verbarg. Aber ob er gleich ſeine Sorgen als Mann fühlte, ſo ertrug er ſie doch auch als Mann. Sein Schmerz war ſtark und tief, er verminderte aber niemals die bewundernswürdige Energie ſeines Geiſtes.

Bald nach dem Tode ſeines Sohnes bewilligte ihm der König, ganz ohne ſein Zuthun, eine Penſion von 3700 Pfund, davon er zwei Theile, um ſich aus gewiſſen dringenden Verlegenheiten zu retten, wieder für 37,000 Pfund verkaufte, einen Theil aber zu Beſtreitung ſeiner unentbehrlichſten Bedürfniſſe anwandte. Der Herzog von Bedford und Lord Lauderdale ſprachen in einer der nächſten Parlementsſitzungen in ſehr harten Ausdrücken über dieſen an einen Abtrünnigen bezahlten Gehalt, und dieß veranlaßte nun Burken, ſeinen berühmten Brief (Let-

ter from Edmond Burke to a noble Lord) zu schreiben, der in kurzer Zeit 16mal aufgelegt und mit einer unglaublichen Begierde verschlungen wurde. Das Haupt der Opposition, der Herzog von Bedford, wird darinn mit seiner ganzen Parthei aufs schärfste gezüchtiget, aber freilich wird der gereizte Gegner, indem er Ungerechtigkeiten und Partheigeist bestraft, oft selbst von der gallsüchtigsten Leidenschaft ergriffen, und eben so ungerecht. Wir besitzen auch dieß Denkmal Burkischer Rhetorik in einer dem Originale vollkommen entsprechenden Uebersetzung von Gentz, unter dem Titel: Burke's Rechtfertigung seines politischen Lebens, 1796.

Ein Mann von dem Feuer und der exaltirten Einbildungskraft, wie Burke, mußte durch die unglückliche Wendung, die den Krieg gegen die verhaßten Königsmörder fast mit jeder Woche bedenklicher machte, nur noch ergrimmter und hartnäckiger werden. Schon erlag sein Körper dieser verzehrenden Glut, als, wenigstens zum Schein, die Friedensunterhandlungen mit Frankreich eröffnet wurden. Da ergriff, mitten unter Blutspeien und den heftigsten körperlichen Schmerzen, Burke noch einmal die Feder, und schrieb im Oktober 1796 seine berüchtigten Zween Briefe an ein Mitglied des jetzigen Parlements, über die Vorschläge zum Frieden mit dem königsmörderischen Direktorium von

Frankreich. (Deutsch von Wittenberg, 1797.) Auch in dieser Schrift sind Burke's große Talente, sein Scharfsinn und seine Beredsamkeit unverkennbar; aber jeder, dem das Glück der Menschheit theuer und werth ist, mußte die hier gemachte Anwendung von diesen Talenten bedauern, wie er auch über die französische Revolution und deren Folgen denken mochte. Denn jeder Menschenfreund mußte das Ende eines Krieges wünschen, welcher so viele Länder und Menschen unglücklich machte, und dessen Fortdauer noch mehr unsägliches Unheil über Europa bringen mußte. Es gehörte daher ein so hoher Grad von Erbitterung und Partheiwuth dazu, als Burke besaß, um den Frieden, den alle Völker wünschten, zu widerrathen, und alle Künste der Sophisterei zu diesem heillosen Zwecke zu benutzen.

Indessen wurde auch diese Burkische Schrift vom Publikum verschlungen. Fünftausend Exemplare waren in einer Woche verkauft, und ein anderer Buchhändler verkaufte zu gleicher Zeit eine frühere Ausarbeitung eben dieser Schrift. Bei der zehenten Auflage kam ein neuer Zusatz über Domingo hinzu, und ein dritter Brief beschloß zu Anfange des Jahres 1797 diese Rede sowohl, als die ganze politisch-literarische Laufbahn des nun seiner Auflösung schnell entgegeneilenden Kämpfers. Sein Lebenslicht verzehrte sich geschwind, es wurde aber nicht gewaltsam ausgelöscht.

Sein Ende war der einfachen Größe seiner Seele angemessen, welche er in seinem Leben immer gezeigt hatte, ohne Leichtsinn, ohne Prahlerei, voller natürlicher Anmuth und Würde. Er wünschte weder, noch fürchtete er, sondern erwartete geduldig und mit Ergebung die bestimmte Stunde seiner Auflösung. Wenige Stunden vor seinem Tode hörte er noch etwas von Addison, seinem Lieblinge, vorlesen. Er starb am 8ten Julius 1797, im 68sten Jahre seines Alters, und sein Tod erweckte eine allgemeine Sensation.

Burke war ungefähr 5 Fuß 10 Zoll groß, schön gebaut und stark; von jenem festen und kompakten Körper, der mehr Stärke als Masse verräth. Seine Bildung war in der Jugend schön. Wer ihn nicht gesehen hatte, würde sich den Ausdruck seiner Gebehrden auszeichnender vorgestellt haben. In seinen jüngern Jahren zeichnete er sich in den körperlichen Uebungen aus, die in Irland am gewöhnlichsten sind, besonders im Springen, Ballschlagen und Steinschleudern.

Er war von der Natur in einem hohen Grade mit jener Vereinigung von Geisteskräften begabt, welche ein Genie ausmachen; ein schnell durchdringender, energischer, umfassender und tiefer Verstand; ein schnell fassendes und getreues Gedächtniß; eine lebhafte, gewandte, reissende und starke Einbildungs-

kraft. Kunst und Fleiß bildeten diese Seelenkräfte aus, und versahen sie mit hinlänglichen Materialien. Diejenigen, welche die Wirkungen von Burke's Genie partheiisch beurtheilten, glaubten, daß seine Phantasie das Uebergewicht gehabt habe; aber eine genaue Bekanntschaft mit seinen Geisteskräften würde sie überzeugen, daß zwar seine Phantasie jedes Gebiet der Kenntnisse durchirrt, und sich zu jeder Höhe der Wissenschaft, zur Verschönerung, Anspielung oder Analogie erhebt, doch aber Vernunft die Leiterin bei allen seinen intellektuellen Beschäftigungen gewesen sey. Sein durchdringender Verstand war in allen seinen Wirkungen umfassend; er übersah alle Theile und das Ganze, Ursachen und Wirkungen, jeden Umstand, der sich nur im geringsten auf die Streitfrage bezog. Den Beweis hiervon liefern alle seine Reden und Schriften über den innern Zustand und die Geschichte Englands; seine Gedanken über das gegenwärtige Mißvergnügen; seine Untersuchungen über das englische System in Bezug auf Amerika; sein ökonomischer Plan; seine Darstellung der indischen Angelegenheiten, und hauptsächlich seine Gedanken über die französische Revolution.

Er war zu seiner Zeit der erste Redner in England, und selbst in der äußern Action hinreissend. Freilich riß ihn auch hier seine erhitzte Phantasie zu Bildern und Metaphern fort, die seine Feinde auf-

gedunſenen Bombaſt und aſiatiſchen Schwulſt nannten. Einmal zog er ſogar einen Dolch aus ſeinem Buſen, um die von Frankreich her drohende Gefahr zu verſinnlichen. Aber der Kühnheit ſeiner Bilder konnte niemand die Bewunderung, dem Treffenden ſeines Spottes niemand ſeinen Beifall verſagen. Ihm war es überall voller Ernſt, und eben darum machte er es oft keiner Parthei recht. Ihm war es um die Sache zu thun, während andere nur nach den Schlüſſeln der Schatzkammer liebäugelten.

Im Geſpräch zeichnete ſich Burke eben ſo ſehr aus, als in öffentlicher Rede. Er konnte ſich in ſeiner Unterhaltung nach den Fähigkeiten, und der Perſon, mit der er ſprach, richten. Er konnte ſowohl den Einfältigen, als den Weiſen, ſowohl den Bauer, als den Gelehrten unterrichten. Johnſon verſichert, daß er nie mit Burke in Geſellſchaft geweſen ſey, ohne weiſer hinweg zu gehen. Niemals, ſagt er, wäre er zur Anſtrengung ſeiner Geiſteskräfte ſo ſehr angeſpannt worden, als wenn er ſich mit Burke in einen Streit eingelaſſen habe. Burke's Unterhaltung, wie ſeine Reden, war ein ungekünſtelter Ausguß von Kenntniſſen, Bildern, Gefühlen, Vernunftſchlüſſen und Philoſophie. Die Empfänglichkeit ſeiner Seele machte, daß ſeine Leidenſchaften ſehr leicht in Bewegung geriethen; doch zeigte ſich ſeine Reizbarkeit ſelten in Privatunterhaltungen. Selbſt

bei öffentlichen Debatten, wenn ihn seine Hitze zu Ausdrücken verleitete, welche ruhiges Urtheil nicht billigen konnte, war er zu dergleichen Ausfällen gereizt worden, oder sie enthielten einen moralischen Tadel eines wahren oder eingebildeten Verbrechens, nicht aber den planmäßigen Angriff überdachter Bosheit.

Burke's Privatleben war eine Reihe guter Handlungen und ihm süßer Pflichterfüllungen. Regelmäßig und streng übte er die Pflichten der Religion und Wohlthätigkeit; seine Thätigkeit für das Glück seiner Freunde und für die Wohlfahrt der Menschheit war gleich lebhaft. Er war ein guter Gatte, ein zärtlicher Vater, ein warmer Freund, ein stets bereitwilliger Helfer der Nothleidenden, und eben darum oft selbst in Verlegenheit. Nie kannte er das Spiel, die schändliche Leidenschaft der sogenannten Freiheitsprediger, noch die Bacchanalien der andern Parthei. In den letzten zwei Jahren, da sein Sohn gestorben war, stiftete er für die Söhne französischer Emigrirten, wo die Väter erschossen oder ertrunken waren, eine Schule zu Penn, die er theils aus seinen Mitteln, theils durch königliche Unterstützung und Subscriptionen erhielt, und in einem seinem Testamente angehängten Codicill auch nach seinem Tode dem Minister Pitt noch besonders auf die Seele band.

Er wußte sich in allen Gesellschaften aufs ange-

nehmſte und einnehmendſte zu betragen, beſonders aber als gaſtfreier Wirth in ſeinem Hauſe. Seine ſtarke Empfindlichkeit machte ſein Temperament reizbar; aber ſeine, obgleich heftigen, Ausbrüche waren von keiner Dauer. Die immerwährenden politiſchen Streitigkeiten, in die er verflochten war, waren die Urſache, daß er dieſe Schwachheit viel öfter zeigen konnte, als es der Fall in einer ruhigen Lage geweſen ſeyn würde. Dieß waren die einzigen kleinen Fehler, welche ſeine Feinde ſeinen Eigenſchaften und Talenten mit Wahrheit entgegenſtellen konnten. Mit ſo wenig Zuſatz und mit ſo viel ächtem Werth werden vielleicht, ſelbſt in Reichen, wo große Geiſtesgaben häufig zu finden und große Tugenden nicht ſelten ſind, in dem gewöhnlichen Laufe intellektueller und moraliſcher Vortrefflichkeit, Jahrhunderte vergehen, ehe die Vorſehung wieder einen Burke ſchenkt.

## Gabriel Honorius Riquetti, Graf von Mirabeau.

### Mitglied der National-Versammlung in Paris.

Zu eben der Zeit, da der große englische Volksredner Burke alle seine Kräfte erschöpfte, die französische Revolution zu bekämpfen, ließ in Frankreich Mirabeau kein Mittel unversucht, sie zu verbreiten, und den Funken zur lodernden Flamme anzufachen. Auch in ihm vereinigten sich bewundernswürdige Gaben und Talente, die freilich mehr Staunen, als Achtung erwecken, da er oft einen Gebrauch davon machte, dessen Ziel mehr Befriedigung eines grenzenlosen Ehrgeizes, als Beförderung des allgemeinen Besten war. Der Menschenfreund beklagt es, daß er einem so ausgezeichneten Geiste die reine Achtung nicht zollen kann, die nur der Tugend gebührt.

Mirabeau stammte aus einer adelichen Familie in der Provence ab, und war im Jahre 1749 zu Egreville gebohren. Schon sein früheres Leben erregte viel Skandal. Er lebte nicht nur wild und

ausschweifend, sondern eine Reihe Verbrechen wurden von ihm ungescheut und öffentlich verübt. Er wurde zum Militairstande bestimmt, und da er 20 Jahre alt war, ging er nach Corsika, wo sich damals französische Truppen befanden, welche die Insel erobern sollten. Weder durch Bravour noch seine Sitten wußte er sich Achtung zu erwerben. Die Offiziere, welche mit ihm dienten, flohen seine Gesellschaft, und da er selbst des militairischen Zwanges bald überdrüssig war, so kehrte er nach der Provence zurück, und heirathete nach einigen Jahren die junge und liebenswürdige Mademoiselle de Marignane, deren Vermögen auf eine Million Livres geschätzt wurde. Jetzt machte er einen ausserordentlichen Aufwand, zehrte, sein und seiner Frau Vermögen auf, und war in kurzer Zeit über 200,000 Livres schuldig. Er mißhandelte seine Frau so gröblich, daß sie zu ihren Aeltern zurück kehrte, und der Marquis von Mirabeau erklärte nun seinen Sohn für einen Verschwender, und wirkte einen Verhaftsbefehl gegen ihn aus. Er wurde nach dem Staatsgefängnisse Chateau dif, unweit Marseille, dann nach dem Schlosse zu Joux in der Franche Comté gebracht.

Da er kein Staatsgefangener war, so wurde er nicht strenge gehalten, und der Befehlshaber des Schlosses erlaubte ihm sogar, die benachbarte Stadt Pontarlier zu seinem Aufenthalte zu wählen, nach-

dem Mirabeau sein Ehrenwort gegeben hatte, daß er niemals ohne Erlaubniß diese Stadt verlassen, viel weniger entfliehen wolle. Zu Pontarlier machte Mirabeau Bekanntschaft mit der Marquise de Monnier, einer jungen, schönen, reichen und unerfahrnen Dame. Er verführte dieses Weib, und überredete sie, in seiner Gesellschaft ihren Mann und ihr Vaterland zu verlassen, und, zu Bestreitung der Reisekosten, ihrem Manne eine Chatoulle, welche eine beträchtliche Summe an Geld und Geldeswerth enthielt, mitzunehmen. Die Frau von Monnier ließ sich überreden; sie floh und nahm das Geld mit. Aus der Schweiz, wohin sie sich zuerst begab, kamen sie nach Holland. So lange die Chatoulle gefüllt war lebte das leichtsinnige Paar herrlich und in Freuden; bald aber verwandelte sich der Ueberfluß in bittere Armuth.

Indessen klagte der Mann der Verführten bei dem Parlamente gegen Mirabeau. Dieser wurde citirt. Er erschien nicht, und nunmehro ward er verurtheilt, wegen Verführung und Diebstahl seinen Kopf auf dem Schaffot zu verlieren. Durch die Verwendung von Mirabeau's Familie, wurde dieses Urtheil gemildert, und in ewige Gefangenschaft abgeändert. Es werden Policeybediente von Paris nach Holland abgesandt. Mirabeau wird dort mit seiner Geliebten, im Monat May 1777 gefangen ge-

nommen, nach Frankreich gebracht, und in das Gefängniß zu Vincennes bei Paris geſetzt, wo er 3 Jahre und 7 Monate zubrachte. Während dieſer Zeit unterhielt er mit der Frau von Monnier, einen Briefwechſel, der 1792 in 4 ſtarken Bänden gedruckt, und auch ins Deutſche überſetzt worden iſt. Dieſe Briefe, welche den höchſten Grad von Liebe und Wolluſt athmen, ſind voll von Verſprechungen, voll von Schwüren einer ewigen Treue, einer Ergebenheit bis in Tod. Dieſe Schwüre hatten aber eben das Schickſal, welches die Schwüre der Verliebten meiſtentheils zu haben pflegen. Sie wurden nicht gehalten und bald vergeſſen. Als ſich Mirabeau wieder in Freiheit ſah, da verließ er das Weib, welches ihm Tugend, Ehre und Glück aufgeopfert hatte. Er zog mit einer gewiſſen Madame de Nera in der Welt herum, und Madame de Monnier brachte ſich aus Verzweiflung ſelbſt um das Leben, indem ſie ſich im Kohlendampf erſtickte.

Nach ſeiner Befreiung wollte er ſich mit ſeiner Gemahlin wieder ausſöhnen, aber ſie drang auf die Eheſcheidung, und da Mirabeau ſeinen Proceß verlor, ſo wandte er ſich nun an die berühmte Sängerin, Madame Huberti, und lebte auf ihre Koſten, ſo lange ſie dieß zugeben wollte. Dann reiſte er mit einer franzöſiſchen Dame von leichter Tugend nach England, lebte daſelbſt kümmerlich, und nährte

ſich vom Bücherſchreiben. Aus England kam er nach Paris zurück, und da die Regierung damals eines geheimen Agenten am preußiſchen Hofe bedurfte, ſo bot er ſich dazu an, und wurde gewählt. Die eigentliche Urſache ſeiner geheimen Sendung war folgende.

Es iſt bekannt, daß ſich in der franzöſiſchen Finanzverwaltung eine anſehnliches Deficit ſeit vielen Jahren gefunden hatte. Mirabeau glaubte ein ſicheres Mittel zu wiſſen, demſelben wenigſtens vor der Hand abzuhelfen — weiter gingen die Finanz-Operationen der franzöſiſchen Finanziers damals nicht. Er dachte: Nichts iſt natürlicher, Preußen hat Geld, Frankreich braucht Geld, es kommt alſo nur darauf an, die Preußen zu bereden, daß ihr Geld beſſer in Frankreich liegt, als bei ihnen ſelbſt; und dieß hielt Mirabeau für leicht, denn er kannte ſehr wohl die Stärke ſeiner Beredſamkeit, und hatte auch ſchon das Beiſpiel vor ſich, daß Genf, und durch Genf halb Deutſchland und Italien zu einem ähnlichen Schritt waren beredet worden. Konnte Mirabeau ſeinen Vorſchlag wirklich ins Werk ſetzen, ſo war er gewiß, daß er auf eine gute Stelle im diplomatiſchen Korps, oder wo es ſonſt geweſen wäre, hätte rechnen können, welches damals ſeine höchſte Ausſicht und zugleich ſein ernſthaftes Beſtreben war; und es würde auch dadurch die franzöſiſche Revolution etwas weiter hinaus geſetzt worden ſeyn. Daher machte er

ſich auf nach Berlin, und ließ ſich die Erreichung ſeines Zweckes äuſſerſt angelegen ſeyn. Beſonders ſuchte er in den erſten Zeit bei jeder Gelegenheit zu beweiſen, daß die Deutſchen von Geld und Cirkulation keinen Begriff hätten.

Faſt jeder Franzoſe hat eine lebhafte Einbildungskraft nebſt einer groſſen Meinung von ſich, und Mirabeau beſonders vereinigte dieſe Eigenſchaften mit überaus vielem Witz und Beredſamkeit. Er glaubte alſo vermuthlich ſeinem Zwecke viel näher gekommen zu ſeyn, wenigſtens zweifelte er nicht daran, Mittel zu ſeinem Zwecke zu finden, vielmehr war er ganz voll davon. Die neue Regierung ſchien ihm der rechte Zeitpunkt zu ſeyn. König Friedrich der Groſſe, dachte er, hat zu einem Franzoſen in Finanz-Sachen Vertrauen gehabt, warum ſollte König Friedrich Wilhelm II. nicht zu einem andern Franzoſen Zutrauen gewinnen? In dieſer Hinſicht ſandte er dem Könige, am Tage ſeiner Thronbeſteigung, ein Schreiben, das nachher gedruckt und ins Deutſche überſetzt worden iſt. Dieſes Schreiben enthält mehrere gutgemeinte Wünſche, Bitten und Vorſchläge zur Verbeſſerung der Fehler der vorigen Regierung, und zur Erhöhung des Glücks der preuſſiſchen Unterthanen. Wenn gleich Mirabeau manche Vorſchläge, die in Republiken eher, als in Monarchien ausführbar ſeyn möchten, gethan, und in vielen Fällen nicht

ganz den Vorwurf der Ungerechtigkeit in Beurtheilung Friedrichs des Großen entgangen ist, so sind doch auf der andern Seite viele Vorschläge und Wünsche einleuchtend vortheilhaft für den preußischen Staat. Aber in der Hauptsache erreichte Mirabeau freilich seinen Zweck nicht, und so kehrte er endlich wieder nach Paris zurück.

Während seines Aufenthaltes in Deutschland hatte er Materialien zu einer Statistik des preußischen Staats gesammelt, und so entstand sein vornehmstes schriftstellerisches Produkt, das große Werk Ueber die preußische Monarchie (De la Monarchie Prussienne, sous Frédéric le Grand) in 7 Bänden, welches auch in Deutschland eine große Sensation, und nicht wenig Widerspruch erzeugt hat. Man darf dreist behaupten, daß vorher noch kein solches Werk über die Statistik der preußischen Monarchie zum Vorschein gekommen war. Sein Urheber hat nicht etwa, nach der Weise seiner meisten Landsleute, halb wahre, falsche und partheiische Nachrichten vom Hörensagen und aus bekannten Büchern wieder aufgewärmt und eine deklamatorische Brühe darüber gegossen; sondern er hat, da er der deutschen Sprache mächtig war, alle Hülfsmittel benutzt, die je ein Deutscher benutzen könnte und müßte, wenn er eine solche Statistik schreiben wollte. Er hat sie unter einander verglichen, geprüft, und mit

ſeltenem Scharfſinn ſeine Reſultate daraus gezogen. Beſonders hat er dieß in Anſehung ſtatiſtiſcher Tabellen und Berechnungen gethan, und dabei eine Geduld bewieſen, die man einem Franzoſen nicht zutrauen ſollte. Auch in der Rechtſchreibung deutſcher Wörter und Namen ſind nicht ſo viele Fehler begangen worden, als in andern franzöſiſchen Büchern. Indeſſen mag vieles von dem Guten, was das Werk beſitzt, auf Rechnung des ehemaligen Obriſtlieutenant Mauvillon in Braunſchweig zu ſetzen ſeyn, den Mirabeau ſeinen deutſchen Mitarbeiter nennt, der die meiſten Materialien zu dieſem Werk analiſirt und geprüft habe. Manche Urtheile über deutſche Gelehrte und Anekdoten von ihnen mögen wohl auch von ihm herrühren. Ueberhaupt muß man wiſſen, daß das Werk in Deutſchland, und zwar zu Berlin und zu Braunſchweig, ausgearbeitet worden iſt, Freimüthigkeit in Urtheilen über Fürſten, Staatsmänner und Gelehrte, herrſchen durchaus; und überall zeigt ſich der Verfaſſer als ein warmer Freund und Vertheidiger der Menſchheit und ihrer Rechte, und als ein geſchworner Feind des Despotiſmus, des Zwanges, der Intoleranz, der Monopolien und was weiter dahin gehört.

Schriftſtellerei war nun das Feld, auf dem Mirabeau ferner fortwirkte, bis ihm bei der Regeneration ſeines Vaterlandes eine Rolle angewieſen

wurde, die ihn ins thätigste Geschäftsleben hineinzog. Als der König die Stände des Reichs zusammen berief, ging er nach der Provence und nahm eine Stelle in der Versammlung des Adels ein, ob er gleich dazu kein Recht hatte. Da er hier sein Glück nicht machen konnte, so erschien er plötzlich unter einer neuen Gestalt, als Vertheidiger der Rechte des Bürgerstandes. Das Volk in der Provence glaubte in ihm seinen Retter zu sehen, und erwies ihm die größten Ehrenbezeugungen. Er kam nun als Abgesandter des Bürgerstandes nach Paris, und ward bald von dem berüchtigten Herzog von Orleans in sein Interesse gezogen. Dieser schenkte Mirabeau'n Wagen, Pferde und Geld, und das Palais Royal, des Herzogs Pallast, war nun der Ort, wo man Pläne entwarf, um der Revolution die Wendung zu geben, die dem Interesse der Verbündeten am vortheilhaftesten dünkte. Hier wurde an die Soldaten und den Pöbel Geld ausgetheilt. Vom Palais Royal aus zogen diejenigen, welche die gefangenen Soldaten befreiten, diejenigen, welche die Bastille stürmten, und auch die, welche den Herzog von Orleans zum Protektor des Königsreichs ausrufen wollten.

Im Palais Royal war es, wo der höllische Plan entworfen wurde, Ludwig XVI zu ermorden. Orleans war es, der das verkleidete Weiber-Komplot nach Versailles brachte; er war mit den als

Weiber verkleideten Mördern einverstanden, ging mitten unter sie, sprach mit denen gar freundlich, die die heftigsten Verwünschungen gegen die königliche Familie ausstießen, grüßte sie, und beschenkte sie reichlich. Die Meuchelmörder waren fast beständig um ihn und riefen: Orleans soll unser König werden. Sie waren seine Kreaturen und wurden von ihm besoldet, jeder derselben erhielt 50 Louisdor. Jede Greuelthat, wenn sie auch noch so schrecklich war, und nur zu seinem Zwecke etwas beitrug, war ihm angenehm. Bei allen diesen Unternehmungen stund Mirabeau seinem Gönner treulich bei. Er machte Pläne, die ausführbar waren, aber Orleans war zu feig sie auszuführen; er hatte nicht Herz genug, die Maßregeln zu ergreifen, die ihm jener vorschrieb, und ohne welche man nicht zum Ziele gelangen konnte. Hätte Orleans Mirabeau's Geist gehabt, so wäre der unglückliche Ludwig nie durch die Guillotine gestorben, wohl aber ein Jahr früher durch die Hand der Meuchelmörder. Mit diesem Geiste hätte er eher die Rolle des berüchtigten Cromwel übernehmen und glücklich zu Ende bringen können, als mit seinem Knabengeiste.

In der National-Versammlung spielte Mirabeau zu eben der Zeit eine äusserst wichtige Rolle, und die Zahl seiner Bewunderer, besonders unter dem Volke nahm immer zu. Unaufhörlich erschien

er auf der Rednerbühne, und ſetzte die Verſammlung oft in Bewegung. Unter andern brachte er die große und ſtreitige Frage, über das Recht Krieg zu erklären und Frieden zu ſchließen, zur Entſcheidung. Er war es, der die Verſammlung überredete, dieſes Recht dem Könige gemeinſchaftlich mit ſich ſelbſt zu ertheilen. Aber im Grunde meinte er es mit keiner Parthei redlich, und ſelbſt vom Könige bezog er, auſſer einem Geſchenke von 600,000 Livres, eine monatliche Penſion von 50,000 Livres. Er war einer von den unruhigen Köpfen, die immerfort glänzen und bewundert ſeyn wollen, denen es allein darauf ankommt, unabläſſig die Augen des Publikums auf ſich gerichtet zu ſehen, die deswegen immer die Parthei ergreifen, von der ſie an dem Tage glauben, daß ſie die glänzendſte ſey.

Mitten in ſeiner angeſtrengteſten Thätigkeit, angebetet von einer auſſerordentlichen Menge Menſchen, die ihn als den Retter des Vaterlandes betrachtete, ward Mirabeau im März 1791 von einer Krankheit überfallen, welche bald ſein Leben in Gefahr brachte. Die Theilnahme war in allen Ständen auſſerordentlich und ſeine Krankheit war der Gegenſtand des Geſprächs in ganz Paris. Da es ſich am 30ſten März mit ihm zur Beſſerung anließ, ſo ſprachen mehrere Blätter von der Gefahr, in welcher ſein Leben geſchwebt hätte, als von einem öffentli-

chen Unglücke, und von ſeiner Geneſung, als einem Quell allgemeines Jauchzens und Frohlockens. Mirabeau's Verwandte, Freunde und Bekannte füllten ſein Haus, ſeinen Hof, ſeinen Garten, und Haufe auf Haufe drängte ſich herbei, um in jeder Stunde über den Zuſtand des Kranken unterrichtet zu ſeyn. Am Abend ſandte die Geſellſchaft der Konſtitutionsfreunde eine Deputation, an deren Spitze Barnave war. Mirabeau war über die Beweiſe von zärtlicher Beſorgniß und Zuneigung für ihn und den Antheil ſehr gerührt, den eine Geſellſchaft an ſeinem Schickſale nahm, deren wichtige Dienſte ihm wohl bekannt waren. Er litt unbeſchreiblich viel, und ſeine Schmerzen vermehrten ſich zuweilen ſo, daß ſie ihm unerträglich waren. Indeſſen behielt ſein Geiſt einen ſolchen Grad von Thätigkeit, daß der Strom ſeiner Ideen ſeine Leiden faſt vergeſſen ließ, und ſein konvulſiviſches Athmen ſchien ein unangenehmes Geräuſch zu ſeyn, auf welches er lediglich nur in ſofern achtete, als es ihn in ſeinen Betrachtungen unterbrach. Oft gab er in den letzten Tagen ſeines Lebens zu einer Unterredung Anlaß, nur um den Wirbel ſeiner Ideen zu unterbrechen, von denen er befürchtete, daß ſie, wenn ſie ſich zu ſehr häuften, in ein wahres Delirium übergehen möchten. Gedanken und Bilder ſtrömten mit einer erſtaunlichen Schnelligkeit herbei, und vielleicht war ſeine Sprache nie ſo präcis, ſo kräftig und ſchön.

Als es am erſten April in Paris bekannt wurde, daß ihm ſeine Aerzte Chinarinde geben wollten, ſo beeiferten ſich Perſonen aus allen Gegenden, welche die beſte und ächteſte zu haben glaubten, ihm davon zu ſchicken. Als Mirabeau den geringen Erfolg des Gebrauchs dieſer Rinde bemerkte, ſo ſagte er zu ſeinem Arzte Cabanis: „Sie ſind ein groſſer Arzt, aber der iſt noch ungleich größer, der die Winde alles niederwerfen, das Waſſer die Erde durchdringen und befruchten, und das Feuer alles beleben und verwüſten läßt.“ Er verlangte einſt von den Umſtehenden, ſie möchten ihm den Kopf in die Höhe heben: „Ich wünſche, fügte er hinzu, ich könnte ihn euch als ein Erbtheil hinterlaſſen.“ Unaufhörlich fragte er nach den Vorfällen in der National-Verſammlung. Er ſprach von auswärtigen Verhandlungen, und insbeſondere über die geheimen Abſichten des engliſchen Hofes. „Der Pitt, ſagte er, iſt der Miniſter der Entwürfe und Vorbereitungen; er regiert mehr durch ſeine Drohungen, als durch wirkliches Handeln. Ich glaube, ich würde ihm noch, wenn ich das Leben länger behalten hätte, eine kleine Kränkung oder Demüthigung angebracht haben.“

Sobald der Tag anbrach, an dem er ſtarb (es war der 2te April), ſo befahl er die Fenſter zu öffnen, und mit einer geſetzten Stimme und einem ruhigen Tone ſagte er zu ſeinem Arzte: „Der heutige

Tag ist mein Todestag; und da dieses nun einmal nicht zu ändern ist, so ist nichts mehr übrig, als daß man Wohlgerüche um mich her verbreite, mich mit Blumen schmücke und mit Musik umgebe, damit ich sanft hinüber schlummern möge, in den Schlaf, aus dem wir nicht wieder gestört werden sollen.“ Seinem Diener rief er zu: „Setze meine Toilette in Bereitschaft damit ich rasirt und angezogen werden könne.“ Er rief seinen Arzt zu sich, streckte seine Hand nach ihm aus, und sagte: „Mein lieber Freund, in wenig Stunden werd' ich sterben; geben Sie mir Ihr Wort, daß Sie mich nicht verlassen wollen. Ich möchte so gern mein Leben unter angenehmen Eindrücken und Empfindungen beschließen.“ Cabanis antwortete ihm nur durch Seufzer, die er nicht zurück halten konnte. „Lassen Sie, sagte er hierauf, lassen Sie keine Schwäche blicken, die uns beiden unwürdig ist. Es ist so nur noch ein Augenblick, den wir benutzen, in welchem wir darauf bedacht seyn müssen, wie wir einer den andern noch genießen wollen. Geben Sie mir das Versprechen, daß Sie mich ohne Noth nicht mehr wollen leiden lassen. Ich möchte gern ohne Mischung die Gegenwart aller derer genießen, die meinem Herzen theuer sind.“

Bald darauf verlor Mirabeau die Sprache, antwortete aber noch durch Zeichen. Die Schmerzen stiegen zuletzt aufs äusserste; er verlangte ein Opiat,

erlebte es aber nicht mehr. Er legte sich im letzten Todeskampfe auf die rechte Seite, und mit gen Himmel gerichteten Augen gab er Morgens nach halb acht Uhr seinen Geist auf. Sterbend soll er noch die merkwürdigen Worte gesagt haben: „Ich nehme in meinem Herzen die Trauer der Monarchie mit mir; die Trümmer derselben werden die Beute der Partheien werden.“

Seit langer Zeit hatte zu Paris der Tod keines Mannes so allgemein und in einem so hohen Grade die Theilnehmung rege gemacht, als der Tod Mirabeau's. Sein Leichnam wurde in der Kirche der heiligen Genofeva feierlich beigesetzt. Der Leichenzug bestand aus mehr als hundert Menschen, worunter einige tausend bewaffnete Bürger in Uniform waren. Vor der Leiche ging ein Piquet Kavallerie und ein Detachement der National-Garde, ihr folgten die meisten Glieder der National-Versammlung, die Municipalität, die fünf Minister, der gröſste Theil des Jakobiner-Klubbs und unzählig viel Volk. Aber Mirabeau's Nachruhm, und die National-Trauer, welche man bei seinem Tode hielt, waren in Frankreich von keinem bleibenden Eindrucke, von keiner langen Dauer. Schon zu Ende des Jahres 1792 erklärte man ihn der Verehrung der Nation und des feierlichen Begräbnisses im Pantheon unwürdig, weil man unter neu entdeckten Briefschaften

in den Thuillerien Beweiſe von Unrechtſchaffenheit und Verrätherei entdeckt haben wollte. Am 25ſten November 1793 dekretirte der National-Konvent, daß die Büſte Mirabeau's aus dem Pantheon entfernt, und die von Marat an ihre Stelle geſetzt werden ſollte. Am 15ten Sept. 1794 dekretirte ſogar der National-Convent, daß der Leichnam des einſt angebeteten Mirabeau aus dem Pantheon weggeſchaft werden ſollte. Wie veränderlich ſind doch die Meinungen der Menſchen! wie ſeltſam oft die Ehrenbezeugungen, welche man großen Männern nach ihrem Tode erweiſt!

Große Talente und große Laſter; eine heiße Ruhmſucht und noch heißere Geldſucht; erſtaunende Rednertalente, die den Meiſtbietenden aber feil waren; tiefe Kenntniß der Geſchäfte und noch tiefere der Ränke; ein in großen Entwürfen und erhabenen Bewegungen fruchtbarer Geiſt; unbegrenzter Stolz; äuſſerſte Niederträchtigkeit; Wunſch, des Vaterlandes Loos zu verbeſſern, und zugleich der niedrigſte Egoismus und Selbſtſucht; Wahn, die Großen zum Zittern zu bringen, und zugleich Neigung, ſich von ihnen erkaufen zu laſſen — das waren die Widerſprüche, welche einen Mann bezeichneten, deſſen Namen die Geſchichte unter die großen Politiker und unter die großen Böſewichter ſetzt. Er bewies in ſeinem politiſchen Leben, daß er gar keine feſten Grund-

ſätze hatte, nach denen er ſprach, ſchrieb und handelte: daher die unaufhörlichen Widerſprüche in ſeinen Reden und Handlungen. Ein Hauptzug in ſeinem Charakter war Feigherzigkeit und Furchtſamkeit. Niemals hat er eine Herausforderung zum Zweikampf angenommen, ſondern ſich lieber prügeln laſſen.

Noch ehe ihm die National-Verſammlung Gelegenheit gegeben als Redner aufzutreten, hatte er ſich durch Schriften einen Namen gemacht, in denen eben der Geiſt herrſcht, der ſeine Reden auszeichnet: eine bewundernswürdige Leichtigkeit, Ideen Anderer zu ergreifen und Kenntniſſe zu ſammeln, das Intereſſante daraus aufzufaſſen und geltend zu machen, die Sache auszuführen und auf mannichfaltige Art anzuwenden. Aber mehrentheils iſt doch ſeine Arbeit nur für den Tag, da ſie gebraucht werden ſoll, und trägt die Spuren der Eilfertigkeit an ſich, die bemüht iſt, nur recht viel geſchwind zuſammen zu raffen, wenn auch noch ſo viel Schlechtes mit unterlaufen ſollte. So iſt auch die Diction höchſt unrein, oft geſucht, oft unerträglich matt und doch geſchraubt. Sehr ſelten iſt ein Stück einmal ordentlich ausgearbeitet. Man vermißt gewöhnlich die gedrängte Fülle des Redners, der Selbſtgedachtes aus vollem Herzen ausſchüttet; und unerachtet ſeiner beſtändigen Bereitſchaft, über jede Frage zu ſprechen, fehlt ſeinen Vorträgen die Leichtigkeit, die dem fertigen Redner eigen

zu seyn pflegt, der über oft durchdachte Dinge spricht. Als vorbereitete Reden sind seine Vorträge zu schleppend und unordentlich, und den Extemporirten fehlt das Leben, welches die unmittelbaren Eingebungen des Augenblicks haben. Wenn man beiderlei Art seiner Vorträge mit den Reden von Burke und Fox vergleicht, so findet man einen ganz erstaunlichen Unterschied in jeder Rücksicht. So treffend, so klar, und doch so tief gedacht; so voll von Kenntniß der Sachen, und der trefflichsten Beobachtungen über Menschen; so lehrreich in jeder Absicht! Wie fallen dagegen Mirabeau's Vorträge weg!

Noch in seinen letzten Lebensjahren sammelte er sich eine sehr große Bibliothek, die er in weniger als 15 Monaten zusammen brachte. Den Plan zu dieser Sammlung faßte er erst im Jahr 1789, da die Bibliothek seines verstorbenen Vaters versteigert wurde. Er kaufte zu seiner schon beträchtlichen Sammlung die ganze Bibliothek des Grafen von Buffon. Alle Fächer der Literatur sollte seine Bibliothek umfassen, besonders eins, das ihm bis jetzt allzu sehr vernachläßigt schien — die orientalische Literatur. Mitten im Strudel der vielen Geschäfte, welche ihm die französische Revolution verursachte, und welche die gesammten Kräfte mehrerer Männer hinlänglich würde beschäftigt haben, dachte dieser ausserordentliche Kopf immer auf Vermehrung seiner Bibliothek,

und sein bewundernswürdiges Gedächtniß führte ihm immer das Jahr einer seltenen Ausgabe, oder sonst einen Umstand, durch den ein Buch zur Seltenheit wird, zur günstigen Stunde wieder herbei. Oft unterbrach er sich im Lesen und sogar im Schreiben, um einen interessanten Auctions-Katalog zu durchlaufen, und für sich etwas auszuzeichnen. Der Ankauf eines vorzüglichen Buchs machte ihm die größte Freude, an den alle seine Freunde Theil nehmen mußten. Wer hätte es denken sollen, daß dieser fleißige und passionirte Büchersammler eben der Mann wäre, der eine Stunde vorher in der Versammlung der National-Deputirten seine Gegner zum Zittern gebracht hatte!

## Kurt Christoph Graf von Schwerin.

### Königl. Preuß. Generalfeldmarschall.

Daß der preußische Staat durch bewundernswürdige Thaten vaterlandsliebender Männer und durch die allbelebende Kraft eines großen geistvollen Regenten, mit einer fast beispiellosen Geschwindigkeit sich aus seiner unbedeutenden Lage zu einer so glänzenden Höhe hinaufschwang, daß er auch in den blutigsten Kriegen den mächtigsten Reichen in Europa die Waage hielt, ist nicht bloß ein Gegenstand staunender Bewunderung für die jetzige Welt, sondern diese zauberähnliche Erhöhung wird es auch noch für die künftige seyn, wenn sie dieselbe in den Jahrbüchern der Geschichte bemerkt. Allein eine so außerordentliche Veränderung eines ganzen Volks war ohne die außerordentlichsten Thaten einzelner Bürger desselben unmöglich. Einer der berühmtesten unter ihnen, der das rühmliche Tagwerk eines großen Mannes unter Sorgen und Last und den blutigsten Kämpfen vollendet hat, und der Vergessenheit entrissen zu werden verdient, war der Generalfeldmarschall von Schwerin.

Er wurde am 26sten October 1684 in Pommern gebohren. Seine Aeltern waren Ulrich von Schwerin, auf Wussecken und Ducheraw Erbherr, königlich schwedischer Regierungsrath in Vorpommern, Erbküchenmeister des Herzogthums Pommern und Schloßhauptmann zu Alten-Stettin; und Anna Lukretia von Rammin, aus dem Hause Stolzenberg. Seit der Mitte des 17ten Jahrhunderts hatte seine Familie dem Churhause Brandenburg eine nicht geringe Anzahl berühmter Minister und Generale gegeben. Er erhielt eine gute häusliche Erziehung, da aber sein Vater im Jahre 1697 starb, so kam er zu dem damaligen hessischen General, Detlev von Schwerin, der sich um diese Zeit im Haag aufhielt. Gut vorbereitet besuchte er dann einige Jahre lang die hohen Schulen zu Leiden, Greifswalde und Rostock. *)

*) Nach diesen Umständen scheint das nicht auf Schwerin zu passen, was Friedrich der Große im Jahre 1780 in einer Rede zu den Pommerschen Deputirten gesagt hat. Die Worte des Monarchen waren: „Der selige Feldmarschall Schwerin hat mir mehr als einmal erzählt, wie ihn sein Vater nach Brabant geschickt, um daselbst sein Glück zu versuchen, so habe er ihm nur einen Thaler und zugleich eine Ohrfeige gegeben, mit der Ermahnung: dieß leide von Keinem weiter!“ Diese Anekdote mag der König wohl von einem andern General Schwerin, deren es viele bei der Armee gab, erzählen gehört haben; aber unserm Schwerin gilt sie nicht; denn die obige Erzählung fließt aus zuverlässigen Quellen.

Schwerin fühlte in sich einen Trieb zu den Waffen, und es fehlte ihm nicht an Gelegenheit, seine Neigung zu befriedigen. Er befand sich in einer Gegend, welche in der Nähe einen berühmten Kriegsschauplatz hatte, auf dem sich die berühmtesten Generale der damaligen Zeit herumschlugen. Kaum 17 Jahre alt verließ er daher die Wissenschaften, und begab sich bei dem Regimente seines Onkels in holländische Kriegsdienste. Er wurde bei der Kompagnie seines ältern Bruders, der Oberstlieutenant war, als Fähndrich angestellt, und mußte sich alle Beschwerlichkeiten des kleinen Dienstes gefallen lassen, wodurch der Bruder ihn vom Soldatenwesen abzuschrekken und zu den Musen zurückzuführen hoffte. Doch er ertrug alles mit ausdauernder Geduld, und versah seinen Dienst mit der größten Pünktlichkeit. Er lernte alles, was zur Kriegskunst gehört, unter den größten Anführern jener Zeit, einem Eugen und Marlborough, kennen, unter deren Augen er focht. Die trefflichen Dispositionen, welche er besonders im ersten und zweiten schlesischen Kriege entwarf, sind Zeugen des scharfsinnigen Beobachtungsgeistes, der ihm schon im Jünglingsalter eigen war.

Im Sturme vor Donauwerth am Schellenberge, den 2ten Julius 1704, verlor Schwerin seinen Bruder, wurde an dessen Stelle Kapitain, und erhielt eine Kompagnie. Diese führte er mit vieler

Bravour an, und erwarb sich in den Feldzügen an der Donau und in den Niederlanden immer größere Einsichten in alle Zweige der Kriegskunst. Als aber sein Onkel, den Alter und Kränklichkeit zum Dienste untüchtig machten, den Abschied nahm, so verließ er ebenfalls die Armee, und nahm dagegen herzoglich Mecklenburg-Schwerinische Dienste an.

Im Jahre 1712 sandte ihn der Herzog mit geheimen Aufträgen an den König von Schweden, Karl XII. Bei diesem hielt sich Schwerin ein volles Jahr in Bender auf, und genoß das volle Vertrauen des königlichen Helden. Von diesem Aufenthalte rühmte er nachmals, er habe die Kriegskunst in Bender studirt, und aus den Unterredungen mit Karln XII. mehr gelernt, als aus dem, was er in frühern Jahren selbst davon erfahren habe. Nach der glücklichen Ausrichtung der erhaltenen Aufträge in Bender ward er vom Herzoge zum Brigadier ernannt. Als dieser einige Jahre darauf mit seinen Landständen in einen Zwist verwickelt wurde, zu dessen Schlichtung der Kaiser 1718 eine Kommissionsarmee von 13000 Mann Hannoveranern ins Mecklenburgische rücken ließ: so ging Schwerin als Generalmajor diesen mit 12000 Mann, theils Mecklenburger, theils russischer Hülfsvölker, entgegen, und schlug sie bei Walsmölen.

Inzwischen hatte man den Herzog, der sich zu

Berlin aufhielt, zu bewegen gesucht, diesen Unruhen ein Ende zu machen. Schwerin erhielt Befehl von ihm, Güstrow und Rostock zu verlassen, die Russen nach Hause zu schicken, und die Mecklenburger, bis auf 100 Mann, die nach Dömitz zur Besatzung kommen sollten, abzudanken. Er hatte sich bei diesen Auftritten viel Ehre erworben und dem Herzoge treu gedient. Dadurch war er dem Könige Friedrich Wilhelm I. von Preußen bekannt geworden. Er verließ die mecklenburgischen Dienste, in denen es nichts mehr zu thun gab, und trat als Generalmajor 1720 zur preußischen Armee. Der König bediente sich seiner in Gesandtschaftsangelegenheiten an den königlich polnischen und churfächsischen Höfen, und nach seiner Rückkunft war er meistens um die Person des Monarchen. Friedrich Wilhelm schätzte ihn nicht nur als Krieger, sondern auch als einen biedern, edlen Mann, benutzte seinen Rath in den wichtigsten Angelegenheiten, und räumte ihm auch öfters die Freiheit ein, bei solchen Vorfällen etwas sagen und bitten zu dürfen, wo der Einfluß anderer Personen von Wichtigkeit aufhörte. Zum Beispiele kann folgende Anekdote dienen.

Ein Page des Königs war mit einem seiner Kameraden in Händel gerathen, ohne davon die Ursache gewesen zu seyn, und hatte das Unglück gehabt, denselben zu erstechen. Der König, welcher in dergleis

chen Fällen keine Nachsicht hatte, befahl, daß er den Kopf verlieren sollte. Alles nahm an dem Schicksale des Pagen Antheil, und bat für denselben um Gnade. Es war aber umsonst, und selbst die Bitten der Königin wurden nicht erhört. Endlich übernahm es Schwerin, den Unglücklichen zu retten. Der König war einst bei guter Laune, über ein Geschäft, welches Schwerin wohl ausgeführt hatte, und befahl ihm daher, sich eine Gnade zu erbitten. Es sey, welche es sey? fragte Schwerin, der diesen Zeitpunkt zu benutzen suchte. Ja! erwiederte der König. — Versprechen mir Ew. Majestät bei Ihrem königlichen Worte, daß Sie meine Bitte nicht abschlagen wollen? — Der König, der keine Verzögerungen ertragen konnte, ward schon ungeduldig, und sagte: ja! ja! was ist es denn? — Nun, fuhr Schwerin fort, so bitte ich um das Leben des jungen Menschen, der das Unglück gehabt hat, seinen Kameraden zu erstechen. — Nein, erwiederte der König, alles in der Welt, aber das nicht. — Schwerin ergriff den Rockschoß des Königs, und sagte: Ew. Majestät haben mir Ihr königliches Wort gegeben, und ich lasse Sie nicht fort, bis Sie es gehalten haben. Der König, der sich so in die Enge getrieben sah, antwortete: Schwerin, ihr vergreift euch an meiner Person? — Nehmen Ew. Majestät meinen alten Kopf, versetzte Schwerin, wenn ich ein Verbrechen begehe, aber schenken Sie einem jungen Men-

schen das Leben, der der Welt noch nützlich werden kann, und der schon dazu so gute Hoffnungen von sich gegeben hat. — Nun, sagte der König mit Unwillen, er soll Gnade haben, aber er muß mir nie wieder vor das Gesicht kommen.

Im Jahre 1733 rückte Schwerin als preußischer General-Lieutenant mit drei Regimentern ins Mecklenburgische, um die hannöverischen Truppen, die, auf Anlaß der zwischen dem Herzoge und den Landständen fortdauernden Streitigkeiten, noch im Lande hausten, zum Rückzuge zu nöthigen. Er setzte dieß wirklich durch, und als die Landstände die geforderten Entschädigungskosten nicht leisteten, nahm er einige Aemter pfandweise in Beschlag.

König Friedrich der Große gab Schwerinen gleich nach seiner Thronbesteigung, im Jahre 1740, glänzende Beweise seiner Gnade, indem er ihn, nebst seinem Bruder, Hans Bogislaus von Schwerin, in den Grafenstand erhob und zum Generalfeldmarschall ernannte. Der König war eben zu Reinsberg, das er zum Wohnsitze der Musen und der angenehmsten gesellschaftlichen Freuden gemacht hatte, als er die Nachricht von dem Tode des deutschen Kaisers erhielt. Diese Bothschaft setzte ihn in Thätigkeit und Bewegung, indem davon die Ausführung der Pläne abhing, die damals am glücklichsten ausgeführt werden konnten. Er befahl Schwe-

rinen, zu ihm zu kommen, und berathschlagte sich mit ihm wegen des zu unternehmenden Feldzuges. In der rauhesten Jahrszeit (am 7ten December 1740) zogen sich die kommandirten Regimenter bei Krossen zusammen, und Schwerin stellte sich an ihre Spitze. Das Schwerinische Regiment war das erste, welches den schlesischen Boden betrat. Ueberall, wo die Preußen hinkamen, verbreitete man gedruckte Manifeste, die Schwerin mit unterzeichnet hatte, und die den Schlesiern Unterricht wegen des Einmarsches gaben. Die genaueste Mannszucht und Ordnung, welche beobachtet wurde, benahm die Furcht vor den preußischen Truppen, und sie waren eine Folge von den guten Befehlen, welche Schwerin deshalb ertheilt hatte. Alles ward baar bezahlt, und die Gewaltthäter hart bestraft.

Der Feldmarschall unterwarf mit großer Schnelligkeit Liegnitz, Jauer und Schweidnitz dem preußischen Scepter, und begleitete am 3ten Januar 1741 den König bei seinem Einzuge in Breslau. Hierauf setzte er seinen Marsch gegen Neisse fort, nahm Otmachau weg, ging am 15ten über die Neisse, und nahm den wichtigen Paß Jablunka ein. Inzwischen war der Feind mit seiner ganzen Macht auch über die Neisse gekommen, machte bei Grotkau einige Gefangene, und setzte sich zwischen den Preußen und Ohlau. Der König lief Gefahr, daß der Feind Ohlau angrei-

sen würde, worinn seine ganze Artillerie, Ammunition und seine Magazine befindlich waren. Es blieb ihm daher kein Mittel übrig, als einen Angriff zu wagen. Der 9te April war dazu bestimmt, allein die zu rauhe Witterung verhinderte es, indem die Infanterie wegen des vielen Schnees unbrauchbar geworden wäre. Am folgenden Tage aber rückte der König dem Feinde, der in Molvitz sein Hauptquartier genommen hatte, in völliger Schlachtordnung entgegen, und nun fing das berühmte Treffen an, dessen glücklicher Ausgang es auf Seiten der Preußen halb entschied, wer Herr von Schlesien seyn sollte. Die preußische Kavallerie vom rechten Flügel, die überhaupt unter der vorigen Regierung einigermaßen vernachlässiget worden war, konnte den Angriff der doppelt überlegenen österreichischen nicht aushalten, zog sich in Unordnung zurück, und kam zwischen beide Treffen. Der König, welcher noch keiner Schlacht beigewohnt hatte, sah diese Verwirrung, glaubte schon geschlagen zu seyn, und verließ auf den Rath des Feldmarschalls die Armee, die sich in einer zweifelhaften Lage befand. Schwerin aber setzte sich an die Spitze der Infanterie, die an diesem Tage die größte Standhaftigkeit bewies, trieb den Feind allenthalben zurück; und ob er gleich schon zweimal verwundet worden war, so ließ er seine Thätigkeit doch nicht eher sinken, bis die Oestreicher das Feld räumen und sich nach Mähren zurückziehen mußten.

An dieſem in der preußiſchen Geſchichte unvergeßlichen Tage erwarb ſich Schwerin den größten Ruhm. Die Folgen dieſes Sieges waren ſehr erheblich. Ganz Schleſien war nun im Beſitz des Königs, und Brieg, das noch zu erobern übrig war, ergab ſich. Bald darauf empfing Schwerin im Namen des Königs die Huldigung zu Breslau, und reiſte dann ins Bad nach Aachen, um ſeine geſchwächte Geſundheit wieder herzuſtellen. Als er wieder zur Armee gekommen war, drang er mit ſeinen Truppen gegen das Ende des Jahres in Mähren ein, nahm Ollmütz mit Kapitulation weg, und bezog dann die Winterquartiere. Die gute Mannszucht, welche er ſtreng beobachten ließ, erweckte ein allgemeines Zutrauen bei den Einwohnern des Landes. Die Armee lebte im Ueberfluſſe, indem die böhmiſchen Bauern allen Vorrath von Lebensmitteln herbeibrachten, und ihn gegen baare Bezahlung verkauften. Selbſt der Feind bewunderte dieß Betragen, und der Feldmarſchall Broune ſagte daher öfters: wer feindliche Länder recht zu behandeln lernen wolle, müßte bei dem Feldmarſchall Schwerin in die Schule gehen. Broune ſchätzte Schwerinen außerordentlich, und ſprach ſtets von ihm mit der größten Hochachtung.

Gekrönt mit dem Lorbeer des Siegers begab ſich Schwerin auf ſeine Güter in Pommern, als am 11ten Junius 1742 zu Breslau der Friede geſchloſſen

worden war. Aber in kurzem umwölkte ſich der politiſche Himmel von neuem, und als 1744 der zweite ſchleſiſche Krieg ausbrach, führte Schwerin einen Theil der königlichen Armee durch die Grafſchaft Glatz nach Böhmen, beſetzte die Städte Braunau, Jaromirsz, Königsgrätz, Pardubitz, Kollin, und zog viel Contribution ein. Im Anfange des Septembers langte er mit dem Könige zu gleicher Zeit vor Prag an. Ueber die Moldau ward eine Brücke geſchlagen, um mit der königlichen Armee, die jenſeits dieſes Fluſſes ſtand, Gemeinſchaft zu haben. Prag ward förmlich belagert. Schwerin griff die Stadt von der Seite des Ziskaberges an, und der Angriff war von allen Seiten ſo wirkſam, daß der Kommandant ſich genöthigt ſah, ſich nebſt einer Garniſon von 16000 Mann zu Gefangenen zu ergeben und die Stadt zu überliefern.

Die Oeſterreicher hatten ſich hierauf mit den Sachſen verbunden, und ſie eroberten die meiſten Orte wieder, welche die Preußen beſetzt hatten. Der Mangel, welcher bei der preußiſchen Armee einriß, und anſteckende Krankheiten, nöthigten den König, ſich zurück zu ziehen. Schwerin mißbilligte die getroffenen Maaßregeln höchlich, da er aber dießmal mit ſeinen Vorſchlägen kein Gehör fand, ſo verließ er die Armee, um nicht Augenzeuge der traurigen Ereigniſſe zu ſeyn, die er vorhergeſehen hatte. Friedrich

mißbilligte in der Folge selbst die Maaßregeln, die er damals genommen hatte.

Fern vom Getümmel des Krieges verlebte nun Schwerin mehrere Jahre auf seinen Gütern, deren Verbesserung ihn eben so angenehm als nützlich beschäftigte. Sie erstreckten sich in einem Raume von beinahe vier Meilen in der Rundung, und zeichneten sich durch ihre guten Einrichtungen aus. Täglich beritt er seine Besitzungen, und traf Anstalten zum Flor seiner Unterthanen, nach deren Umständen er sich genau erkundigte. Von den Aeckern ließ er alle Steine nach den Landstraßen bringen, die großen zersprengen und davon auf beiden Seiten eine Mauer aufführen, welches nicht allein einen vortrefflichen Anblick gab, sondern auch für die Reisenden von großem Nutzen war. Er ließ schöne Kirchen und den Predigern neue Wohnhäuser, die zwar nur von einem Stocke, aber gut ausgemauert und bequem eingerichtet waren, bauen. Sein eigentlicher Wohnort war Schwerinsburg,*) welches von ihm diesen Namen em-

*) Schwerinsburg liegt im Anklamschen Kreise, und hieß ehemals Kummerow. König Friedrich Wilhelm I. aber nannte es bei einem Besuche daselbst, nach einer Verordnung vom 14ten August 1733, Schwerinsburg, und ertheilte dem Orte die Gerechtigkeit, allerlei auf dem platten Lande nicht geduldete Handwerker daselbst zu setzen. Der Feldmarschall erbaute hier ein prächtiges Schloß, womit er 1738 fertig wurde, und legte einen schönen Garten an.

pfangen hatte. Da er sehr gastfrei war, so hatte er stets Fremde um sich, die von seiner Güte Gebrauch machten. Freundlich gegen jedermann, stets aufgeweckt und heiter, zog er die Herzen an sich, und wurde allgemein geschätzt. Eine gute Unterhaltung bei Tische rühmte er als die Würze des Lebens, und er selbst erzählte gern manches von seinen Erfahrungen. Dabei liebte er das Lesen instruktiver Bücher. Vornehmlich schätzte und las er solche Schriften gern, die zur Vertheidigung der christlichen Religion geschrieben wären. Oefters unterhielt er sich mit aufgeklärten Predigern, von denen er wußte, daß sie Rechtschaffenheit und wahre Ueberzeugung von dem, was sie lehrten, besaßen. Scheinheilige oder Maulchristen konnte er nicht gut um sich sehen. Den Gottesdienst versäumte er ohne Noth nie, und war dabei ein aufmerksamer und prüfender Zuhörer. Einst war er in einer Predigt, in der zwar ein blühender Vortrag und philosophischer Scharfsinn herrschte, aber vom Glauben an Jesum gar nichts vorkam. Nach Endigung des Gottesdienstes sprach er mit dem Prediger, und sagte zu ihm: „Lieber Herr! Sie haben zwar eine gute Rede, aber keine christliche Predigt gehalten.“

Während Schwerin auf seinen Gütern als Privatmann lebte, hatte Friedrich der Große auch den zweiten schlesischen Krieg durch einen glorrei-

chen Frieden geendigt, und war mit der Armee sieg-reich in seine Staaten zurückgekehrt. Es schien, indem er sich mit Verbesserung derselben beschäftigte, als hätte er Schwerinen ganz vergessen; aber die Helden waren sich nicht fremd geworden. Keiner von ihnen wollte den ersten Schritt zur Aussöhnung thun, und jeder wartete, was die Zeit ausrichten würde. Zufällig fragte der König einst den Oberjägermeister Schwerin: was macht sein Bruder? — „Er beschäftigt sich mit der Landwirthschaft und mit den Angelegenheiten seiner Güter; übrigens befindet er sich ganz wohl.“ Der König fuhr fort: „wenn er an ihn schreibt, so grüße er ihn doch in meinem Namen. Er ist ein großer Mann; allein er ist auch eigensinnig und vergißt, daß ich König bin.“

Endlich bereitete sich durch die Zeit alles zur Aussöhnung. Der König hatte beschlossen, sich seinen Feinden mit Macht zu widersetzen, da sie öfters zu deutlich merken ließen, daß sie bei Gelegenheit alle ihre Kräfte gegen ihn anwenden würden, wenn es dahin käme, ihn zu demüthigen. Obgleich ihre Entwürfe damals noch dunkel waren, so sah der scharfsichtige Friedrich dennoch zu weit in die Zukunft, als daß er etwas hätte versäumen sollen, sich im besten Zustande der Gegenwehr finden zu lassen. Schwerins Gegenwart schien ihm bei seinen Absichten um so nöthiger zu seyn. Er schrieb daher im Jahre 1747

an ihn: er möchte doch einmal wieder nach Berlin kommen. Der Feldmarschall gehorchte und kam.

Von der ersten Unterredung Friedrichs mit Schwerin, welche ohne Zeugen geschah, hat der damalige Kammerhusar Deybert Folgendes erzählt. Schwerin kam des Morgens um 8 Uhr in das Vorzimmer des Königs, und sagte zu Deybert: Guten Morgen, mein Sohn! — ist der König in seinem Zimmer, und ist er schon angekleidet?

Deybert. Ja, Ew. Excellenz.

Schwerin. Ist er gut disponirt? Hat er nichts Verdrießliches an ihm bemerkt?

Deybert. Nein, Ew. Excellenz, — ich werde ihm jetzt den Kaffee hineintragen.

Schwerin. Nun, so sage er noch nicht, daß ich hier bin.

Deybert trug den Kaffee hinein, und kam, nachdem der König getrunken hatte, wieder ins Vorzimmer.

Schwerin. Nun, mein Sohn, ist der König noch guten Humeurs?

Deybert. O ja, Ew. Excellenz.

Schwerin. So sage er ihm, daß ich hier bin.

Deybert ging zum Könige und meldete den Feldmarschall an. Der König antwortete nicht dar-

auf; er nahm seine Flöte, ging auf und nieder, und phantasirte auf derselben beinahe eine Viertelstunde, legte sie alsdann eilig weg, steckte den Degen an und sagte zu Deybert: laß den Generalfeldmarschall hereinkommen. Deybert eröffnete die Thür und winkte Schwerinen mit der Hand, näher zu kommen. Sobald ihn der König erblickte, rief er ihm zu: „Guten Morgen, Schwerin, wie gehts?“ — und gab darauf einen Wink, daß er allein seyn wolle. Deybert trat ab, blieb aber im Vorzimmer. Hier hörte er, wie das Gespräch zwischen dem Könige und Schwerinen immer lauter und endlich so heftig wurde, daß ihm anfing bange zu werden. Beide mäßigten ihre Stimmen auf keine Weise. Es dauerte aber auch nicht lange, so ward die Unterredung sanfter, und zuletzt leise und vertraulich. Die Thür öffnete sich wieder, Schwerin verbeugte sich gegen den König mit einer sehr heitern und zufriedenen Miene, und der König sagte zu ihm: „Ew. Excellenz essen zu Mittage mit mir.“ — Nun war das gute Vernehmen zwischen diesen großen Männern wieder hergestellt.

Schwerin erschien wieder am Hofe und bei den jährlichen Manoeuvres zu Berlin und Potsdam. Friedrich unterredete sich öfters mit ihm über verschiedene politische Gegenstände, wozu die damalige Lage der europäischen Höfe Veranlassung gab. Als

er endlich im Jahre 1756 zum drittenmale gegen seine Feinde ausrückte, um den siebenjährigen Kampf wegen Schlesien zu beginnen, so führte der graue Schwerin mit ungeschwächter Geistes- und Körperkraft eine besondere Kolonne durch die Grafschaft Glatz nach Böhmen, um die Vereinigung der Generale Pikkolomini und Broune zu verhindern. Er griff im September mit seiner Avantgarde bei Aujest ein Korps Oestreicher an, warf es über den Haufen, machte viele Gefangene und vernichtete die Elbbrücke bei Schmirsitz. Indessen hatte der König die blutige Schlacht bei Lowositz gewonnen. Er machte dem Feldmarschall seinen Sieg bekannt, worauf ihm dieser schrieb: er wünsche ihm vom Herzen Glück dazu; es wäre eine königliche Schlacht, hätte sie ein General geliefert, so würde er in Gefahr gerathen seyn, den Kopf zu verlieren.

Im April 1757 rückte Schwerin an fünf verschiedenen Orten in Böhmen ein, vertrieb die Feinde vor sich, nahm Magazine weg, ging über die Elbe, und vereinigte sich am 5ten Mai mit der königlichen Armee vor Prag. Hier theilte Friedrich dem Feldmarschall seinen Vorsatz mit, den Feinden eine Schlacht zu liefern. Schwerin machte dagegen mancherlei Erinnerungen, da aber der König auf seinem Entschlusse beharrte, so gab er nach. Und so fiel am 6ten Mai eines der blutigsten Treffen vor,

in welchem die Preußen Wunder der Tapferkeit thaten, und wo Schwerin seinen Tod fand. Er beschloß hier sein thatenvolles Leben mit einer Handlung, die ganz seinen Heldensinn und Diensteifer offenbarte, und allein schon seinen Namen bei der Nachwelt im ehrenvollen Andenken erhalten würde, wenn er auch sonst nichts gethan, wodurch er dieß verdient hätte. Da hielt er, der graue Held, im allerheftigsten Kugelregen, am Ausgange eines engen Weges, beständig zu Pferde, und ermunterte die anrückenden Truppen. Kaum bemerkte er es, daß sie bei dem mörderischen Kartetschenfeuer der Feinde, durch welches sie gehen mußten, stutzten, in Unordnung geriethen und schon anfingen zurück zu weichen, so riß er in diesem, den Sieg oder Siegesverlust entscheidenden Augenblick, einem Fahnenjunker seines Regiments die Fahne aus der Hand, warf sich vor die Spitze seines Regiments, und rief den Soldaten zu: „Wer kein feiger Kerl ist, der folge mir — und: Heran, meine Kinder, heran! seht ihr nicht, daß euch der Feind schon den Rücken zukehrt?“ Er stellte dadurch die Ordnung her, und brachte sie wieder zum Vorrücken. Allein kaum hatte der tapfere Greis einige Schritte vorwärts gethan, so traf ihn (um 2 Uhr Nachmittags) ein unglücklicher Kartetschenschuß dergestalt, daß er eine Kugel hinter dem Ohre ins Genick, eine durchs Herz und drei in den Unterleib bekam. Er fiel, ohne das geringste Zeichen des Lebens, sogleich vom

Pferde. Der General von Manteufel nahm ihm die Fahne aus der Hand, und gab sie dem Junker wieder, der aber auch in dem Augenblicke, da er sie ergriffen hatte, durch eine Kanonenkugel, die ihn mitten auf der Brust traf, todt darnieder geworfen wurde. Dieser heldenmüthige Tod war das Zeichen zum Siege. Die Preußen rückten mit der größten Tapferkeit vor, schlugen den Feind, und erwarben sich unverwelkliche Lorbeeren. Schwerins Alter belief sich auf 72 Jahre, 5 Monate und 20 Tage. Man hat seinen Tod mit der Aufopferung des Decius verglichen. Ohne der heldenmüthigen That des preußischen Feldherrn etwas von ihrem Werthe zu entziehen, ist es augenscheinlich, daß die Vergleichung sehr unpassend ist. Dem deutschen Heerführer war trotz der Gefahr, in die er sich begab, nicht die Hoffnung benommen, sie zu überleben; auch theilten die ihn begleitenden Soldaten solche mit ihm; der römische aber, indem er sich mitten unter die Feinde stürzte, weihete sich ohne alle Hoffnung dem Tode, dem er nicht entgehen wollte.

Mit Mühe ward Schwerins Leichnam unter den Todten, Verwundeten und dem Gewühle der Schlacht herausgezogen, und nach dem Kloster Margarethen gebracht, wo er vor den Altar gelegt wurde. Hier betrachtete Friedrich der Große seinen entseelten treuen Diener mit Rührung und Thränen, und

gedachte in der Folge des ruhmvollen Endes dieſes groſſen Feldherrn nicht allein in ſeinen Werken mit vielem Lobe, ſondern ſprach auch oft von ihm bei ſeinen geſellſchaftlichen Unterhaltungen mit vieler Achtung. Im Jahre 1771 ließ er ihm auf dem Wilhelmsplatze in Berlin eine marmorne Bildſäule errichten.

Schwerin ſcheint ſeinen Tod voraus geahnet zu haben. Er äußerte dieß in den Briefen, welche er kurz vor ſeinem Ende an ſeine Gemahlin ſchrieb. Von Neiſſe, am 31ſten März 1757 drückt er ſich in einem Briefe an dieſelbe alſo aus: „Ich habe mich in etwas wieder erholt, und in den Willen Gottes ergeben. Ich erwarte von ſeiner Gnade dasjenige, was ihm über mich zu verhängen gefallen wird. Der gute Feldmarſchall Budderbrock hat ehegeſtern ſeinen Lauf geendet. Nichts wird ihn mehr in dieſer Welt beunruhigen. Wie glücklich ſind die bei Jeſu Chriſto ſind," u. ſ. w. Und 10 Tage vor ſeinem heldenmüthigen Tode ſchrieb er an ſeine Gemahlin: „Gott, der uns bisher augenſcheinlich geführt, wird uns weiter zur Seiten ſtehen. Wo der Feind nicht weicht, werde ich mich ihm mit herzhaftem Muthe entgegenſetzen, um mein Ziel zu beſchließen und mit Ehren zu enden, warum ich Gott mit Inbrunſt, und daß er Dir Geſundheit geben und erhalten wolle, täglich anrufe."

Schwerin war klein von Perſon, beſaß aber eine beſondere Geſchicklichkeit und Gewandtheit des Körpers, ſelbſt noch in ſeinem herannahenden Alter. Fechten und Tanzen hatte er völlig in ſeiner Gewalt und das letztere liebte er noch im hohen Alter. Er hatte viel und mit Verſtand geleſen, wovon er im geſellſchaftlichen Umgange einen ſehr angenehmen Gebrauch zu machen wußte. Er liebte und kannte die lateiniſche und italieniſche Sprache, mehr aber die franzöſiſche, welche er mit einer ſolchen Fertigkeit ſprach, als wenn er in Paris gebohren worden wäre. Sein Anſehen war ehrwürdig, und er hatte es ganz in ſeiner Gewalt, ſich leutſelig und herablaſſend zu zeigen, oder ſeinen Unwillen und Zorn mit dem größten Nachdruck zu erkennen zu geben. Zu Pferd zeigte er beſonders etwas Erhabenes und Kriegeriſches, und es war ein reizender Anblick, wenn man ihn die Truppen anführen ſah. In ſeine Handlungen legte er eine gewiſſe Thätigkeit voll Würde, und ein Feuer, welches aufmunterte, ihm nachzuahmen. Er konnte leicht in Zorn gerathen, beſonders wenn er ſich an der Spitze der Truppen befand, und jemand eine Pflicht verſäumte, einen Befehl nicht pünktlich befolgt, oder einen Auftrag nicht mit der Schnelligkeit ausgerichtet hatte, welche er, als ein äuſſerſt lebhafter und dienſteifriger Manne von jedem erwartete, der unter ſeinem Befehle ſtand. Aber ſo heftig er bei ſolchen Vorfällen auch werden konnte, ſo gingen dieſe

Aufwallungen allezeit augenblicklich vorüber, und er ſchadete nie dem Glücke eines Menſchen, mit dem er unzufrieden geweſen war. Mit kaltem Blute faßte er ſeine Entſchlüſſe, und mit dem größten Feuer führte er ſie aus. Er ſcheute keine Arbeit, haßte Müſſiggang und Weichlichkeit, und war gegen alle Beſchwerlichkeiten des Krieges vollkommen abgehärtet. Während ſeiner Geſandtſchaft in Polen hatte er viel Neigung für das Spiel geäuſſert und beträchtliche Summen in Hazardſpielen verloren; allein er befreite ſich bald davon, und in der Folge ward das Spiel, beſonders das Schachſpiel, bloß zum Zeitvertreib und ohne Gewinnſucht von ihm gewählt, wenn es an Unterhaltung zu mangeln ſchien.

Im geſelligen Leben war der muthvolle Held ein ſchätzbarer liebenswürdiger Mann. Von Schwärmerei und Unglauben gleich weit entfernt, verehrte und liebte er die Religion, und unterhielt ſich gern mit guten denkenden Leuten. Er hörte Zweifel ruhig vortragen, verhehlte auch, wie ein ehrlicher Mann, vertrauten Freunden die ſeinigen nicht, ſuchte Belehrung und Ueberzeugung, und pflegte gewöhnlich ein ſolches Geſpräch mit den Worten zu ſchließen: „Laßt uns, lieben Kinder, Gott und unſern Nächſten lieben, wie uns ſelbſt; denn das iſt das Geſetz und die Propheten.“ Er beſaß eine anſehn-

liche Bücherſammlung, nicht zur Zierde, ſondern zum öftern Gebrauch. Beſonders pflegte er überhaupt gern theologiſche Schriften zu leſen, und verſchafte ſich weſentliche Kenntniſſe in der Geſchichte der chriſtlichen Kirche; in dieſer Abſicht ſchätzte er den berühmten Sarpi vorzüglich. So lange er mit ſeinem Regimente in Frankfurt an der Oder war, zog er die Profeſſoren ſehr oft an ſeine Tafel, und ſuchte in ihrer Geſellſchaft Belehrung und Unterhaltung.

Die kindlichſten Geſinnungen belebten ihn gegen ſeine Mutter, welche ein Alter von 92 Jahren erreichte. Muſterhafte Tugend und Rechtſchaffenheit — und eine Folge von beiden — Ruhe und Heiterkeit der Seele, welche ſich über ihre ganze Denkungs- und Handlungsart verbreiteten, und ſie im höchſten Menſchenalter froh und geſund erhielten, erwarben ihr allgemeine Verehrung. Der Feldmarſchall bewies ihr vorzüglich als Jüngling, Mann und Greis die zärtlichſte kindliche Liebe und Dankbarkeit. Ihr Geburtstag war ihm immer ein großer Feſttag, er beging denſelben alle Jahre mit großer Feierlichkeit und innigen Familienfreuden. Es war ein rührendes Schauſpiel, zu ſehen, wie der alte ehrwürdige Feldmarſchall bei dieſer Feier zuerſt mit Gefühl des Dankes zu Gott betete und mit kindlicher Ehrerbietung vor ſeine Mutter hinkniete, ihr Got-

tes Segen erflehte, Glückwünſche ſagte, und ſie um ihren mütterlichen Segen bat.

Zu ſeinen Hausbedienten und Sekretairen wählte Schwerin gemeiniglich Leute von Verſtand und muſterhafter Aufführung, und er wußte ſich ihrer ſehr wohl zu bedienen. Wenn er in Schwerinsburg war, ſo verſammelte er Sonntag Abends ſeine ſämtlichen Verwalter, Förſter und Landbediente, und verabredete mit ihnen die Geſchäft der kommenden Woche. Mit den Soldaten ging er ſehr menſchenfreundlich und gütig um, und behandelte ſie mit ſo vieler Nachſicht, wenn ihr Betragen es verdiente, als Strenge, wenn ſie Dienſt und Subordination vernachläßigten. Vor allen Dingen ſorgte er recht väterlich für ſie, daß ſie keinen Mangel litten. Dagegen aber duldete er keine Ausſchweifungen. Ein Soldat, der beim Rauben oder Marodiren betroffen ward, verlor ſicher ſein Leben; und dadurch verſchafte ſich der große Mann Liebe und Furcht. Gegründet iſt das Lob, das ihm einer ſeiner nahen Verwandten in die Gruft nachrief:

„Edler Held! Kein Fluch, der ſo viele wüthende Länderverheerer traf, ruht auf deiner Aſche; und dein Geiſt kann ohne Grauen ſelbſt auf die Gefilde herab ſchauen, wo du deines Königs Feinde ſchlugſt. Du führteſt deine Kriege menſchlich, und dachteſt: es

iſt genug am Jammer, den ich nicht abzuwenden vermag; und wollteſt nicht der Anführer Alles verwüſtender Räuberſchaaren, ſondern edler tapferer Krieger ſeyn; und ſo warſt du deinen Feinden deſto furchtbarer.“

## Friedrich Wilhelm von Seydlitz.

Königlich-Preußischer General von der Kavallerie.

Würdig behauptet Seydlitz seine Stelle neben Schwerin, denn auch er erwarb sich den Lorbeer, indem er für sein Vaterland focht. Mit schnellen großen Schritten durchlief er die Bahn des Ruhmes, welche er betrat; und kam weit früher, als so viele Mitbewerber darum, kam, in seiner Art einzig, und schon zu einer Zeit bei dem Ziele derselben an, da für andere sie sich erst eröffnet. Er war schon im 37sten Jahre seines Lebens im Besitz von Würden, welche nach dem gewöhnlichen Lauf der Dinge kaum erst in den Jahren, worinn er starb, von Privatleuten erworben werden, und nicht bloß im Besitze dieser Würden, sondern auch im Besitze eines, ihrem schnellen Erwerben gemäßen allgemeinen Ansehens und Ruhms. So viel das Glück auch gleichsam für ihn that, so würde es doch, ohne ein ausgezeichnetes Verdienst, nie so viel für ihn haben thun können.

Er war der Sohn eines preußiſchen Rittmeiſters, gebohren zu Cleve 1722. Erſt acht Jahre alt verlor er ſeinen Vater, und im 12ten wurde er Page bei dem Markgrafen Friedrich Wilhelm von Schwedt, deſſen ganze Gunſt er durch ſeinen kühnen Muth und durch ſeine Lebhaftigkeit gewann. Er war der Gefährte des Markgrafen bei den gefährlichen Wageſtücken, mit denen ſich dieſer öfters beluſtigte. So fuhr er z. B. ſpatzieren, ließ vor dem Thore Kutſcher und Vorreiter abſteigen, und nun die Pferde im vollen Lauſe, nach eigenem Gutdünken, ihren Weg nehmen. Kam der Wagen in Gefahr, umgeworfen zu werden, ſo rettete er und ſein Page, der im Wagentritte ſtand, ſich durch Springen. Dieſe und ähnliche Unternehmungen, welche doch größtentheils glücklich abliefen, gewöhnten den jungen Seydlitz ſehr frühe zu gefährlichen Dingen; er wurde damit zu vertraut, als daß er Faſſung und Entſchloſſenheit dabei hätte verlieren, und ſie für ſehr fürchterlich anſehen können. Jung und lebhaft gewann er vielmehr eine Art von Wohlgefallen an ihnen, und ſtellte eigene Uebungen dieſer Art an, unter welchen das Durchreiten zwiſchen den Flügeln einer gehenden Windmühle eine der merkwürdigſten, wie der kühnſten iſt.

Aus dieſer Schule der Wildheit kam er 1738 als Kornet zu dem Regimente ſeines Markgrafen,

und zog nach 2 Jahren mit Friedrich dem Großen in den ersten schlesischen Krieg. Bei einer Action, wo er mit dem kühnsten Muthe gefochten hatte, gerieth er auf kurze Zeit in österreichische Gefangenschaft, weil ihm sein Pferd todtgeschossen war. Dieser widrige Zufall gründete sein schnelles und glänzendes Glück. Denn als bei der Berliner Musterung im Jahr 1743 von seiner Gefangenschaft die Rede war, so behauptete er im Zurückreiten nach der Stadt mit großer Lebhaftigkeit: ein Offizier von der Kavallerie, welcher, ohne sein Pferd verloren zu haben, sich gefangen nehmen lasse, müsse ein Mensch ohne Muth seyn. Diese Behauptung frappirte den König, der in der Nähe ritt. Wie er auf die Brücke des Zeughauses, welche Aufzüge hat, gekommen war, hielt er an, rief den Kornet Seydlitz zu sich, ließ den Aufzug aufziehen und sagte zu ihm: „Nun wär' er ja doch mein Gefangener?“ — „Ich, Ew. Majestät Gefangener?“ erwiederte der junge Kornet, und mit diesen Worten war er, mit seinem Pferde und auf seinem Pferde, glücklich unten in der Spree, und schwamm auf eine der Anfuhrten gegen das Zeughaus zu. Als Kornet sprang er in die Spree hinein, und als Rittmeister schwamm er ans Land. Der König gab ihm auf der Stelle eine Schwadron bei dem in Schlesien stehenden weißen Husarenregimente.

In den bald darauf erfolgenden zweiten ſchleſiſchen Kriege erhielt er bereits einen Beweis von der Achtung und dem Zutrauen ſeines Königs. Friedrich gab ihn den bekannten Partheigänger, dem Obriſtlieutenant von Schütz zur Seite, um den Grauſamkeiten dieſes Mannes, welcher, als Partheigänger, größtentheils ſeiner eigenen Denkart überlaſſen werden mußte, ſo viel möglich Einhalt zu thun. Dieſer Auftrag war äuſſerſt ehrenvoll. Er zeigte, daß Friedrich ihm nicht allein militairiſche Einſichten und Talente, ſondern auch, ſo jung er noch war, eine Art von Ueberlegenheit über einen alten, zwar äuſſerſt rohen und harten, aber ſonſt um ſein Handwerk verdienten Offizier zutraute. Er erreichte dieſen Zweck, und hatte an den übrigen Begebenheiten dieſes Krieges ſo viel Antheil, als das Regiment, bei welchem er ſtand; und ſo oft dieſes Regiment zum Gefechte mit dem Feinde kam, zeichnete er auch durch Muth und Entſchloſſenheit ſich aus. Im Sommer des Jahrs 1745 wurde er bereits zum Major ernannt, und bei der Schlacht von Sorr in den Arm verwundet.

Nach geendigtem Kriege kehrte er mit ſeiner Schwadron in ſeinen Quartierſtand, das Städtchen Trebnitz in Schleſien zurück. Hier machte er ſich die Vervollkommnung des Dienſtes zu ſeinem angelegentlichſten Geſchäfte. Der Vormittag wurde auf

öffentliche Uebungen aller Art, für seine Untergebenen sowohl als für sich selbst verwandt. Er war der festen Ueberzeugung, daß der Offizier alles das, was er von dem gemeinen Mann fordert, bis auf alle Kleinigkeiten herab, in größerer Vollkommenheit als dieser wissen und verstehen müsse, weil seine Befehle nur dadurch wirkliches Ansehen erlangen. Er hielt es nicht für genug, daß dieser bloß gebietet, was jener zu machen hat; er mußte es ihm auch mustermäßig vorzumachen im Stande seyn. Dabei besaß er ein besonderes Talent, den Soldaten Lust und Liebe zu ihrem Handwerke einzuflößen. Ohne sich je das Geringste von seinem Ansehen zu vergeben oder Fehler ungerügt hingehen zu lassen, ging er mit allen verhältnißmäßig freundschaftlich um, und immer gerade, offen, rechtschaffen zu Werke. Jeden Abend versammlete er die Offiziere seiner Schwadron bei sich, und besprach sich mit ihnen über militairische Gegenstände. Spiel und Trunk waren aus diesen Zusammenkünften gänzlich verbannt.

Im Herbst des Jahres 1752 wurde er als Kommandeur zu dem damaligen Würtenbergischen Dragoner-Regiment, welches sein Standquartier zu Treptop in Hinterpommern hat, gesetzt. Friedrich war mit diesem Regimente bei der letzten Musterung nicht gänzlich zufrieden gewesen; und Seydlitz wurde zum Kommandeur ernannt, um es, wie

der König ſich auszudrücken pflegte, in Ordnung zu bringen. Bei dieſem Regimente ſtand er indeſſen nicht lange. Schon einige Monate nachher kam er ebenfalls als Kommandeur zu dem damaligen Rochowſchen Küraſſier-Regimente, deſſen Stab zu Ohlau in Niederſchleſien ſteht; und zwei Jahre darauf, im Sommer 1755, erhielt er bereits den Charakter des Oberſten. Als ſolcher zog er in den, das Jahr darauf ausbrechenden, ſiebenjährigen Krieg: und hier fand er ſehr bald Gelegenheit, alle ſeine militairiſchen Talente an den Tag zu legen. Die erſte auszeichnende Gelegenheit bot ihm die unglückliche Schlacht bei Collin dar. Das Regiment, welches Seydlitz führte, war nicht allein eines von den wenigen, welche von den, zum Treffen gekommenen, nicht waren geworfen worden, ſondern es war auch faſt das einzige, welches nach dem Verluſt der Schlacht ſich in vollkommener Ordnung befand, und Er war es, der die Kavallerie des linken Flügels zurück führte, ſo wie den Rückzug deckte. Daher ernannte ihn Friedrich zwei Tage nach der Schlacht ganz auſſer ſeiner Reihe zum General-Major.

Seydlitz zeigte binnen ſehr kurzer Friſt, daß ſein König nicht zu viel für ihn gethan habe. Beinahe das erſtemal, da er als General Truppen gegen den Feind kommandirte, bewies er ſchon, daß er er derjenige General ſey, deſſen die Reiterei noch zu

bedürfen schien. Der König vertraute ihm, ob er gleich der jüngste General derselben war, die Führung der sämtlichen Kavallerie-Regimenter des Korps an, mit welchem er, im Sept. 1757, den bis nahe vor Leipzig vorgedrungenen französischen Truppen entgegen rückte, und schon bei Pegau machte Seydlitz einen Gebrauch von den Husaren, wie vor ihm noch nicht war gemacht, und vielleicht nicht einmal für möglich war gehalten worden. Er ließ sie absitzen und zu Fuß fechten, weil keine Infanterie sich gegenwärtig befand, um das Thor jenes Städtchens, welches der Feind besetzt hatte, zu sprengen, und das Unternehmen gelang sehr gut. Bald darauf warf er in Gotha mit 1500 Reitern, ohne eine Infanterie bei sich zu haben, ein französisches Korps von 4000 Mann mit solcher Geschwindigkeit über den Haufen, daß der König noch das Mittagsmahl bei dem Herzoge von Gotha einnehmen konnte, welches derselbe für die französische Generalität hatte zubereiten lassen.

Unter so glücklichen Vorbereitungen näherte sich die Schlacht bei Rosbach. Zu diesem merkwürdigen Siege, welcher die damals sehr bedrängte Lage Friedrichs mit einemmale gänzlich umschuf, und mit welchem sich der Verfall des alten französischen Reichs sichtlich anfängt, trug die preußische Reiterei, unter Seydlitz Anführung, das meiste bei. Eigentlich

war es die Reiterei allein, welche zum Treffen kam; die preußiſche Infanterie hatte kaum Gelegenheit, ihren Muth zu zeigen. Seydlitzens Name war nun in aller Munde, und die Kavallerie verehrte ihn als ihren Abgott, denn ſie erkannte, daß ſie ſeinem Beiſpiele und ſeinem Unterrichte die großen Thaten zu danken hätte, die von ihr vollbracht wurden. Kein General beſaß überhaupt in dem Grade das Zutrauen der Reiterei als Seidlitz. Er konnte ſich ſo ſehr auf ſie verlaſſen, als ſie ſich auf ihn verließ: er hätte ſie zu allem gebracht, und er verdiente dieſes nicht bloß durch das, was er ſelbſt gethan hatte, ſondern auch durch ſein Verhalten gegen das, was Andere thaten. Jeder Gemeine und jeder Offizier, welcher unter ſeinen Befehlen ſich auszeichnete, konnte gewiß ſeyn, von ihm bemerkt, und, ſo viel von ihm abhing, dafür belohnt zu werden. Er ſelbſt erhielt für das, was er bei Rosbach gethan hatte, die ausgezeichneteſten Beweiſe der Dankbarkeit von ſeinem König. Friedrich gab ihm den ſchwarzen Adlerorden, ernannte ihn zum General-Lieutenant, und ertheilte ihm das Regiment, welches er bis jetzt nur noch kommandirt hatte.

Der folgende Feldzug vom Jahr 1758 bewies anſchaulich, welchen Einfluß Seydlitz auf die preußiſche Kavallerie hatte, und was ſie unter ſeiner Anführung zu verrichten fähig war. Es iſt unbeſtrit-

ten, daß ſie zu dem Siege über die Ruſſen bei Zorndorf nicht bloß beitrug, ſondern daß ſie ihn entſchied. Was die Kavallerie an dieſem Tage, unter Seydlitzens Anführung that, hatte ſie bis jetzt noch nie, und vielleicht nachher nicht wieder gethan. Kein Regiment wich nur einen Schritt, ſchien ſich nur einen Augenblick zu bedenken, und alles wurde mit eben ſo vieler Einſicht als Muth und Lebhaftigkeit ausgeführt. Sie ſchlug dem Feinde die eroberten preußiſchen Batterien wieder ab, befreite die vom Feinde zum Theil umringte Infanterie, und eroberte alle die Siegeszeichen dieſes Tages, mehr als 100 Kanonen und einige 20 Fahnen und Standarten. Auch war es Seydlitz allein, welcher die bei dem erſten Angriff der preußiſchen Infanterie durch Mißverſtändniſſe vereitelte, vom Könige zu der Schlacht gemachte, Anordnung mittelſt ſeines erſten Angriffes wieder herſtellte. Nach der Schlacht zeigte er ſich eben ſo edel, als er in der Schlacht durch Muth und Einſicht ſich ausgezeichnet hatte. Er lehnte die Ehre, welche ihm der König zuſchrieb, der eigentliche Sieger zu ſeyn, ſogleich von ſich mit den Worten ab: „Ew. Majeſtät Kavallerie hat den Sieg erfochten, und ſich der größten Belohnungen werth gemacht.“ Auch zwang er gleichſam den König zu einer auſſerordentlichen Beförderung eines ſehr tapfern Offiziers, und für eine Menge anderer bat er ſich den Verdienſtorden aus.

Der Sieg bei Zorndorf war indeſſen, wenn gleich der glänzendſte, doch nicht der einzige wichtige Dienſt, welchen Seydlitz in dieſem Feldzuge leiſtete. Er war es vorzüglich, welcher den Rückzug nach der unglücklichen Schlacht bei Hochkirch deckte, und die öſterreichiſche Reiterei, welche das preußiſche Fußvolk verfolgte, zurück trieb. Vielleicht würde auch der letzte Angrif bei Hochkirch unterblieben ſeyn, wenn ſeine Meinung angenommen worden wäre, und es iſt zu vermuthen, der unglückliche Feldzug vom Jahr 1759 nicht ſo ausgefallen ſeyn würde, wenn er nicht in der Schlacht bei Kunnersdorf gefährlich verwundet worden wäre. Eine Kartätſchenkugel zerſchmetterte ihm den Korb am Degengefäße, durch welchen die Hand bedeckt wird, und bei dieſer Gelegenheit wurden ihm drei Finger dieſer Hand ſo ſehr gequetſcht, daß er ſich aus dem Gefechte wegbringen laſſen mußte.

Friedrich war theils über den unglücklichen Ausgang der Schlacht bei Kunnersdorf unzufrieden, theils noch mehr, daß man in öffentlichen Blättern geſagt hatte, wenn Seydlitz nicht verwundet worden wäre; ſo hätten die Preußen den ſchon erfochtenen Sieg behauptet. Er bezeugte dem General ſeine Unzufriedenheit auf eine ſonderbare Art. Als Seydlitz wegen ſeiner Verwundung nach Berlin kam, verſagte ihm der Kommendant von Rochow die für

seine Pferde nöthige Fourage, welches ihn bewog an den König zu schreiben, und ihn zu fragen: ob dieß mit seiner Genehmigung geschähe? Der König antwortete: Allerdings; er solle nach Sachsen kommen, wo die Fourage nichts koste. Seydlitz ging, noch nicht ganz hergestellt, nach Sachsen, wurde aber vom Könige kaltsinnig aufgenommen. Er war es auf keine Weise gewohnt, sich zurück gesetzt zu sehen, oder geneigt, sich auf irgend eine Art zurück setzen zu lassen. Daher ging er, zum wirklichen Leidwesen der ganzen preußischen Armee, wieder nach Berlin.

Dieser Vorfall hatte indessen keinen Einfluß auf seine Anhänglichkeit an den König und auf seinen Diensteifer. Er fand Gelegenheit, hievon in der Residenz Beweise zu geben. Es ist bekannt, daß Berlin im Jahre 1760 von den Russen und Oesterreichern einen Besuch erhielt, und wie diese anrückten, stand er keinen Augenblick an, trotz seines hohen Ranges in der Armee, den Posten eines weit geringern Offiziers, die Vertheidigung eines einzelnen Thores, nemlich desjenigen, gegen welches die Feinde, vornemlich ihren Angriff richteten, zu übernehmen. Dadurch hielt er diesen auf und rettete Berlin vor dem ersten Anfall, und wahrscheinlicher Weise von einer Plünderung. Man gewann Zeit, kam zu Besinnung, und wenn Berlin gleich verlassen werden mußte, so war es nun doch eher möglich, auf Bedin-

gungen zu denken, oder deraleichen zu machen. Auch erkannte Friedrich den Werth deſſen, was Seydlitz hier that. Er gedenkt nicht allein ſeiner Vertheidigung ausdrücklich in ſeiner Geſchichte des ſiebenjährigen Kriegs, ſondern er gab ſeinem Generale auch ſelbſt eine eigenhändige Nachricht von dem bald darauf erfochtenen Sieg bei Torgau.

Mit dem Anfange des Feldzuges vom Jahr 1761 langte Seydlitz wieder bei der Armee in Sachſen an; allein er blieb von nun an, während den folgenden Jahre des Kriegs, bei der Armee des Prinzen Heinrich, anſtatt daß er in den vorhergehenden Feldzügen beſtändig bei der Armee des Königs geweſen war. Beſtändig kommandirte er die Detachements, welche gegen die Reichsarmee geſchickt wurden. Im Jahr 1761 trieb er ſolche mit einem ſehr kleinen Korps zweimal durch bloße geſchickte Bewegungen zurück; und wie der Prinz den Feldzug vom Jahr 1762 ſo glücklich durch den Uebergang über die Mulde eröffnete, führte er die Kavallerie, und trug auf mehr als eine Art zu dieſer Unternehmung bei. Bald darauf wurde er wieder gegen die ſich nähernde Reichsarmee, aber mit etwas mehr Truppen als in dem vorhergehenden Feldzuge, geſchickt, und nun nöthigte er, mit ungefähr 5000 Mann, dieſe, die aus 21 Batallonen und 51 Schwadronen beſtand, bis nach Franken zurück zu gehen. Sie kam indeſſen

bald auf einem andern Wege wieder zum Vorschein, und wurde auch von neuem, mit einem Verluste von 600 Mann und vieler Bagage, zurück geworfen. Die letztern Lorbeeren erwarb sich unser Held in der Schlacht bei Freiberg, in der er den Sieg erfechten half. Denn mit dieser Schlacht endigte sich gleichsam der Krieg und folglich auch Seydlitzens eigentliche kriegerische Laufbahn.

Groß als Held, und eben so groß als Mensch, kehrte er vom Kampfplatze zurück. Er war einer von denen, deren Hände unbefleckt vom Fett der feindlichen Länder blieben. An der Gelegenheit sich zu bereichern, fehlte es ihm nicht; und hätte sie ihm sich nicht angeboten, so würde er sie leicht haben finden können. Aber er bedauerte seinen König aufrichtig, daß dieser gezwungen war, seine Armee auf Kosten des bedrückten Sachsens zu unterhalten. Friedrich kannte ihn zu gut, als daß er ihm z B. die Betreibung von Lieferungen und Brandschatzung hätte auftragen, oder nur besondere sogenannte Winterdouceurgelder in dem feindlichen Lande anweisen sollen. Und was er zur Schonung des Landmannes beitragen konnte, that er redlich. Er duldete und begünstigte keine Art von Bedruckung und Plackerei. Wer deren sich schuldig machte, durfte nicht auf seine Achtung rechnen. Diese seine Denkart gewann ihm zum Theil unstreitig die Freundschaft des Prinzen

Heinrich, ob ſie gleich auch vielleicht ihm geheime Feinde machte. So viel iſt indeſſen ſehr gewiß, daß er dadurch nichts von der Achtung ſeines Königs verloren, welcher das, was er ſelbſt aus Nothwendigkeit thun mußte, ſehr gut von dem unterſchied, was vielleicht andere aus Bereicherungsſucht thaten.

Nach geendigtem Kriege ging Seydlitz nach Schleſien, woſelbſt ſein Regiment zu Ohlau, im Fürſtenthum das Standquartier hatte. Der König hatte ihm die Aufſicht über die ſämtlichen in dieſer Provinz liegenden, Kavallerie-Regimenter aufgetragen; ein Amt, welches eben ſo mühſam und beſchwerlich, als ehrenvoll war. Während des Krieges hatten die Soldaten vornämlich nur Gelegenheit gehabt, ſeinen Muth und ſeine kriegeriſchen Talente kennen zu lernen; jetzt lernten ſie auch ſeine Rechtſchaffenheit, ſeine Entfernung von allem Eigennutz, und von allem Geiſt der Chikane und Plackerey kennen. Sie zur Vollkommenheit aller Art zu bringen, nicht etwa nur ſich ſelbſt geltend zu machen, und ſein Anſehen zu zeigen, lag ihm ſo ſichtlich zunächſt am Herzen, daß ſie ſehr bald überzeugt wurden, ihre gute Verfaſſung ſey das ſichere Mittel, vor allen Verweiſen geſchützt zu ſeyn, und die Befolgung ſeiner Vorſchriften das beſte, zu einer ſolchen Verfaſſung zu gelangen. An der Güte dieſer Vorſchriften ließ ſich nicht zweifeln. Er hatte bei allen Gat-

tungen der preußischen Reiterei gedient, und kannte die Wesenheiten einer jeden aus Erfahrung. Die Uebungen, welche er bei Bereisungen einzelner Schwadronen und ganzer Regimenter machen ließ, enthielten gleichsam die Keime der Vollkommenheit aller militairischen Uebungen und öffneten gleichsam den Verstand über das, was vorzüglich betrieben werden mußte. So lebhaft er auch war, so war er doch nie leidenschaftlich; er blieb beim Unwillen eben so sehr Meister seiner selbst, als in der Gefahr. Nie brach er bei solchen Gelegenheiten in heftige Gestikulationen oder gar in Geschrei aus. Als ein junger Offizier, welchem er, bei Besichtigung einiger Regimenter, einen Auftrag zu bestellen gab, seinen Weg, um diesen Auftrag desto schneller auszurichten, über ein bestelltes Saatfeld nahm, sagte er ihm bei seiner Rückkehr, mit einem freundschaftlichen Tone, nichts als: „Sie haben gewiß kein Landgut, lieber B.?“

Eben so wenig, als seine Verweise in ungesitteten und unhöflichen Ausdrücken bestanden: eben so wenig gestattete er, daß Offiziere oder Gemeine von ihren Befehlshabern aus Privatabsichten bedrückt oder ungerecht behandelt wurden. Sogar gegen den König selbst nahm er sich derjenigen, welche unverdienter Weise sich die Ungnade, desselben zugezogen hatten, oder welche Friedrich sonst verkannte, mit so vieler Klugheit an, daß dieser ihnen endlich Ge-

rechtigkeit wiederfahren ließ. Durch ein ſolches Verfahren verſicherte er ſich das vollkommene Zutrauen und eine wahre Anhänglichkeit von Seiten der Regimenter. Weit entfernt, daß ſeine Muſterungstäge ihnen wären läſtig und beſchwerlich geweſen, freuten ſie ſich vielmehr darauf, wünſchten ihn kommen zu ſehen, und ſahen ihn nie oft genug. Die Achtung, welche er für den Dienſt zeigte, flößte auch andern Achtung dafür ein, und machte ihn für jeden Offizier, welcher Soldatengeiſt hatte, ehrenvoll.

In kurzer Zeit brachte er die Regimenter, welche unter ſeiner Aufſicht ſtunden, zu einer bewundernswürdigen Vollkommenheit. Sie beſaßen in der höchſten Vollkommenheit das, worin ihre höchſte Vollkommenheit überhaupt beſteht: ſie verbanden den größten Ungeſtüm im Angriff mit der vollkommenſten Gewalt über dieſen Ungeſtüm. Sie wurden das Muſter der preußiſchen Reiterei, und waren ſo allgemein dafür anerkannt, daß Friedrich faſt alljährlich Offiziere von den übrigen preußiſchen Kavallerie-Regimentern nach Schleſien ſchickte, um dort zu lernen. Vorzüglich zeichnete ſich ſein eigenes Regiment durch alles das aus, was dem Soldatenſtande Glanz geben kann. Ohlau war die Schule der Reiterei. Die gemeinen Reiter ſeiner Schwadron hatten das Anſehen von Offizieren; und das Korps ſeiner Offiziere ſelbſt war vielleicht das ſchönſte und aus-

geſuchteſte, welches je ein Regiment gehabt hat. Die jungen Edelleute aus den beſten Häuſern ſuchten in ihm Dienſte; und es kamen deren aus auswärtigen Provinzen, und hielten es für eine Ehre, als Freiwillige dabei zu ſtehen. Kaiſer Joſeph bewunderte 1769 bei der preußiſchen Truppenmuſterung zu Neiße, der er als Zuſchauer beiwohnte, die Manövres, welche Seydlitz machte, und ſagte unter andern zu ihm: „Wenn es meine Lage erlaubte, Herr General, ſo würde ich gern zu Ihnen kommen, um von Ihnen den Dienſt der Kavallerie zu lernen; da dieß aber nicht möglich iſt, ſo wünſcht' ich Sie entführen zu können.“ Seydlitz, welcher wirklich Patriot war, und vielleicht glaubte, daß der Wunſch eines Fürſten allein noch nicht genug ſey, ihn zum Dienſt deſſelben zu bewegen, erwiederte: „Ew. kaiſerliche Majeſtät würden eine ſchlechte Eroberung an mir machen; ich weiß nur Einen Herrn in der Welt zu gehorchen; und dieſes iſt (auf den König Friedrich zeigend) mein gegenwärtiger.“

Nie vergaß Seydlitz ſeiner Würde, und betrachtete den nähern Umgang und die gnädigen Blicke eines Fürſten nicht für weſentliche Stücke ſeines Werths und ſeiner Zufriedenheit. Er hatte zu viel eigene Größe des Geiſtes, als daß er darauf hätte Anſpruch machen können, ein eigentlicher Günſtling oder Liebling auch des größten Mannes ſeiner Zeit zu ſeyn. Er gehörte zu den ſehr Wenigen, welche in

der Gegenwart Friedrichs ihre ganze Freiheit und Unbefangenheit des Geistes behielten; nie äusserte er seinen Beifall, wenn er ihn nicht aus Ueberzeugung zu geben vermochte, und jeden ungegründeten Tadel beantwortete er öfters auf eine etwas beißende Art. So glaubte z. B. Friedrich bei einer der schlesischen Musterungen wahrzunehmen, daß Seydlitzens Regiment länger als sonst ritte, und sagte es seinem General; schnell erwiederte dieser: „es reitet nicht länger, wie bei Rosbach, Ew. Majestät.“ Der König war wirklich im Umgange mit Seydlitz behutsam, und erlaubte sich gegen ihn keinen der scherzhaften Einfälle, die ihm, bei seiner heitern Laune, zuweilen eigen waren. Folgende Anekdote dient zum Beispiel des Ansehens und der Achtung, die sich der General erworben hatte. Ein Graf, der die Ehre, oft um den König zu seyn, und mehr als andere Menschen zu reden, dadurch erkauft hatte, daß er sich gefallen lassen mußte, der Gegenstand der witzigen Laune und Spöttelei Sr. Majestät zu seyn, wurde durch diese Art der Unterhaltung eines Tages so in die Enge getrieben, daß er, um den ungleichen Gefechte ein Ende zu machen, einen unerwarteten Kunstgriff gebrauchte. „Ich muß mir alles gefallen lassen, sagte er, aber da sitzt einer, indem er auf den General Seydlitz zeigt, den geruhen Ew. Majestät einmal so etwas zu sagen.“ Sogleich war überall Ernst und Stille.

Der Mangel an derjenigen Geſchmeidigkeit und Nachgiebigkeit, welche auch die einſichtsvollſten Fürſten von ihren Dienern zu verlangen gewohnt werden, verbunden mit andern Umſtänden, waren Urſache, daß im Ganzen eine Art von Kälte oder Zurückhaltung zuweilen zwiſchen dem Könige und dem General zu herrſchen ſchien. Daß aber Friedrich deſſen ungeachtet Seydlitzens Verdienſte wirklich ſchätzte, daran läßt ſich nicht zweifeln. Er ernannte ihn im Jahre 1767 zum General der Kavallerie, und erhob ihn alſo zur höchſten Ehrenſtelle, welche, da er keine Feldmarſchälle mehr machte, in dem preußiſchen Heere zu erwerben war. Auch bezeugte er ihm, ſelbſt in Kleinigkeiten, beſtändig Achtung, dergeſtalt, daß, da er z. B. wußte, daß Seydlitz das Tabakrauchen liebte, er ihn dazu in ſeiner Geſellſchaft nönöthigte, ob ihm ſelbſt gleich dieſes Rauchen zuwider war.

Die Lebensweiſe des Generals war äußerſt einfach. Der Umgang mit Leuten aus der ſogenannten ſchönen oder großen Welt, oder mit Menſchen, welche Anſprüche machten und durchaus etwas ſeyn wollten, hatte keinen Reiz für ihn, und die gewöhnlichen Zeitvertreibe dieſer Welt, als Spielen und dergleichen, noch geringern. Wen er gern ſehen ſollte, auf den mußte er ſich moraliſch und militairiſch verlaſſen zu können glauben. Seine Geſellſchaft blieb alſo immer auf wenig Perſonen eingeſchränkt. Zwar war

ſein Haus in den erſten Jahren nach dem Kriege mehrern Perſonen offen. Er hatte, mit Ausgang dieſes Krieges, ſich mit einer Gräfin von Haak verheirathet; und eine in der Hauptſtadt und am Hofe erzogene Dame mußte natürlicher Weiſe das geſellſchaftliche Vergnügen, Concerte, vermiſchte Zuſammenkünfte u. dgl. m. lieben. Aber er nahm hieran nur ſo viel Theil, als der Wohlſtand erforderte, und begab ſich gewöhnlich bald in ſein Zimmer zurück. Auch litt dieſe Einrichtung ſehr bald eine Abänderung. Seine Gemahlin vergaß zu ſehr, was ſie ihm und ſich ſelbſt ſchuldig war, als daß eine Trennung nicht nothwendig geweſen wäre; und dieſer Vorfall, welcher ihm unſtreitig deſto empfindlicher ſeyn mußte, da er ſie wirklich geliebt hatte, vergrößerte vielleicht ſeine Neigung zur Entfernung von Hof und Städten und zahlreichen vermiſchten Geſellſchaften. Er hatte ſich in Schleſien, an der rechten Seite der Oder, in dem Fürſtenthume Brieg, angekauft. Dieſes Gut, Minkowsky genannt, liegt mitten in Wäldern, in einer nicht ſehr angebauten, etwas rohen Gegend. Hier brachte er, beſonders in den letzten Jahren ſeines Lebens, einen Theil derjenigen Zeit zu, welche ihm von Dienſtgeſchäften übrig blieb, und wo ſeine Geſellſchaft aus einigen wenigen Offizieren beſtund. Das von ihm ſich ſelbſt erbaute Wohnhaus trägt Beweiſe von ſeiner Liebe zur einfachſten Lebensart und von der ſtillen Größe ſeines Charakters. Die Superporten ſtel-

len die Geschichte des Curius bei seinen gebratenen Rüben und des Cincinnatus bei seinem Pfluge und Ochsen dar. Auch baute er sich hier in einer kleinen, unter alten Eichbäumen in dem Garten angelegten Einsiedelei, sein Grab.

Früher, als dem gewöhnlichen Laufe der Dinge gemäs ist, wurde Seydlitz eine Beute des Todes. Der Genuß der frühern Jugend, verbunden mit den mancherlei Beschwerlichkeiten so vieler Feldzüge, mit mehrern Verwundungen und unglücklichen Stürzen mit dem Pferde, hatten nachtheilige Folgen für den Zustand seiner Gesundheit gehabt, und diese würden vielleicht noch zu heben gewesen seyn, wenn er selbst sie für gefährlich oder für das, was sie waren, gehalten, und seinen Aerzten in der Behandlung derselben freie Hand gelassen hätte. Er beurtheilte sie aber anders, und so blieben die vorgeschriebenen Mittel ohne Wirkung. Vergeblich brauchte er auch im Jahre 1772 das Karlsbad; er kam so schwach, als er hingegangen war, zurück, und ob er schon noch bei der schlesischen Musterung dieses Jahres in den letzten Tagen im Lager erschien, so nahm er doch keinen Theil mehr an den Uebungen der Truppen. Seine Lebhaftigkeit war dahin; er schien kaum noch so viel Kräfte zu haben, daß er sich zu Pferde erhalten konnte. Im folgenden Jahre vermehrten sich die Uebel und seine Schwachheit; er vermochte endlich weder das Bette,

noch das Zimmer zu verlassen. Indessen ließ er sich, als sein Regiment zur Uebung bei Ohlau sich versammelte, dahin bringen, und hier besuchte ihn Friedrich bei seiner Bereisung Schlesiens im August dieses Jahres. Von der Unterredung zwischen beiden ist nichts mit Gewißheit bekannt, als daß der König ihm zu wiederholten malen sagte: „Ich kann ihn nicht missen! ihn kann ich nicht missen!“ Aber daß der Zustand seines Generals ihn wirklich gerührt hatte, sah man deutlich. Auch Seydlitz war sehr gerührt über diesen letzten, persönlichen Beweis von der Freundschaft und Achtung seines Königs; aber er überlebte ihn nicht lange. Schon am 3ten November dieses Jahres entschlief er in einem Alter von 53 Jahren. Sein Körper ruht in jenem, von ihm sich selbst erbauten Grabe, das in ovaler Form von Sandsteinen über der Erde errichtet, und nachher mit einer Urne von schwarzem Marmor, so wie mit einem neben derselben ruhenden Löwen von weißem Marmor, und auf den beiden Seiten einer lateinischen Inschrift, (welche nichts, als seinen Namen, sein Geburts- und Todesjahr enthält,) mit einem Lorbeer- und einem Eichenkranze verziert worden ist. Auf Befehl seines traurenden Königs mußten alle Offiziere der Reiterei einen Flor um den Arm legen — eine Achtungsbezeugung, welche weder vor, noch nach ihm, einem preussischen Generale wiederfahren ist. Und Friedrich ließ ihm 1773 eine Bildsäule von weißem karari-

schen Marmor auf dem Wilhelmsplatze in Berlin errichten.

Seydlitz war schlank gewachsen, von ansehnlicher Größe, und seine Figur war kriegerisch schön. Er liebte den militairischen Putz, und war immer in seinen Anzug gleichsam hineingegossen, und selbst dieses trug zu der Wirkung, welche er als Soldat und auf den Soldaten machte, vieles bei. Seine Figur allein würde, auch ohne den Geist, der sie beseelte, eine Linie Kavallerie in den Feind hineingebracht haben. Mit seinen großen Eigenschaften als Feldherr, verband er einen auch von allen andern Seiten gebildeten Geist. So wenig gesprächig er auch war, so besaß er doch die Gabe der Repartie in einem großen Maaße. Wenig Menschen haben so treffende Antworten zu geben gewußt, wie er. Er hatte, außer den zu seinem Stande als Soldat erforderlichen Kenntnissen, eine ziemliche Bekanntschaft mit den besten unserer Schriftsteller, und verschiedene davon so aufmerksam gelesen, daß er zuweilen Stellen aus ihnen anführte. Vorzüglich liebte er Wielands Agathon; er ließ sich denselben noch während seiner Krankheit vorlesen, und hatte sich auf drei Exemplare unterzeichnet. Das Französische sprach er sehr gut und sehr geläufig; aber ungeachtet er die französische Literatur schätzte, so sprach er es doch selten und schien es nicht zu lieben.

Sein Charakter als Mensch flößt eben so viel Zutrauen als Ehrfurcht ein. Von dem edlen Stolze seiner Seele zeigte sich im Aeußern nicht die geringste Spur; sein Anstand war voll unbefangener Würde und ohne alle Anmaßung, sein Blick, wenn gleich ernsthaft, doch freundschaftlich ernsthaft, und öfters voller Güte und aufmunternd für diejenigen, welche um ihn waren. Er schreckte dadurch nicht zurück, setzte nicht in Verlegenheit, sondern öffnete vielmehr das Herz und zog es an sich. Die kleinen Mittel, wodurch es so oft glückt, den sogenannten Großen zu gefallen: Gefälligkeit, Geschmeidigkeit, Schmeicheley, brachte eine entgegengesetzte Wirkung bei ihm hervor; Rechtschaffenheit, Bescheidenheit, Diensteifer hatten in seinen Augen den höchsten Werth. Die natürliche Folge hiervon war, daß ein großer Theil der ihm untergebenen Offiziere eine persönliche Anhänglichkeit an ihn hatte, welche man Freundschaft zu nennen berechtigt seyn würde, wenn zwischen Vorgesetzten und Untergeordneten eigentliche Freundschaft möglich wäre. — Er hinterließ keinen männlichen Erben; aber sein Name wird immer in den Jahrbüchern der Siege des preußischen Heeres leben, das unstreitig mit ihm eine seiner Stützen, so wie eine seiner ersten Zierden verlor.

Sein Epitaphium verdient hier einen Platz, weil es die Hauptzüge seines Charakters enthält.

Dieß ist das Schattenbild
des edlen Seydlitz,
des Feldherrn der Preußen;
unter den Menschenfreunden
der Menschenfreundlichste;
unter den Helden
der Tapferste.
Er liebte seinen König
und liebte die Wahrheit;
zu groß für Ehre, die man erschmeichelt,
zu groß für Schätze, die man erbeutet.
Der Gütige
schonte das Leben der Menschen,
der Kühne
schonte sein eigenes nie:
und doch zerriß, nicht Schwerdt, nicht Kugel
den Faden seines Lebens,
Krankheit zerriß ihn.
Ihr Krieger, schneidet mit Schwerdtern
Rasen zum Altare!
Ihr Feldherrn, opfert!
Ihr Freunde, weint!

# Leopold Joseph Maria, Graf von Daun.

## Kais. Königl. General-Feldmarschall.

Ein Name, den seine Zeitgenossen mit Achtung und Bewunderung aussprachen; — aber auch ein Name, der in den Jahrbüchern Oesterreichs, der unter den größten Feldherren seines Zeitalters glänzt. Daun war ein eben so großer und einsichtsvoller Feldherr, als er in allen Fächern der Staatsverfassung vorzügliche Kenntnisse hatte. Er entsprang aus einem der ältesten adelichen Geschlechter, und sein Großvater und Vater waren, wie er, kaiserliche Feldmarschälle gewesen. Gebohren wurde er zu Wien am 25sten Sept. 1705. Da der Tod seine ältern Geschwister früh dahin rafte, so blieb er allein die Stütze seiner Familie. Seine Erziehung war um so sorgfältiger, da schon frühe ein großer Geist aus allem seinen Thun und Lassen hervorblickte, der für die Zukunft viel versprach. Sein großer Vater ließ es sich selbst angelegen seyn, ihn bei jeder Gelegenheit zu dem anzuführ-

ren, was einem Helden, wozu er ihn zu bilden wünschte, zu wissen nöthig war.

Frühe trat Graf Leopold in den Maltheserorden, wurde bei dem Infanterieregimente seines Vaters Obrister, und 1736 wirklicher kaiserlicher Kämmerer. Im folgenden Jahre wohnte er dem Feldzuge gegen die Türken unter dem Feldmarschall Seckendorf als Generalmajor bei, und im dritten Feldzuge desselben Krieges ward er zum Feldmarschall-Lieutenant ernannt. Durch die Fehler seiner Vorgesetzten bildete er sich mit philosophischer Gelassenheit zum künftigen Helden, indem er dieselben zu vermeiden strebte. Bei der unglücklichen Schlacht von Belgrad wurde er verwundet; es ward bald nachher Friede, und am 20sten October 1740 starb Kaiser Karl VI.

Maria Theresia, Erbin aller hinterlassenen österreichischen Staaten, sah alle die Unruhen, denen ihr Vater durch Errichtung der pragmatischen Sanction vorgebaut zu haben gemeint hatte, mit ihrem hellen Geiste vor. Sie rüstete sich zum Kampfe, und ermunterte mehrere ihrer Krieger durch Beförderungen zur Verrichtung edelmüthiger Thaten; Graf Daun bekam bei dieser Gelegenheit ein Infanterie-Regiment. Inzwischen machte König Friedrich der Große von Preußen — der erste, welcher das Erbtheil Marien Theresiens in Anspruch nahm — unter dem Feldmarschall Schwerin in Schlesien,

wo er wenig Widerstand fand, rasche Fortschritte, und bemächtigte sich der Stadt Breslau. Graf von Neuperg erhielt das Kommando der österreichischen Truppen, wurde aber bei Mollwitz geschlagen, und mußte sich mit der Armee nach Böhmen zurückziehen. Die Offensiv- und Defensiv-Allianz zwischen Preußen, Frankreich, Baiern und Sachsen kam zu Stande, und alle diese Armeen drangen von verschiedenen Seiten in die österreichischen Staaten ein. Prinz Karl von Lothringen übernahm nun das Kommando der böhmischen Hauptarmee, und Daun kam zum rechten Flügel derselben. In der Schlacht zwischen Czaßlau und Chotusitz gab er vorzügliche Beweise seiner Tapferkeit.

Sobald die Franzosen Böhmen verlassen hatten, zog sich Prinz Karl von Lothringen gegen die Pfalz und Baiern, und Daun erhielt den Auftrag, Dingelfingen zu nehmen. Da der französische Kommandant die Aufforderung abschlug, wurde ein Sturm unternommen, in der ersten Hitze alles niedergemacht und die Stadt geplündert. Aehnliche Auftritte gab es zu Lindau, welches von den Franzosen bei ihrem Abzuge in Brand gesteckt wurde. Dann drang die Armee in Elsaß ein, und trieb überall die Franzosen und Baiern vor sich her. Dauns Vorsichtigkeit und Tapferkeit hatten ihm das allgemeine Zutrauen des Heeres erworben, daher sich auch beim Uebergan-

ge über den Rhein die Grenadiere, welche das Vordertreffen ausmachten, vom Prinzen Karl den Grafen Daun zu ihrem Anführer ausbaten. Dieser Uebergang bereitete den Oesterreichern Siege auf Siege, welche dann den König von Preußen neuerdings veranlaßten, einen Einfall in Böhmen zu unternehmen, um den Franzosen Luft zu machen. Prinz Karl, der Böhmen zu Hülfe eilen mußte, ging über den Rhein zurück. Bei dieser Gelegenheit führte Daun das Hintertreffen an, und verlor bei diesem wichtigen Rückzuge durch seine klugen Anstalten nicht mehr als 350 Mann. Dieser Rückzug vermehrte seinen Ruhm, und sein Verhalten in manchen andern schwierigen Lagen, in den folgenden Jahren des Kriegs, bewies immer mehr, daß er's würdig wäre, an die Spitze der Armee gestellt zu werden.

Daun war es übrigens wohl zufrieden, im Jahre 1748 das Ende eines Kriegs zu sehen, in welchem er sich nicht zeigen konnte, wie er wünschte. Er ging nach Wien zurück, und wurde von der Kaiserin zum geheimen Rath ernannt. Es wurden große Reformen beim Militair vorgenommen, an welchen Daun einen vorzüglichen Antheil hatte; unter andern war er Urheber eines neuen Kriegsexercitiums, welches bei der ganzen österreichischen Armee eingeführt wurde, und die Einrichtung einer Militairschule zu Wienerisch-Neustadt war ebenfalls sein Werk.

Er stieg zu eben der Zeit von einer Stufe der Ehre zur andern, ward Kommandant von Wien, General-Feldmarschall und Ritter des goldenen Vließes.

Der siebenjährige Krieg war eigentlich der Zeitpunkt, wo er Gelegenheit fand, seine großen militairischen Talente ganz an den Tag zu legen, und zwar im rühmlichen Kampfe mit Helden, die als Meister in der Kriegskunst schon lange bekannt waren. Diese erste Schlacht, in welcher er als Generalissimus kommandirte, war die bei Collin, (den 18ten Junius 1757) und hier zeigte er sich mehr wie je, als den großen Feldherrn, schlug den König Friedrich gänzlich, und war der Retter seines Vaterlandes. Ob er gleich zweimal während dieses heißen Tages verwundet worden, war er dennoch immer zu Pferde geblieben, um überall seine Befehle austheilen zu können, und erst spät am Abend, als die Preußen schon von der Wahlstadt weg waren, ließ er sich verbinden. Die erste glückliche Folge dieses Sieges, den die Kaiserin Theresia durch Stiftung eines neuen Militairordens verherrlichte, war die Befreiung der belagerten Stadt Prag, die der König aufzuheben gezwungen ward, und wo er noch von den nachsetzenden Truppen auf dem Rückzuge starken Verlust erlitt. Bald darauf stürmte man Gabel und die Stadt Zittau, und nahm in der letztern den General Puttkammer gefangen. Der General Nadasdy ero-

berte Magdeburg, und der feindliche General Winterfeld verlor dabei sein Leben. General Haddik machte indessen den schönen Marsch nach Berlin, drang mit gewaffneter Hand in die Stadt, streckte die Besatzung, die sich ihm widersetzen wollte, zu Boden, und die Bürgerschaft mußte ihm 185,000 Thaler als Kontribution erlegen, damit die Stadt von der Plünderung verschont blieb. Am 12ten Nov. eroberte Graf Nadasdy die Festung Schweidnitz mit stürmender Hand, und wenige Tage nachher fiel die Schlacht bei Breslau vor, wo der Prinz von Bevern geschlagen, Breslau selbst von den kaiserl. Truppen durch Kapitulation erobert, und der Prinz von Bevern beim Rekognosciren gefangen wurde. Aber die unglückliche Schlacht bei Leuthen, in welcher Offiziere und Gemeine mit ausserordentlicher Tapferkeit fochten, entwand den Oesterreichern die errungenen Vortheile wieder, und Daun selbst bekam hier eine Kontusion.

Doch das folgende Jahr gab ihm wieder Gelegenheit, den tapfersten Feind in eine verzweifelte Lage zu versetzen, und beinahe ganz aufzureiben. Dieß geschah in dem berühmten Ueberfalle bei Hochkirchen am 14ten October 1758. Die Armeen standen so nahe an einander, daß der rechte Flügel der Preußen nur einen Kanonenschuß vom feindlichen Lager entfernt war — ein in den Kriegs-Jahrbüchern höchst

ſeltener Fall. Die Kaiſerlichen betrachteten dieſe kühne Annäherung als eine Geringſchätzung ihres Heers; ſie hielten ſich beleidigt und wünſchten eine Schlacht mit Sehnſucht. Die Menge der leichten Truppen beim öſterreichiſchen Heer war vornämlich zum Ueberfall geſchickt, und da ihre Scharmützel Tag und Nacht nicht aufhörten, ſo konnten größere Entwürfe dadurch verdeckt werden. Die Preußen, unter Friedrichs Anführung beſtändig gewohnt ſelbſt anzugreifen, träumten kaum die Möglichkeit eines Angriffs von dem behutſamen Daun — aber ſie betrogen ſich dießmal.

Es war ſchon am 13ten October in der Nacht, als alle Kolonnen der öſterreichiſchen Armee ihr Lager verließen, um die Preußen zu überfallen. Die Zelter blieben im öſterreichiſchen Lager ſtehen, und die gewöhnlichen Wachtfeuer wurden ſorgfältig unterhalten. Eine Menge Arbeiter mußten die ganze Nacht durch Bäume zu einem Verhau fällen, wobei ſie ſangen, und einander beſtändig zuriefen. Durch dieß Getöſe wollten ſie die preußiſchen Vorpoſten hindern, den Marſch der Truppen wahrzunehmen. Die wachſamen preußiſchen Huſaren entdeckten aber doch die Bewegungen des Feindes, und gaben dem Könige ſogleich Nachricht davon. Er achtete aber wenig darauf, und der unbeſorgte Soldat überließ ſich dem Schlaf, aus dem er früh um fünf Uhr durch ein

ſchreckliches Kanonenfeuer geweckt wurde. Schon war der Feind im Lager, und fing an, ein ſchreckliches Blutbad anzurichten. Das Kriegsgeſchrei verbreitete ſich wie ein Lauffeuer durchs ganze Lager; alles ſtürzte aus den Zeltern, und in wenig Augenblicken trotz der unausſprechlichen Verwirrung ſtand der größte Theil der Infanterie und der Kavallerie in Schlachtordnung. Die Regimenter warfen ſich dem Feinde nun allenthalben entgegen, und ſchlugen ihn auch an einigen Orten zurück; an mehrern aber mußten ſie der Uebermacht weichen. Man tappte in der Dunkelheit mit den Händen, um die Feinde zu fühlen. Die Oeſterreicher griffen nach den Blechmützen der preußiſchen Grenadiere, und dieſe nach den Bärmützen der Kaiſerlichen, um ſich einander zu erkennen und zu ermorden. Der anbrechende Tag diente nicht die Verwirrung zu vermindern, denn ein dicker Nebel lag auf den ſtreitenden Heeren. Das Dorf Hochkirch ſtand in Flammen und diente in der Dunkelheit zum Fanal des Mordſpiels. Das Feuer wüthete in allen Häuſern und Scheunen dieſes Dorfs; dennoch wurde es von den Preußen aufs tapferſte vertheidigt. Hier war der Hauptplatz des blutigſten Kampfs. Eine Kanonenkugel nahm dem Prinzen Franz von Braunſchweig, den Kopf weg; der Feldmarſchall Keith bekam einen Schuß in die Bruſt, ſtürzte zu Boden und gab ohne einen Laut ſeinen Heldengeiſt auf; auch der General Geiſt, und der Feld-

marſchall, Fürſt Moritz von Deſſau, wurden ſchwer verwundet zur Erde geſtreckt. Das Dorf wurde von den Oeſterreichern behauptet, und nach einem 6ſtündigen ſchrecklichen Kampfe eroberten ſie das ganze feindliche Lager, 101 Kanonen, und eine ungemeine Menge an Munition und andern Siegeszeichen. Der Verluſt an Mannſchaft auf der Seite der Preußen belief ſich wenigſtens auf 10,000 Mann.

Dieſer Sieg der Oeſtereicher wurde am Namenstage der Kaiſerin Maria Thereſia erfochten, und da in katholiſchen Ländern an dieſem Tage Geſchenke gebräuchlich ſind, ſo beſchenkte Daun ſeine Monarchin mit der Nachricht von den erkämpften Vortheilen. Sie dankte ihm für das ſogenannte Bouquet in einem Briefe voll der gnädigſten Ausdrücke. Die Kaiſerin von Rußland beſchenkte ihn mit einem goldenen Degen. Der Magiſtrat von Wien ließ ihm eine Ehrenſäule errichten, und die öſterreichiſchen Landſtände machten ihm ein Geſchenk von 300,000 Gulden, um die von ſeiner Familie veräußerte Herrſchaft Ladendorf wieder an ſich zu kaufen. Auch der Pabſt Clemens XIII, der eben erſt den päbſtlichen Stuhl beſtiegen hatte, nahm Theil an dem Siege. Er überſandte den Feldmarſchall Daun einen geweihten Hut und Degen — um die Ketzer deſto nachdrücklicher zu bekämpfen.

In der fürchterlichſten aller Schlachten, bei Torgau am 3ten Nov. 1760 vertheidigte ſich Daun

vortreflich gegen den Angriff des Königs, und die Oesterreicher bewiesen ausserordentliche Tapferkeit. Gleich anfangs empfing der Feldmarschall die Preussen mit einem Kanonenfeuer, das noch nie auf dem Element der Erde seit Erfindung des Pulvers erlebt worden war. Vierhundert auf Batterien gepflanzte Kanonen standen hier wie auf einem Punkt gerichtet, und ihre Feuerschlünde sprüheten unaufhörlich Tod und Verderben. Es war ein Bild der Hölle, die sich zu öffnen schien, ihren Raub zu empfangen. Die ältesten Krieger beider Heere, hatten nie eine solche Feuerscene gesehen; auch war die Wirkung über alle Vorstellung gräßlich. In einer halben Stunde lagen 5500 preußische Grenadiere, nachdem sie mit erstaunlichem Muth den Angriff gethan hatten, todt oder verwundet auf die Wahlstadt gestreckt. Die preußische Hauptarmee rückte indessen aus einem Walde vor, in welchem der Donner der Kanonen gräßlich wiederhallte. Die Artillerie versuchte ihr Geschütz vorwärts zu bringen, aber die vorgespannten Pferde wurden von den Kugeln todt zu Boden gestreckt oder verstümmelt; auch ihre Führer, die nicht entflohen, wurden niedergeschossen, und sowohl Räder als Lavetten zertrümmert. Die Kartätschen wütheten schrecklich unter den Preußen, welche dennoch vorrückten, als die österreichischen Kuirassiere ein entsetzliches Blutbad unter ihnen anrichteten. Die preußische Kavallerie kam dem Fußvolke zu Hülfe,

allein auch ſie wurde zurück geſchlagen. Die Nacht brach endlich ein, die Kräfte waren erſchöpft, Friedrich ſelbſt verwundet, und die Schlacht ſchien für ihn völlig verloren. Daun fertigte Kouriere mit dieſer Nachricht nach Wien ab, die, mit vielen blaſenden Poſtillionen umringt, unter dem lauten Jubel des Volks in der Kaiſerſtadt ihren Einzug hielten, und einen vollkommenen Sieg verkündigten.

Friedrich war ſchon im vollen Rückzuge begriffen, als Zieten noch in der Nacht auf die Höhe von Siptitz, welche die, ihres Sieges gewiſſen, Oeſterreicher verlaſſen hatten, und auf die, Batterien derſelben einen ſo glücklichen Angriff machte, daß der Sieg ſich auf einmal auf die Seite der Preußen lenkte, und Daun, der wegen einer am Fuß erhaltenen ſchweren Wunde nicht mehr perſönlich kommandiren konnte, dadurch zum Rückzuge beſtimmt ward. Dieß war die letzte Schlacht geweſen, in welcher der kaiſerliche Feldmarſchall kommandirt hatte.

Die Kaiſerin Thereſia ließ ihren Liebling Daun dieſen Unfall ſo wenig entgelten, daß ſie ihn, als er zur Heilung ſeiner Wunde nach Wien zurück kehrte, mit ihrer ganzen Familie wie im Triumph einholte. So ſehr wußte ſie den Mann zu ſchätzen, der ihr durch ſeine kriegeriſchen Thaten, durch die Verbeſſerung des Militairweſens, beſonders der Infanterie, und als wirklicher geheimer Rath, der Kaiſerin,

so wesentliche Dienste geleistet hatte. Er besaß auch ihr Zutrauen in dem Grade, daß man in Wien im Sprichwort sagte: Man könne eher der Kaiserin ungestraft auf den Fuß treten, als den Feldmarschall Daun an den Aermel stoßen. Indeß hat er nie durch Mißbrauch seines Ansehens Anlaß zu dieser Redensart gegeben, sondern war vielmehr immer ein Muster eines rechtschaffenen und devoten Mannes. Als er am 5ten Febr. 1766 gestorben war, übersandte die Kaiserin seinem einzigen hinterlassenen Sohne ein prächtiges (auf 180,000 Gulden geschätztes) Souvenir, auf dessen einer Seite ihr Bildniß, auf der andern das Bildniß seines Vaters und darunter der Plan der Schlacht bei Collin mit der Inschrift stand:

Protector Patriae.

# Karl, Graf von Clerfayt.

Kaiserl. Königl. Feldmarschall.

Auch Clerfayt war ein Mann von hoher Geistesstraft, von heldenmäßiger Unerschrockenheit; er erschien in der Offensive eben so groß, als er in der Defensive bewundernswürdig war. Er stammte aus den vormaligen österreichischen Niederlanden, und sein berühmtes Geschlecht hatte dem Staate schon mehrere vortrefliche Diener geliefert. Gebohren war er im Jahre 1733. Schon als Kind zeigte er Kühnheit und Muth; er schien zum Krieger geschaffen zu seyn, ungeachtet seine Handlungen deutlich zu erkennen geben, daß er den Waffen keinen Rang vor der sanftern Menschlichkeit einräumte.

Als Clerfayt das Alter erreicht hatte, wo junge Edelleute gewöhnlich das ruhige Leben auf dem väterlichen Landsitze mit dem geräuschvollern einer Residenzstadt zu vertauschen pflegen, betrat er die militairische Laufbahn. Dieß geschah in den ersten Jahren des siebenjährigen Krieges, wo er sich bald als

einen vortreflichen Offizier zeigte. Doch da es sein Posten damals mit sich brachte, daß er nicht selbst entworfene Pläne ausführen konnte, sondern vielmehr sich nach denen, die ihm von seinen Obern vorgelegt wurden, richten mußte, so hatte er nur ein kleines Feld, wozu er sich Ruhm einernten konnte. Aber auch hier fanden die Generale, unter deren Kommando er stand, oft Gelegenheit, den Muth und die Kaltblütigkeit des jungen Helden zu bewundern; so zwar, daß er gegen das Ende des siebenjährigen Krieges Oberster wurde.

In dem Feldzuge des Jahres 1778 wegen der baierischen Erbfolge, und vornämlich in dem letzten Türkenkriege hatte er bei allen Gelegenheiten die schönsten Vortheile erhalten. Nachdem die Türken im November 1788 vollends aus dem Bannate verdrängt waren, erhielt Clerfayt das Oberkommando über das in dieser Provinz stehen gebliebene Truppenkorps, und wurde zum Feldzeugmeister ernannt. Im Sommer 1789 kommandirte er den linken Flügel der Hauptarmee, welcher bei Karansebes stand. Als aber im August der Feldmarschall Laudon dem Grafen von Haddik im Kommando der Hauptarmee folgte, lagerte sich Clerfayt wieder mit einem besondern Korps bei Fenisch, von wo aus er den 17ten August bis über Mehadia vordrang. Am 28sten August besetzte ein feindliches Korps von 15,000 Mann

den über dem Paſſe Lasmare liegenden Berg, bei Mehadia, und rekognoſcirte gleich darauf die Stellung des Clerfayt'ſchen Truppenkorps. Inzwiſchen hatte der Feind allmählig einen großen Theil ſeiner Infanterie vorrücken laſſen, welche ſich auf die ſteilſten Berge, ſeiner Verſchanzung gegenüber, ſtellte, und das Truppenkorps zu verdrängen ſuchte. Zugleich wurden von den Feinden Kanonen in die Ebene herab gebracht, um die hier befindlichen Spahi und Janitſcharen zu unterſtützen, und die Verſchanzung der öſterreichiſchen Truppen zu beſchießen, welches von neun Uhr bis halb ein Uhr dauerte. Der Ueberreſt des feindlichen Korps blieb indeſſen immer auf der Anhöhe und fing an ſich zu verſchanzen. Clerfayt ließ nun fünf Bataillons en Quarrés in zwei Treffen, und eilf Diviſions von der Kavalerie in drei Kolonnen anrücken, und griff mit dieſen Truppen den Feind entſchloſſen an. Die feindliche Batterie im Thale ward ſogleich eingenommen, und die hier befindlichen Türken zogen ſich eiligſt zurück. Die Oeſterreicher, von einem anhaltenden wirkſamen Kanonenfeuer unterſtützt, rückten jetzt mit klingendem Spiele auf die Anhöhe vor, griffen den dort verſchanzten Feind an, und brachten ihn ebenfalls zur Flucht. Hierauf bemächtigte ſich Clerfayt am 29ſten des Paſſes von Koranmeck, jagte die Türken aus dem Schuppannecker Thale, und rückte bis an die Cherna vor. Am 18ten Sept. rückte Clerfayt

mit einem Korps von Pancſowa in das Lager der Eugeniſchen Linie, und ſetzte ſich mit der Hauptarmee des Feldmarſchalls Laudon, welche zur Belagerung von Belgrad beſtimmt war, in Verbindung. Auch hier gab Clerfayt Proben ſeines Muths und ſeiner militairiſchen Talente.

Der eigentliche Schauplatz des Ruhms für Clerfayt war der franzöſiſche Revolutionskrieg. Am 20ſten April 1792 war der Krieg erklärt, und am 24ſten erhielt hierauf Rochambeau den von Dumouriez entworfenen Plan zur Eroberung von Belgien, den er ſchon am 27ſten auszuführen anfangen ſollte. Die franzöſiſche Arme bricht zu verſchiedenenmalen unter den Generälen Rochambeau, Luckner und la Fayette in die Niederlande ein, wird aber immer von den öſterreichiſchen Truppen unter Anführung der Generäle Clerfayt und Beaulieu, mit vielem Verluſte zurückgeſchlagen.

Mittlerweile näherte ſich ein kombinirtes Heer von Preußen, Heſſen, und franzöſiſchen Ausgewanderten, angeführt von dem Herzoge von Braunſchweig. Es wird ein Operationsplan verabredet. Nach ſolchem blieb ein Theil der öſterreichiſchen Armee bei Nivelle zur Deckung der Niederlande, unter den Befehlen des Herzogs Albert von Sachſen-Teſchen ſtehen; der andere Theil aber, unter dem Kommando des Generals Clerfayt, marſchirte ins

Luxemburgiſche um die Preußen zu verſtärken. Mit reiſſendem Glück ſchritten die kombinirten Heere in Lothringen vorwärts. Die erſten Grenzplätze Longwy und Verdun fallen; das Korps des Generals Clerfayt ging auf Stenac los, ſchlug die dabei ſtehenden Franzoſen, und nahm dieſe Stadt am erſten Sept. in Beſitz, die durch ihre Lage an der Maas für die vorrückende Armee von größter Wichtigkeit war. Der Weg durch Champagne nach Paris ſtand jetzt offen; dieſe Hauptſtadt eilte, ſich durch Feſtungswerke zu verſchanzen, uneingedenk in der Betäubung, daß ihr ungeheurer Umfang ganz andere Vertheidigungsmittel fordere. Inzwiſchen wurde der Zweck, zu dem die kombinirten Heere eingebrochen waren, den unglücklichen König aus ſeiner Gefangenſchaft zu befreien, aufgegeben; der Herzog von Braunſchweig zieht ſich aus der Champagne nach Coblenz zurück, und General Clerfayt mußte mit ſeinen braven Oeſterreichern den Rückzug der durch Krankheiten, lange Näſſe und Mangel geſchwächten Preußen decken. Schon jetzt zeigte Clerfayt den künftigen großen Feldherrn in der Defenſive.

Kellermann folgte den Preußen mit 40,000 Mann gegen die Moſel; Dumouriez, Valence und Bournonville kommandirten die Macht, die gegen Belgien beſtimmt war. Letztere war an Zahl und Artillerie den Vertheidigern der öſterreichiſchen

Niederlande über alle Vergleichung überlegen. Sie bestand aus 80,000 Mann fast ganz frischer Truppen; sie führte eine unermeßliche Artillerie mit sich, über 300 schwere Kanonen, und über 80 große 24 und 36 Pfünder, und einen solchen Ueberfluß von Kriegsmunizion, daß mehr als 7000 Pferde nöthig waren, um Geschütz und Munizion über die belgischen Grenzen zu bringen. Die österreichische Armee dagegen war nicht viel über 17,000 Krieger stark, die noch überdieß von dem schweren Feldzuge nach Champagne abgemattet war. Auf wessen Seite sich die Uebermacht befinde, das entschied der erste Anblick. Die Oesterreicher unter dem Herzoge von Sachsen-Teschen und Clerfayt, erwarteten die Neufranken in ihren Verschanzungen unweit Mons bei dem Dorfe Gemappe. Schrecklich waren die Tage des Angriffs, der 5te und 6te Nov. 1792. Vergeblich bestürmten die zahlreichen Franken diese Hand voll Helden am 5ten Nov. durch ihre Wuth und die heftigste Artillerie; sie wichen auch nicht einen Fuß breit; auch am 6ten Nov. trieben sie zu drei verschiedenen malen die wüthendsten Angriffe ihrer Feinde mit heldenmüthiger Tapferkeit zurück, bis sie endlich der überlegenen Zahl das Schlachtfeld überlassen mußten, das mit 14,000 Leichen überdeckt war. Alle Krieger versicherten, keine so wüthige Schlacht jemals gesehen zu haben. Bei diesem Siege konnte Dumouriez, trotz aller Hochpreisung, doch keiner Fahne, noch

anderer eroberten Siegeszeichen ſich rühmen, auſſer acht Kanonen, welches bei einer ſolchen Hauptſchlacht etwas Unerhörtes iſt.

Größer als im Laufe ſeiner glänzendſten Siege erſcheint jetzt Clerfayt auf dieſem Rückzuge. Er hatte das Kommando über die öſterreichiſche Armee, welche der Herzog von Sachſen-Teſchen Krankheitshalber verlaſſen mußte, übernommen, und machte mit ſeiner kleinen Anzahl Helden den allzu mächtig andringenden Franken jeden Fußbreit Erde ſtreitig. Er verließ unter beſtändigem Scharmutziren die Niederlande, und zog ſich in der rauheſten, kälteſten Winterzeit, in Schneegeſtöber, und von Kälte halb erſtarrt in das Herzogthum Jülich zurück, wo er ſich bei Bergen mit ſeinem Korps d'Armee ſetzte. Unſtreitig machte Clerfayt einen, nach dem Urtheile der Kenner meiſterhaften Rückzug, Schritt vor Schritt, unter ſtetem Fechten, und öfterm Zurückſchlagen der Franzoſen. Wäre er nur etwas ſtärker, und die Franzoſen etwas ſchwächer geweſen, ſo wären einige Gefechte vollſtändige Siege geworden. Von Löwen, wo er der Ueberlegenheit hatte weichen müſſen, zog er ſich über Tirlemont nach Lüttich zu, unter öftern Gefechten ſeiner Arriergarde mit der franzöſiſchen Avantgarde Am 6ten Dec. kam es eine Stunde von Herve wieder zu einem lebhaften Gefechte, das von Sonnen-Aufgang bis nach 10 Uhr des Morgens

dauerte. Clerfayt siegte auch hier, und verfolgte die in gröſter Unordnung fliehenden Franzoſen bis auf eine Stunde vor Lüttich hin; als aber Dumouriez mit der Hauptarmee heran rückte, mußte er wieder weichen. Unterdeſſen erreichte Clerfayt ſeinen Endzweck völlig, und konnte mit Sicherheit in verſchiedenen Kolonnen ſeinen weitern Rückzug antreten. Und ſo kam dieſer groſe, kluge Feldherr, ohne auch nur eine Kanone dem Feinde zu überlaſſen, bei Bergen an, und nahm dort eine ſehr vortheihafte Poſition, von wo aus er öfters die Franzoſen beunruhigte.

Der ganze Feldzug des folgenden Jahres 1793 war ein fortgehender Triumph. Vom 17ten März an, nichts als Niederlagen der Republikaner. Am 18ten März begann der groſe mörderiſche Kampf bei Neerwinden, und der Sieg entſchied für den groſen Feldherrn Coburg. Breda, Gertruidenburg, und was ſonſt in Brabant noch erobert war, mußte von den Franken aufgegeben werden; ganz Belgien war Oeſterreich aufs neue unterworfen, gerade um dieſelbe Zeit, da in Paris ſeine Einverleibung in die Frankenrepublik beſchloſſen ward. Die beiden Feſtungen Conde und Valenciennes fielen; Quesnoy und Maubeuge wurden belagert. Endlich bezog man, was in diſen Gegenden während dieſem Revolutionskriege weiter nicht geſchah, dieſes Jahr Winterquartiere.

Bei allen wichtigen und siegreichen Gefechten und Schlachten dieses Feldzugs hatte Clerfayt einen rühmlichen Antheil.

Schon frühe wurde der Feldzug von 1794 eröffnet; der Anfang desselben war für die Alliirten glänzend. Prinz Coburg gewann die große Schlacht bei Chateau Cambresis am 17ten April, und bald darauf, am 30sten, ergab sich die Festung Landrecy. — Wenn in einem andern Kriege solche Schlachten gewonnen worden wären, wie die am 17ten April bei Landrecy, die am 26sten bei Catillon, die am 10ten Mai bei Baisceux, die am 22sten bei Dornick, die am 3ten Juni bei Charleroi; wenn eine Festung wie Landrecy erobert, über 15,000 Mann gefangen genommen, über 200 Kanonen erbeutet, eine ganze Armee zerstreut — wenn dieß alles in einem andern Kriege geschehen wäre, so würde der Feldzug entschieden und für die Sieger nicht viel mehr zu thun übrig gewesen seyn. Aber die Franzosen wurden von ihren Tyrannen wie wilde Thiere ins Feuer getrieben, und vom 26sten April an verging fast kein Tag ohne blutige Gefechte.

Carnot drang, nach der Weise der republikanischen Taktik bei den fränkischen Heeren, auf einen allgemeinen Angriff aller alliirten Truppen an einem Tage, und damit sollte jeden Tag so lange fortgefahren werden, bis die Verbündeten erschöpft, oder von

den vier eroberten französischen Festungen getrennt wären. Das große Manoeuvre hatte schon am 26sten April begonnen; von diesem Tage an entstand ein fortgesetzter Kampf von allen Seiten. Ungeübte Schaaren wilder Krieger, ohne Disciplin und Taktik, aber angefüllt mit fanatischer Ehrfurcht für die Heiligkeit der Kriegsgesetze, schlugen tapfere, geübte und sieggewohnte Heere; unerfahrne und verwegene Feldherren des gestrigen Tages siegten über die langjährige Erfahrung der tapfersten, talentvollsten und bei der Taktik grau gewordenen Generale. Ward ein tollkühner Angriff der jungen Schwärmer von der Bedächtigkeit der ausgelernten Krieger abgeschlagen und das Schlachtfeld mit republikanischen Leichen überdeckt, sogleich drängten sich noch tollkühnere Haufen über die Leichen ihrer gefallenen Waffenbrüder unter Freiheits- Schlacht- und Blutgesängen gegen den siegenden Feind hervor, darum unbekümmert, wer um und neben und hinter ihnen fiel, und rangen mit den schon erschöpften Kriegern, bis sie ihre Kraft verließ, und sie Meister von dem Kampfplatze blieben. Es begann ein Krieg von völlig neuer Art, in dem der Kampf nach keiner Taktik, keiner Regel, keinem Plane und Zusammenhange bestanden wurde; ein Krieg, in dem die bloße Ueberlegenheit an Zahl, unterstützt durch den Fanatismus sogenannter Freiheit, beinahe jedesmal entschied. —

Mit solchem Ungestüme wurde der Krieg von den

Franzoſen geführt. Von allen Seiten drangen zahlreiche Haufen auf die Alliirten los, ſo, daß ſie oft ſelbſt nicht wußten, wohin ſie mit der Hauptarmee ſich zuerſt zu wenden hätten. Pichegru ſtürmte an den Ufern der Lys und Schelde in Weſtflandern hervor, und von der andern Seite operirte, gleich hartnäckig, Jourdan an der Sambre. Obgleich der letztere General viermal zurückgeſchlagen wurde und bei Rouverei eine ſchreckliche Niederlage erlitt, ſo erneuerte er zum fünftenmale den Uebergang über die Sambre am 24ſten Mai, und faßte endlich nach vielen blutigen Gefechten feſten Fuß. Dreimal ward von ihm auf dieſer Expedition Charleroi bombardirt; erſt beim dritten Angriff, am 25ſten Juni, fiel dieſe Feſtung. Nach der fürchterlichen Schlacht bei Fleurus mußte endlich das kleine Heer der öſterreichiſchen Helden weichen, worauf ſich Pichegru und Jourdan am 4ten Jult vereinigten, und die Alliirten immer vorwärts drängten.

Am 28ſten Auguſt übernahm Clerfayt das Oberkommando über die öſterreichiſche Armee, nachdem Prinz Coburg ſeine angeſuchte Dimiſſion erhalten hätte. Clerfayt erſcheint jetzt zum zweitenmale in dieſem Kriege in einer bewundernswürdigen Größe. Mit einer kleinen Anzahl Helden, beſtändig in den blutigſten Gefechten mit der zahlreichen Horde des nachfolgenden Generals Jourdan, worunter

die bei Aſpremont, bei Deuren und an dem Ufer der Roer die wichtigſten waren, zog ſich der deutſche Xenophon aus Brabant über die Maas, verließ Lüttich und Aachen, und ging am 5ten October bei Mühlheim über den Rhein.

Vom Winter 1794 bis zum 6ten Sept. 1795 war am Rhein Stillſtand, und nur hie und da fiel noch ein Schuß über dieſen Fluß. Inzwiſchen wurde Clerfayt Feldmarſchall, und erhielt das Oberkommando über die öſterreichiſche und Reichsarmee. Sein Hauptquartier war abwechſelnd zu Groß-Gerau und zu Schwetzingen, und die Truppen lagen den ganzen Sommer über ruhig in detachirten Korps längs den Ufern des Niederrheins bis zur Neutralitäts- und Demarkationslinie hin. Aber in der Nacht vom 6ten auf den 7ten September ſetzte Jourdan mit 80,000 Mann glücklich an drei verſchiedenen Orten über den Rhein. Düſſeldorf kapitulirte unverzüglich, und bis zum 23ſten Sept. befand ſich die fränkiſche Armee ſchon an den Ufern des Mains. Jetzt dringt Clerfayt längs dem Main hervor, und ſiegt über den General Jourdan bei Höchſt. Das fränkiſche Heer erlitt hier eine ſchreckliche Niederlage; Clerfayt eilte ihr nach und ſchlug ſie allenthalben. Hierauf wendete er ſich mit aller Schnelligkeit nach Mainz, forçirte die für unüberwindlich gehaltenen Linien bei Mainz, und ſchlug die hinter dieſen Verſchanzungen geſtande-

nen Franzoſen total. Und ſo iſt der 29ſte October mit einem Siege bezeichnet worden, der in Rückſicht ſeiner Größe, Vollſtändigkeit, der Wunder der Tapferkeit, der Schwierigkeiten und der wichtigen Folgen, nur mit der Schlacht bei Leuthen, Höchſtädt und Belgrad, die Eugen gewann, verglichen werden kann. Dieſe Unternehmung auf die entſetzlichen Linien der Franzoſen, die in keinem Vergleich mit denen bei Turin, welche Eugen überſtieg, kommen können, ſchien vielleicht eine gewagte Kühnheit zu ſeyn; allein ſchwere Unternehmungen liebt der Mann von Genie, weil er zeigen kann, daß die Reſſourçen ſeines Geiſtes ſich über die Hinderniſſe erheben können, die andern Köpfen unüberſteiglich ſind. Er geht nur mit deſto größerm Eifer zum Ziele.

Groß war die Gefahr, groß der Kampf; eben ſo groß der Sieg, und der Erfolg! — Ueber ein Jahr lang hatte die zur Belagerung und Einnahme von Mainz beſtimmte franzöſiſche Armee an Werken gearbeitet, deren Kunſt und Ausdehnung Jedermann in Erſtaunen ſetzte. Noch nie hatte ein Ingenieur ein Werk dieſer Art gemacht, welches ſo vortrefflich angelegt, ſo ſolide gebaut und ſo furchtbar geweſen iſt. Die Infanterie war da bis an die Augen verſchanzt, mit einem Erdwalle von acht Fuß in der Dicke. Die Graben, 20 Fuß breit und 10 Fuß tief, waren mit 4 Reihen ſpaniſcher Reiter beſetzt. Ueberdieß hatte

man dieſen Wall durch eine ununterbrochene Linie von 6 Reihen Wolfsgruben, die 6 Fuß im Durchſchnitte und 7 in der Tiefe hatten, für die Kavallerie unzugänglich gemacht. Von 25 zu 25 Schritten waren in dieſen Retranchements halbe Monde angebracht, in deren jedem 3 Kanonen auf einer Batterie ſtanden. 150 Schritte von dieſen Werken waren ſtarke Hornwerke und Redouten errichtet. Jede dieſer Redouten war mit 10 bis 14 Feuerſchlünden beſetzt. Kurz, um ſich einen vollſtändigen Begriff von dieſer Linie von Verſchanzungen zu machen, muß man ſich 50 kleine Feſtungen vorſtellen, die durch dreifache Gräben, Wolfsgruben, Paliſaden und viele andere Anlagen, in einem Umkreiſe von mehr als drei Stunden, unter einander verbunden waren. Das Dorf Gunſenheim glich einer völligen Feſtung; eben ſo Heiligenkreuz, Hechtsheim u. ſ. w. In dieſen Verſchanzungen ſtand eine Armee von 52 Bataillons, 5 Kavallerieregimenter, 3 Regimenter reitender Artillerie zu Fuß, 2 Regimenter Sappeurs und 2 Regimenter Mineurs. Außer dieſer Armee ſtund noch ein dazu gehöriges Korps bis nach Ingelheim hin, wo ſich das Hauptquartier befand, ſo, daß die ganze daſige Armee unter dem Kommando des Generals Chales 80,000 Mann ſtark war, und gegen 600 Kanonen, Mörſer und andere Artilleriestücke hatte.

Um 6 Uhr früh begann der Angriff in 5 Kolonnen. Er geſchah zu gleicher Zeit auf Mombach, Zahl-

bach, Heiligenkreuz, Weissenau und Hechtsheim. Alle geschahen mit dem Bajonette und Säbel. Den Hechtsheimer Berg hinan, mit dem Bajonette, ohne einen Schuß zu thun, stiegen die Regimenter Manfredini und Pellegrini auf die Schanzen, an der Seite ihrer Generale. Eben so brav zeigten sich die andern Kolonnen. Der Tag brach erst an, als das Schlachtfeld schon im Blute schwamm und mit Leichnamen bedeckt wer. Das Gefecht wurde jetzt schrecklicher. Die Franzosen hatten, vom ersten Angriffe überrascht, die ersten zwei Linien fast allenthalben verlassen. Sie zogen sich in der dritten zusammen und thaten hier den verzweifeltsten Widerstand. Es begann ein entsetzliches Hecken- Kartätschen- und Granatenfeuer, und hielt den Sieg der österreichischen Armee fast 2 Stunden lang auf. Dreimal wurden die kaiserlichen Truppen aus der dritten Linie zurückgeworfen; aber ihre Tapferkeit stürmte mit verdoppelter Heftigkeit zum viertenmale an. Alles wetteiferte, Wunder der Tapferkeit zu verrichten. Einer überstieg auf den Schultern des andern das Riesenwerk, und drang mit Heldenarm auf den Feind ein — um 9 Uhr des Morgens waren die unüberwindlichen Linien der Franzosen erstiegen — die österreichischen Helden waren Meister von 30 Festungen und Bergschanzen.

Die Sieger ließen den Flüchtigen keine Zeit zum Stillstande. Sie verfolgten sie noch an dem Ta-

ge des Sieges, einerseits über Ingelheim bis gegen Bingen, anderseits über Oppenheim bis über Alzey. Die übrige siegreiche Armee lagerte sich auf dem Schlachtfelde und in den französischen Eroberungen.

So setzte Clerfayt, der große Feldherr, zu dem Ruhme des deutschen Xenophon, den er sich auf seinen zwei so klugen Rückzügen aus den Niederlanden im Jahre 1792 und 1794 mit wundervollem Rechte erworben hatte, nun auch den Ruhm des deutschen Hermann hinzu; er siegte schnell wie Cäsar, und machte seinen Namen in den Annalen dieses Krieges unsterblich. — Nach dem merkwürdigen Ausgange dieses Feldzuges, der sich am Rheine für die österreichische Armee und ihre Anführer so äußerst glorreich endigte, verließ Clerfayt die Armee und ging nach Wien. Hier lebte er als Weiser in einer thatenvollen Stille, und starb den 21sten Juli 1798 in einem Alter von 65 Jahren. In der langen und schmerzhaften Krankheit, die seinem Tode vorherging, zeigte er in den Augen der Religion und der Philosophie dieselbe Seelengröße, dieselbe Weisheit und alle die Tugenden, die ihn während seiner ruhmvollen militairischen Laufbahn bezeichnet haben. Wie er im Leben allgemein geliebt und geehrt war, so wurde sein Verlust allgemein bedauert.

Er hatte dem Hause Oesterreich, und zwar unter vier Regenten, 45 Jahre hindurch mit eben so vie-

lem Eifer, als Treue und Ruhm gedient. Die unpartheiische Geschichte, diese unbestechbare Richterin der Thaten, wird ihn ungezweifelt in den Rang der ersten Feldherren setzen. Ein strenger Beobachter der Kriegszucht — der Mutter großer Thaten — ein Feind aller Ruhmredigkeit und aller Ränke, kannte er keine andern Wege, als die der Ehre und der Dienstpflicht. Er betrachtete die Soldaten als seine Kinder, bekümmerte sich unaufhörlich um ihre Bedürfnisse, und munterte sie durch Wohlthaten auf; auch hörte er sich oft von den Soldaten Vater nennen. Er wußte das wahre Verdienst bei dem Offizier zu unterscheiden, und viele von ihnen hatten ihre Beförderung seiner Unterstützung zuzuschreiben: auf solche Art machte er von seinen Glücksgütern Gebrauch.

Aber Clerfayt verband mit seinen seltenen militairischen Talenten und vielen Kenntnissen auch große Privattugenden. Die Thränen aller, die an seiner Freundschaft Theil hatten, bezeichnen seine gesellschaftlichen Tugenden weit besser, als alles Lob, welches man ihm geben könnte. Wenn die Nachwelt sich unwillig von andern Helden und Generälen des größten Schauspiels, das noch die Geschichte kennet, wegwenden wird, so wird sie nur mit desto größerer Ehrfurcht an dem Bilde Clerfayts verweilen und sein Andenken segnen. — Seine schwer errungenen Lorbeern im vorigen Türkenkriege, in den zwei mei-

sterhaften Rückzügen aus Belgien, welche mehr als eine gewonnene Schlacht aufwiegen, seine klugen Manoeuvres und Märsche in Belgien und nach dem Rheine, unter so ungünstigen Umständen, sein Benehmen im Feldzuge vom Jahre 1795, und die darauf gefolgten Siege, welche damals Deutschland retteten und die kaiserlichen Waffen mit dem glänzendsten Ruhme bedeckten, sein persönlicher Muth bei vielen Gelegenheiten in Flandern, am Rheine und besonders in der großen Schlacht am 29sten October 1795, und seine von Kennern mehrmals bewunderte taktische Einsicht, Vorsicht und Herzhaftigkeit, die vielen Auszeichnungen seiner kriegerischen Talente und bewunderungsvollen Thaten — werden dereinst eine genaue und vollständige Lebensbeschreibung von ihm zu der wichtigsten und lehrreichsten Schrift unsers Jahrhunderts machen. Aber jetzt scheint es noch nicht die Zeit zu seyn, den großen Feldherrn Clerfayt ganz so zu schildern, wie er war, und zu beschreiben, was und wie er es that.

## Alexander, Fürst von Menzikof.

### Oberster Feldherr der russischen Völker.

Menzikof war der Sohn eines armen Mannes, der mit seiner Familie aus Litthauen nach Moskau zog, und sich da niederließ. Seine Geburt fällt vermuthlich in das Jahr 1674. Versagte ihm das Schicksal eine vornehme Geburt, so schenkte ihm dagegen die Natur Kopf und Talente. Er war ein aufgeweckter Junge, sang und trillerte immer, und dieser heitere Humor verschaffte ihm die Gunst eines Pastetenbäckers, der ihn in seinem zehnten Jahre zu sich nahm, weil schon damals seine Aeltern gestorben waren. Die Pastetenbäcker in Rußland pflegen durch dergleichen Knaben ihr Gebacknes auf den Gassen herumtragen und zum Verkauf ausbieten zu lassen. Gemeiniglich tragen solche Bursche ihre Pasteten in hölzernen Wannen auf dem Kopf oder auf der Schulter umher. Als ein solcher Bursche, als ein Ausschreier der Pirogen oder kleinen Pasteten, wurde Menzikof in Moskau zuerst dem damaligen Czaar Peter I. bekannt, und zwar auf folgende Weise:

Menzikof pflegte mit seiner Waare die Wache am Schlosse des Czaars zu besuchen. Die Soldaten liebten ihn als einen witzigen und muntern Jungen; allein sie gaben ihm ihre Liebe und Achtung auf eine ihnen eigene Art zu erkennen, das heißt: sie neckten ihn, sobald sie ihn sahen, stellten ihm zum Scherz allerlei Fallen, hetzten einen oder den andern von ihren Kameraden gegen ihn auf, gaben ihm Räthsel zu errathen, und bezeigten laut ihr Wohlgefallen, wenn sie Proben seines Witzes und Scharfsinnes gewahr wurden. Eines Tages, als er, seiner Gewohnheit nach, die Schloßwache besuchte, hatte es besonders ein Soldat von der Garde darauf angelegt, ihn vor der Wachstube, wo die ganze Mannschaft versammelt war, durch allerlei Spottreden in die Enge zu treiben und zu Schanden zu machen; allein Menzikof wußte ihm mit so launigem Witze und mit so vielem Salze in seinen Reden zu antworten, daß die Zuhörer ihre Freude darüber durch lautes Jauchzen bezeigten und ihres ganz in die Enge getriebenen Kameraden spotteten. Dieser fand sich hierdurch so sehr beleidigt, daß er nunmehr von groben Worten zu groben Thätlichkeiten schritt; allein der Czaar, der dem ganzen Wortwechsel vom Anfange an unbemerkt aus einem Fenster zugehört und alles, was vorgegangen war, beobachtet hatte, gebot den Soldaten sogleich Ruhe, und rief den Menzikof zu sich. Der Monarch richtete verschiedene Fragen an den Burschen, die mit

vieler Offenheit und gesundem Verstande beantwortet wurden. Dieß brachte ihn auf den Gedanken, sich Menzikofs anzunehmen, und einem brauchbaren Mann aus ihm zu erziehen. Zu dem Ende machte er ihn anfangs zu seinem Pagen, und ließ ihn gleich den andern Edelknaben erziehen.

Mit Recht betrachtete Menzikof den Kaiser als die Quelle seines ganzen zeitlichen Glücks, und bestrebte sich dagegen, sich ihm auf jede Art gefällig zu machen. Niemand konnte die Launen des Monarchen besser ertragen, als er; niemand war scharfsinniger in Erfindung von Mitteln, den Czaar zu belustigen. Dieser wandte ihm daher auch seine ganze Liebe zu, hatte ihn oft um sich, und ließ ihn sogar in seinem Schlafgemach schlafen. Hier wußte er sich bei dem Czaar so einzuschmeicheln, daß er selten etwas vergebens bat.

Inzwischen machten einige Vornehme, an deren Spitze der Prinz Amilka stand, ein gefährliches Komplott wider den Czaar, und bestimmten eine Zeit, in der sie ihn im Bette ermorden wollten. Weil man aber in des Czaars Schlafzimmer nicht kommen konnte, ohne vorher den Menzikof zu gewinnen, so mußte man darauf bedacht seyn, ihn ins Komplott zu ziehen. Der Prinz Amilka begegnete ihm deswegen mit ausgezeichneter Höflichkeit, versprach ihm mehr, als er zu halten willens war, und befahl sei-

ner Tochter, Menzikof'n auf alle nur erſinnliche Art zu liebkoſen. Dieſe war, auſſer ihrem hohen Stande, nicht nur ſehr reich, ſondern auch ungemein reizend, und alſo fähig, auch über das kälteſte Temperament zu ſiegen. Menzikof ſelbſt hatte etwas Reizendes in ſeiner Bildung, und ſeine Sitten waren gefällig und einnehmend. Daher kams, daß die anfangs verſtellte Liebe der Prinzeſſinn bald zu einer wirklichen wurde. Mit der innigſten Zärtlichkeit hingen die beiden jungen Perſonen an einander. Als der Prinz Amilka dieß bemerkte, ſo glaubte er, daß es nun Zeit wäre, dem Günſtlinge des Czaars ſein Geheimniß zu entdecken. Er thats und verſprach zugleich dem Liebhaber ſeiner Tochter, wofern er den Plan der Verſchwornen befördere, ſo ſei ſeine Belohnung: die Prinzeſſin mit einem reichen Brautſchatz. Menzikof war über einen ſo unerwarteten Antrag nicht wenig betroffen, indem die Treue gegen ſeinen Herrn, der ihn aus den Staub erhoben, und die heftige Liebe gegen ſeine Prinzeſſin in einem ſchweren Kampfe mit einander begriffen waren. Verwirrt und unentſchloſſen, was er thun ſollte, bot er den Prinzen um eine Bedenkzeit von 24 Stunden. Allein der Prinz hielt dieß nicht für rathſam, und die Liebe der Prinzeſſin wußte allerlei Gründe vorzubringen, um Menzikofs Einwürfe aufs kräftigſte zu widerlegen. Zuletzt wankte ſeine Treue und er verſprach, die Verräther in des Czaars Schlafgemach

zu führen. Kaum war er aber wieder aus dem Hauſe, in welchem die Liebe ſeine Vernunft berauſcht hatte, ſo reute ihm ſein Verſprechen.

Indeſſen näherte ſich die Zeit, wo die ſchändliche Verrätherei ausgeführt werden ſollte. Menzikof verſank in düſteres Schweigen und war traurig. Der Czaar merkte es, und weil er ihn ſehr liebte, ſo fragte er ihn um die Urſache ſeiner Traurigkeit. Der Page war betroffen, ſtotterte — doch bald beſann er ſich, warf ſich zu des Czaars Füßen und geſtund ihm das ſchwarze Vorhaben. Der Monarch war gerührt über die Treue ſeines Lieblings, und hob ihn gnädig auf. Es war dem Czaar darum zu thun, die Namen der übrigen Verſchwornen zu erfahren, die für Menzikof ſelbſt noch ein Geheimniß waren. Dieſer ſuchte durch eine Liſt hinter das ganze Geheimniß zu kommen. Er ging zu ſeiner Geliebten, äuſſerte gegen ihren Vater den Wunſch, ſie auch einmal bei ſich zu ſehen und zu bewirthen, und bat den Prinzen, er möchte auch ſeine vertrauteſten Freunde mitbringen. Amilka ging in die Schlinge. Er kam am folgenden Tage mit ſeiner Tochter und zwey Verſchwornen zu Menzikof. Dieſer hatte ſchon vorher in dem Zimmer, wo die Bewirthung geſchehen ſollte, den Czaar und den ruſſiſchen Reichskanzler verſteckt, ſo daß ſie alles hören konnten, was geſprochen wurde. Amilka entdeckte nun die Namen

aller Verschwornen, und führte Menzikof'n seine Tochter mit den Worten zu: „Dieß ist der Lohn für den treuen Dienst, den Sie dem Staate leisten, indem Sie uns Gelegenheit geben, einen Tyrannen zu tödten.“

Des andern Tages ließ der Czaar die Verräther, 40 an der Zahl in Verhaft nehmen und hinrichten. Auf Menzikofs viel vermögende Bitte wurde die Prinzessin am Leben erhalten, ward aber in ein Kloster gesteckt. Er selbst stieg nun von Stufe zu Stufe; sein Ansehen am Hofe war so groß, daß selbst die vornehmsten russischen Minister seine Freundschaft suchen mußten. Bei allen diesen Gunstbezeigungen des Glücks wurde der sonst so heitere Menzikof bald wieder still und niedergeschlagen; Ruhe und Friede war aus seiner Seele entflohen. Getrennt von seiner Geliebten war ihm das Leben eine Bürde. Dieß blieb für den Czaar nicht lange ein Geheimniß; er ließ die Prinzessin wieder in Freiheit setzen und vereinigte sie mit ihrem Geliebten, nachdem er ihn vorher zum Fürsten von Ingermannland erhoben hatte. König August von Polen schenkte ihm das Flemmingsche Infanterie-Regiment, welches von dieser Zeit an das Fürst Alexandrische genannt wurde. Auch der römisch-kaiserliche Hof trug zu den Ehrentitein Menzikofs bei, und Kaiser Joseph I. machte ihn zum Fürsten des heiligen römischen Reichs,

und König August ertheilte ihm den polnischen weißen Adlerorden. So wetteiferten fast alle Mächte Europens, um den Liebling Peters mit Ehren zu überhäufen, und gaben seinem Ehrgeiz dadurch noch mehr Schnellkraft.

Die Regierung Peters des Großen war größtentheils kriegerisch und unruhig; besonders zeichnete sie sich durch die langwierigen blutigen Fehden mit König Karln XII von Schweden aus. Da sich Peter meistens persönlich an die Spitze seiner Heere stellte, und mit ihnen gegen den Feind auszog, so mußte ihn auch sein Liebling Menzikof begleiten, der bald zum Kriegshandwerk eben so viel Neigung als Talent verrieth. An Herzhaftigkeit gab er keinen Russen etwas nach; öfters dienten seine Thaten den Beherzten zum Beispiel, und den Verzagten zur Aufmunterung. In Erfindung sinnreicher Kriegslisten war er unerschöpflich, und er wandte dieses Talent zuweilen mit sehr glücklichem Erfolge an. So ließ er z. B. bei der Belagerung von Narva im Jahr 1704 einige Russen schwedisch kleiden, um dadurch die Besatzung aus der Festung heraus zu locken. Da sich die schwedische Kavallerie wirklich zu weit gewagt hatte, so wurde sie von den Russen so umringt, daß sie sich mit ziemlichen Verlust durchschlagen mußte. Sehr wichtige Dienste leistete er dem Czaar, in der entscheidenden Schlacht bei Pultawa am 9ten Jul.

1709, wo Carl XII total geschlagen wurde. Durch Verfolgung der fliehenden Feinde und ihre Gefangennehmung machte er sich bei Petern so beliebt, daß ihn dieser auf dem Schlachtfelde zum General-Feldmarschall ernannte. Auch im Kabinette wurde Menzikof bei den wichtigsten Angelegenheiten zu Rathe gezogen, Peter machte ihn zum Oberhofmeister seines Sohnes, und bestimmte ihn, statt seiner bei Hofe die Honneurs zu machen, da er selbst, nach seinem geraden Sinn, dem Hofceremoniel keinen Geschmack abgewinnen konnte.

Nur wenig Sterbliche können ein glänzendes Glück ertragen, und Menzikof gehörte nicht unter diese kleine Zahl. Geldgierde war eine seiner Hauptleidenschaften. Um diese zu befriedigen, forderte er in jenen Städten, wo er als Sieger einzog, ungeheure Summen, wovon immer die Hälfte in seinen Beutel fiel. Die großen Kriegsrüstungen, die er für die Armee zu besorgen hatte, gingen immer auf doppelte Rechnung, welche die kaiserliche Kasse bezahlen mußte. Diese Bevortheilungen wurden dem Czaar nicht entdeckt, weil die meisten Minister damit verflochten waren, bis endlich der Oberste Rosenow es wagte, Petern die Minister sowohl als Generale namentlich mit Beweisen vorzulegen. Dieß geschah im Jahre 1715. Es wurde ein besonderes Gericht niedergesetzt, welches die Anklagen untersuchen mußte, und

nur mit Mühe entging Menzikof seinem Sturz. Ohne durch die drohende Gefahr vorsichtiger geworden zu seyn, wurde er im Jahr 1719 aufs neue beschuldigt, mit den Czaarischen Geldern übel gewirthschaftet zu haben. Damals war der Czaar aufs heftigste über ihn erzürnt, und jedermann hielt den Fall des Günstlings für gewiß. Es wurde wieder ein scharfes Inquisitionsgericht niedergesetzt, welches der Czaar selbst mit einer sehr nachdrücklichen Rede eröffnete. Menzikof mußte vor dem Gerichte erscheinen, um auf die harten Anklagen der Fiskale zu antworten. Weil er sich nicht durch Winkelzüge herauswinden konnte, wie das erstemal, so wurde ihm sein Degen abgenommen, und es ward das Urtheil über ihn gefällt, daß er wegen treuloser Verwaltung des ihm anvertrauten Schatzes aller seiner Würden, Aemter und Güter verlustig seyn sollte. Aber Peter vermochte es nicht über sich, seinen vieljährigen Liebling der verdienten Strafe zu übergeben; er mußte 500,000 Rthlr. erlegen, und blieb im Besitz seiner Würden und Aemter. Der Czaar übergab ihm bald nachher das Kommando seiner Truppen in der Ukraine, und schenkte ihm von neuem sein ganzes Vertrauen.

Wer hätte es denken sollen, daß ein so kluger Mann als Menzikof, der schon zweimal seinem Untergange so nahe gewesen war, sich den Gelz so verblenden ließe, daß er von neuem der Inquisition

in die Hände fallen mußte? Als im Jahr 1725 in Petersburg ein neues Inquisitionsgericht wieder diejenigen errichtet wurde, welche ihre Schätze mit unrechtmäßigen Gütern vermehrt hatten, so war auch Fürst Menzikof unter denen, welche deshalb angeklagt wurden. Jetzt war es dem Czaar unmöglich, ihm ferner sein ganzes Vertrauen zu schenken, obgleich auch dießmal seine Liebe zu dem Angeklagten den völligen Sturz desselben verhütete. Bisher hatte sich Peter gewöhnlich ganz allein und vertraut mit Menzikof über die Reichsangelegenheiten besprochen; von dieser Zeit an wurde er von den geheimen Berathschlagungen ausgeschlossen. Bekümmert über diese Zurücksetzung fiel er in eine gefährliche Gemüthskrankheit, und zur Vermehrung seines Verdrusses mußte er noch den Schimpf erdulden, daß keiner von den russischen Ministern, aus Furcht sich selbst dadurch zu schaden, ihn eines Besuchs würdigte. Selbst der Czaar, sonst für seine Gesundheit sehr bekümmert, ließ nicht einmal in seiner Krankheit nach ihm fragen. Endlich erschien Menzikof wieder bei Hofe; der Czaar ließ ihn zwar vor sich, allein man fuhr doch fort, ihm seine Güter zu nehmen, worunter sich auch sein Fürstenthum Pleskov befand. Ohne die Summen, welche er an die Czaarische Kammer bezahlen mußte, erlitt er einen Verlust von 600,000 Reichsthalern. Niemand frohlockte darüber mehr als seine Feinde, deren Zahl ausserordentlich

groß war. Die Angesehensten am Hofe beneideten ihn wegen seines Glücks, und weil er ihnen vorgezogen worden war, und die Geringern betrachteten ihn als einen Blutigel, der ihnen alles aussaugen half. Vorzüglich hatte aber auch die russische Geistlichkeit Ursache über ihn klagen, weil er dem Czaar viele Rathschläge gab, wodurch ihre Freiheiten eingeschränkt, und ihre Güter und Einkünfte vermindert wurden.

Menzikof sollte indessen erst die höchste Stufe des irdischen Glücks ersteigen, ehe er die kläglichste Katastrophe erlebte. Und diese glänzendste Periode seines öffentlichen Lebens war die kurze Regierung der Kaiserin Katharina. Er hatte sie den Liebesumarmungen Peters zugeführt, und nach dem Tode desselben am 8ten Febr. 1725 bestieg sie den Thron. Menzikof hatte sie auf denselben erhoben, und es wurde ihm nicht schwer, in ihrem Namen unumschränkt zu herrschen. Alles mußte nach seinem Kopfe gehen, vieles that er, ohne einmal die Czaarin darum zu fragen. Die Großen von Rußland, die er für fähig hielt, ihm zu schaden, suchte er auf seine Seite zu bringen, oder sie wohl gar aus dem Wege zu schaffen; seine eigene Familie strebte er immer mehr empor zu heben, und seine ohnedieß sehr großen Güter und Reichthümer immer noch zu vermehren. Aber schon nach 2 Jahren folgte Katharina ihrem

Gemahl ins Grab, und nun beſtieg ein Enkel Peters des Großen, unter dem Namen Peter II den Thron — ein Prinz von 12 Jahren, den Menzikof gänzlich von ſich abhängig zu erhalten wähnte. Er wurde feierlich als Reichsverweſer und oberſter Feldherr ausgerufen. Die Würde, die er ſelbſt nicht erlangen konnte, wollte er wenigſtens ſeinem Geſchlechte verſchaffen. Er nahm den jungen Kaiſer zu ſich in ſein Palais, und verlobte ſeine älteſte Tochter mit demſelben; allein dieſe Verlobung war die Urſache ſeines Sturzes.

Der junge Kaiſer Peter wurde von dem deſpotiſchen Reichsverweſer in einer faſt ſklaviſchen Abhängigkeit gehalten. Täglich machte ſich dieſer durch den Mißbrauch ſeiner Gewalt neue Feinde, aber niemand wagte es, ſich öffentlich gegen ihn zu erklären. Einer der mächtigſten unter ſeinen Feinden war Graf Oſtermann, der heimlich alle Gelegenheiten ausforſchte, den furchtbaren Koloß zu ſtürzen. Er brachte die beiden Prinzen Dolgorucki auf ſeine Seite, indem er ihnen mit der Hoffnung ſchmeichelte, ihre Schweſter auf den Thron zu erheben, wenn nur Menzikof entfernt wäre. Eine Krankheit des Reichsverweſers ſchien der bequemſte Zeitpunkt zu ſeyn, den jungen Kaiſer von der drückenden Abhängigkeit zu erlöſen, unter der er ſeufzte, ohne Mittel finden zu können, ſich ihrer zu entledigen. Die

Sache aber wurde zu langsam betrieben, und Menzikof bekam durch seine Wiedergenesung Zeit, das Gewitter, welches sich über seinem Haupte zusammen gezogen hatte, zu zerstreuen. Aber entweder glaubte er, seinen Feinden Trotz bieten zu können, oder er kannte die wahren Gesinnungen der Dolgorucki nicht. Sie behielten ihre Stellen bei dem jungen Monarchen, die er ihnen selbst angewiesen hatte, und durch die sie sich das Vertrauen desselben erwarben. Dieses Vertrauen benutzten sie dazu, die Entwürfe des Grafen Ostermann zu begünstigen.

Peter, durch die Vorstellungen seiner Freunde noch mehr gegen den Despotismus seines Aufsehers empört, entzog sich jetzt plötzlich den Augen desselben durch die Flucht, indem er sich heimlich von Petershof nach der Residenz begab. Menzikof eilte ihm nach, mußte aber zu seinem Erstaunen sehen, daß die veränderte Wache ihm den Eingang ins Schloß verwehrte. Verwirrt und betroffen begiebt er sich nach seinem Pallaste, den er von Grenadiers umringt findet. Man fordet ihm seinen Degen ab, und er muß sichs gefallen lassen unter militairischer Bewachung zu bleiben. Der Czaar hatte indessen der Garde geschärfte Befehle ertheilt, nur seine Ordres zu respektiren. Jetzt sah Menzikof seinen Sturz deutlich voraus, und der Jammer in seinem Pallaste war namenlos. Vergebens flehte seine Gemahlin

bei dem Czaar um Gnade, und benetzte seine Füße mit zahllosen Thränen. Der Fall des Fürsten war einmal beschlossen, und niemand konnte ihn hintertreiben. Als er selbst um eine Audienz bei dem Monarchen bat, bekam er den Befehl, am folgenden Tage mit seiner Familie nach Renneburg abzureisen. Der Befehl, welcher ihn auf dieß prächtige Landhaus verwies, erlaubte ihm, seine beweglichen Güter, und eine so große Anzahl Bediente, als ihm gefällig wäre, mit sich zu nehmen. Er gehorchte auch in der That; der Prunk aber, den er bei seinem Gehorsam selbst zeigte, brachte seine Feinde von neuem gegen ihn auf. Er reiste am 21sten Sept. 1727 mit der Pracht eines regierenden Fürsten ab, aber kaum war er zwo Meilen von der Stadt, so sah er sich von einem Detachement Grenadiers verfolgt, die ihn anzuhalten zwangen. Der Kommandant desselben befahl ihm im Namen des Kaisers, alle sowohl russische als fremde Ordenszeichen abzugeben; er mußte seine Karosse verlassen, und mit seiner Familie einen Wagen besteigen, der ihn an den Ort seiner Verweisung bringen sollte.

Bisher war die Standhaftigkeit Menzikofs wohl erschüttert, aber nicht zu Boden geschlagen, denn er schmeichelte sich noch mit dem Gedanken, sein Leben ruhig in Renneburg zuzubringen. Auf einmal aber erfuhr er jetzt, er sey nach Yalurka, einer Wü-

ſte, die noch hinter Sibirien liegt, verwieſen, und dürfe nicht mehr als acht Bediente zu ſeiner Begleitung mit ſich nehmen. Um ſo viel vereintes Unglück noch durch Erniedrigung vollkommen zu machen, zwang man ihn und ſeine Familie, Bauernkleider, die in dieſer Abſicht mitgebracht worden waren, anzulegen. Seine Gemahlin ſtarb noch auf der Reiſe; als er zu Tobaski ankam, wurden ihm auf Befehl des Czaars 500 Rubel eingehändigt, um ſeinen Weg fortzuſetzen. Er mußte ſich eines offenen Wagens bedienen, der gewöhnlich von Hunden, höchſtens von einem Pferde gezogen wurde. So brachte er 5 Monate auf ſeiner Reiſe nach der Wüſte zu, in der er und ſeine älteſte Tochter ihre Tage durchſeufzen ſollten.

Die Beſchuldigungen, die dem Verwieſenen zur Laſt gelegt wurden, beſtanden darinn: daß er 1) die Urſache von dem Tode des Czaarwitz, Vaters des damaligen Kaiſers ſey. 2) Daß er zur Verſtoßung der Kaiſerin Eudopia alles beigetragen habe. 3) Daß er mit den Zöllen betrüglich umgegangen; 4) als Oberaufſeher über die Tabackspacht die Hälfte unterſchlagen; 5) viele getreue Perſonen fälſchlich angeklagt, auch ſie ihrer Ehren und Würden beraubt; 6) nach dem Tode Peters des Großen ſeinen Ehrgeiz keine Grenzen geſetzt, auch daher ſeine Tochter mit dem Kaiſer verlobt, um dadurch die Regierung allein

in die Hände zu bekommen, und die Autorität der Kollegien zu unterdrücken; 7) sich befliſſen habe, die Armee zu beſtechen und auf ſeine Seite zu bringen; und endlich 8) überaus große Summen in die Banken von London und Amſterdam gelegt habe. Man fügte hinzu, daß er den Plan entworfen habe, ſeinen Sohn mit der Prinzeſſin Natalia zu vermählen, und ihn dadurch auf den kaiſerlichen Thron zu befördern.

Durch ſeinen Fall erhielt die Czaariſche Kammer einen großen Reichthum. Das baare Geld allein, welches der Habſüchtige zuſammengehäuft, ſoll ſich auf vier Millionen belaufen haben. Unter ſeinen Schriften ſollen ſich für mehr als 9 Millionen Obligationen und Scheine aus fremden Banken gefunden haben. Ohne die Koſtbarkeiten jeder Art in Anſchlag zu bringen, wurden die Juwelen allein auf 60,000 Rubel geſchätzt; die meiſten davon waren Geſchenke von Peter dem Großen und ſeiner Gemahlin. Die Mahlereien und Tapeten, welche man in den Menzikof'ſchen Palläſten und Luſthäuſern fand, waren königlich; und die vielen Güter, welche er in Rußland hatte, wurden auf eine Million Rubel geſchätzt. Die beſte Herrſchaft davon war Oranienburg. Auſſerdem fand man auch in dem fürſtlichen Marſtall zu Petersburg, und in einem andern, welchen Menzikof auf dem Lande hatte, 260 Kutſch- und Reitpferde, wozu 200 Bediente gehörten.

Mit Standhaftigkeit ertrug übrigens der Verwiesene, so tief Gebeugte, sein hartes Geschick; nur das Unglück der Seinigen, die mit in seinem Fall verwickelt worden waren, zerriß ihm das Herz. Für jeden Tag waren ihm zum Unterhalte zehen Rubel angewiesen. Was er von diesem Gelde ersparte, verwendete er auf Erbauung einer kleinen hölzernen Kirche, und zum Zeitvertreibe zimmerte auch er an dem Holze. Seine Tochter, die mit dem Kaiser verlobt war, starb noch vor dem Vater im Kerker. Er selbst wurde am 2ten November 1729 von Elend und Kummer aufgerieben. — Dieß war das Ende eines Mannes, der sich aus dem Staube bis zu einer Stufe der Ehren empor geschwungen hatte, über welche nichts als der Name des Kaisers erhaben war. Wie laut predigt sein Beispiel die Eitelkeit irdischer Größe und Pracht.

## Alexander Joan, Fürst von Potemkin.

### Russisch kaiserl. Generalissimus.

Potemkin war der merkwürdigste Mann Rußlands unter der Regierung der Kaiserin Katharina II. Auch er war ein Glückskind, wie Menzikof, zwar nicht gerade von so niedriger Geburt, wie dieser, aber doch nach seinem Stande keineswegs berechtigt, sich ein so erhabenes Ziel vorzusetzen, als er wirklich erreicht hat. Gebohren wurde er zu Warschau am 17ten April 1743. Sein Vater, wie Einige wollen, war Edelmann, und mit dem Titel eines russischen National-Obersten, unter der Kaiserin Elisabeth zweiter Stallmeister; eines Vergehens wegen wurde er plötzlich verabschiedet, und verlebte darauf seine übrigen Jahre in Warschau. Seine Mutter stammte aus einer moskovitischen adelichen Familie her.

In seiner Jugend genoß Potemkin eine sorgfältige Erziehung. Seine gute Anlage, die er mit einem seltenen Talente bei Erlernung der Wissenschaf-

ten bewies, ließ schon damals an ihm einen verborgenen Keim entdecken, der ihn mit der Zeit zu großen Dingen fähig machen konnte. Mit reifern Jahren fühlte er einen Beruf zum Soldatenstande; er mußte aber seine Neigung dem Wunsche seines Vaters aufopfern, der ihn nöthigte, den geistlichen Stand des russischen Glaubens anzunehmen. Potemkin gehorchte und kam in ein moskowitisches Kloster. Als aber der Vater einige Zeit darauf starb und die Neigung des Sohnes ferner durch keinen Zwang gebunden wurde, so verließ er das Kloster, und nahm unter einem russischen Regimente Dienste, bei welchem er in kurzer Zeit zur Stelle eines Sergeanten gelangte. Freunde seines Vaters brachten es dahin, daß er von seinem Regimente, wo er noch kaum zwei Jahre diente, zur Garde nach Hofe berufen wurde.

Als ein Jüngling, der von den Grundsätzen seiner Erziehung nie abgewichen, wußte er sich durch ein gesittetes Betragen und seine schöne Gestalt nicht nur vor seinen übrigen Mitgarden auszuzeichnen, sondern auch gleich Anfangs mit seiner einnehmenden Beredsamkeit sich mehrere Höflinge zu Freunden zu machen. Dieß verschaffte ihm bald darauf den Vortheil, der Kaiserin Katharina II. mit so vielem Lob empfohlen zu werden, daß sie ihn selbst zu sehen verlangte. Das Glück begünstigte ihn auch in dem Grade, daß er ihren ganzen Beifall gewann, und von

der Stunde an auf ihre volle Gnade rechnen durfte. Sie verschaffte ihm nicht nur die Gelegenheit, sich nach eigener Wahl in allen Wissenschaften auf ihre Kosten zu bilden, sondern es verging auch fast kein Monat, da sie sich nicht nach seiner Gesundheit und nach seinen Bedürfnissen erkundigt hätte. Potemkin, der sich bisher mit Fleiß und Anstrengung den Wissenschaften gewidmet hatte, die ihm den Weg zu seiner künftigen Laufbahn bereiteten, fühlte einen Ehrgeiz, der ihm seine jetzige subalterne Bestimmung lästig machte. Er bat die Kaiserin, von den Garden befreit zu werden, entdeckte ihr seine Absicht, und machte sich anheischig, von seinen Fähigkeiten Proben abzulegen. Sogleich erhielt er seine Entlassung, und Katharina brachte es dahin, daß er sich sowohl in den Geschäften des Kabinets, als in der höhern Kunst des Kriegswesens üben konnte. Und so erreichte er einen Posten nach dem andern, bis er sich endlich zum Fürsten, Minister und Chef des ganzen russischen Kriegsheers mit unglaublicher Schnelligkeit emporschwang.

Kein russischer Großer besaß so viele Titel und Würden, als Potemkin. Er war Feldmarschall und Oberbefehlshaber der ganzen russischen Kriegsmacht und das Haupt der ganzen regulirten und nicht regulirten Kavallerie, hatte das Oberkommando über die Flotten im aßowischen, kaspischen und schwarzen

Meere, war Präsident der höchsten Kriegsstelle in St. Petersburg, General-Gouverneur von Katharinoslaw, von Taurien und der Tartarei, Generaladjutant und Kammerherr, wie auch General-Inspektor der ganzen Kriegsmacht in Rußland; war Oberster des Preobraschenskischen Garderegiments und das Haupt aller übrigen Garden, Inhaber eines Cuirassierregiments seines Namens, Befehlshaber der Petersburger Dragoner und der Grenadiers von Katharinoslaw, und Kommandant aller Zeughäuser im ganzen russischen Reiche, aller Gewehrfabriken und aller Kanonengießereien; war großer Hettmann aller Kosaken, die unter der russischen Bothmäßigkeit standen. — Potemkin hatte mehrere russische Orden, den von Alexander Newsky, von St. Georg, von St. Anna und von St. Wlodzimir der ersten Klasse, auch den königlich preußischen schwarzen Adlerorden; ferner den dänischen Elephanten- und den schwedischen Seraphinenorden. Mit einem Worte: Potemkin war der größte Mann in der russischen Monarchie; er führte das Ruder im Staate und auch in allen Kriegsangelegenheiten mit eben so viel Talent als Ruhm, da ihn das Glück in keiner seiner Unternehmungen verließ. Ganz Europa sah auf ihn. Er war der Hofkabale gewachsen und gab ihr Gesetze; die Kabale und die Politik mußten ihm gehorchen.

Im Kriegsdepartement war Potemkin alles vermögend. Man begegnete ihm, wenn er in Pe-

tersburg war, mit ungemeiner Achtung; man erwies ihm die nehmliche, oft mehr Devotionen, als der Monarchin selbst. Die ältesten Generale krochen vor ihm. Graukopfe mit blauen, gelben, schwarzen und rothen Ordensbändern machten ihm, wenn er bei Hofe erschien, drei tiefe Verbeugungen nach russischer Sitte, die er gewöhnch nur mit einem mäßigen Kopfnicken erwiederte. Vor seinem Pallast ſtanden oft 50 und mehr Kutschen, deren Eigenthümer ihm zugleich die Aufwartung machten. Dieses mußte um so mehr auffallen, da sein Pallast gleich neben jenem der Kaiserin war. Nur die sogenannte Eremitage, der Lieblingsaufenthalt Katharinens, trennte seine Wohnung von der Residenz der Monarchin.

Die Geschichte dieses Günstlings des Glücks, den die Kaiserin aus dem Staube emporhob, ist noch mit mancherlei Dunkelheiten umhüllt, welche erst die Zukunft zerstreuen muß. Entschieden aber ist es, daß er von seiner großen Gewalt nicht immer den besten Gebrauch machte, und daß er sich mancherlei schreiende Grausamkeiten gegen seine Mitmenschen erlaubte. Einst erwähnte Jemand über seiner Tafel eines russischen Kaufmanns in einer entfernten Provinz, dessen Bart so lang wäre, daß er über den Gürtel hinunter reichte. „Den möcht' ich sehen!“ rief ein Fräulein, das mit zu Tische saß. Kaum war das Wort über ihre Lippen, so schickte Potemkin den Befehl an

die Polizei, den Kaufmann zur Stelle zu ſchaffen. Sechs Monate nachher erinnerte man ſich des Mannes wieder. Der Fürſt erkundigte ſich mit einem heftigen Tone; allein die Antwort lautete: „Er ſitzt ſchon ſeit 5 Monaten, und will noch nicht bekennen, was er verbrochen hat.“ Der zitternde Greis ward nun hereingerufen, dem Fräulein vorgeſtellt, gehörig begückt und entlaſſen. Als er wieder in ſein Haus trat, war ſein Weib, aus Kummer und banger Beſorgniß um ihn, geſtorben, und ſein ganzes Vermögen zu Grunde gerichtet.

Indeſſen darf man auch das Gute nicht vergeſſen, das Potemkin geſtiftet hat, z. B. daß er bei der Armee das unmenſchliche Prügeln, den unnützen, aber dem Soldaten allen Muth benehmenden Aufwand für Puder, Farbenerden und dergleichen, auch die beſchwerliche Friſur und das dem Infanteriſten noch beſchwerlichere, obgleich ganz unnütze, Seitengewehr, ſo wie bei der Kavallerie den Karabiner, welcher den Reiter immer im Auf- und Abſteigen hinderte, abgeſchafft; die Kleidungsſtücke des Soldaten dem Klima gemäßer eingerichtet; die weit gehenden Anmaßungen der Oberſten eingeſchränkt und die von denſelben bedrückten Subalternoffiziere in Schutz genommen hat, und dergl.

Er ſprach nicht viel, war tiefdenkend, ernſthaft, ungemein herzhaft und entſchloſſen. In dem letzten

Kriege gegen die Türken verrichtete er Thaten, die ihm seinen Rang unter den größten Helden der neuern Zeit sichern. Aus Dankbarkeit legte ihm seine Monarchin den Namen der Taurier bei. Die Erwerbung der Krim, die den Namen Taurien bekommen hat, war sein Werk, und sein neuer Name das Denkmal davon. Grausamkeit und Menschenmord in Schlachten war seine Sache nicht; allein wenn Hartnäckigkeit des Feindes auf abgeschlagene Aufforderung ihn reizte, war er unerbittlich, und alles mußte die Schärfe des Säbels fühlen, das ihm entgegen kam. Die Bestürmung und Eroberung Oczakovs ist Zeuge davon, wo in einer Zeit von zwei Stunden 9000 Krieger erlegt wurden. Der kommandirende Pascha, nachdem ihn ein russischer Offizier gerettet und zu Potemkin, der auf einer Pulvertonne saß, geführt, wurde von ihm mit diesen Worten angeredet: „An diesem Blutbade ist einzig deine Hartnäckigkeit Schuld!“ — „Verschone mich mit Vorwürfen, erwiederte der Pascha; ich habe meine und du deine Schuldigkeit gethan; das Schicksal, welches die Sachen so geordnet hat, ist Schuld.“ — Seine Einsicht in den verworrensten Fällen, die das russische Reich damals bedrohten, war unnachahmlich; er rieth seiner Monarchin in den bedrängtesten Lagen mit dem besten Erfolge, wie es der Ausgang immer bewies; deswegen stand er auch bei ihr in einer solchen Achtung, daß es ihr schon hinlänglich war,

zu wiſſen, daß Potemkin es wolle, um ihm nichts abzuſchlagen. Das Kabinet in Petersburg war im Grunde bloß das Werkzeug ſeines Willens.

So glänzend und ausgezeichnet ſeine Laufbahn geweſen war, ſo beſonders war ſein Ende, ſo verlaſſen und gering der Schauplatz ſeines Todes im Jahre 1791 — zu eben der Zeit, da er einen großen und ſiegreichen Krieg mit den Türken ſeinem Ende nahe gebracht, und ſchon die Vorbereitungen zur Unterzeichnung des Friedens getroffen hatte. Bald nach ſeiner Rückkunft aus St. Petersbnrg, wo die Kaiſerin einen neuen prächtigen Pallaſt zu ſeiner künftigen Wohnung erbauen ließ, klagte der Fürſt zu Jaſſy über ein heftiges Uebelbefinden, über einen Schaden im Unterleibe. Dieſe Unbequemlichkeit dauerte bis in den zweiten Monat fort. Man ſtellte dem Fürſten vor, Arznei zu gebrauchen; allein, auf ihre Hülfe nicht rechnend, und an ſeiner Wiederherſtellung zweifelnd, weigerte er ſich, ſie anzunehmen. Endlich entſchloß er ſich, mit ſeiner Niece, der Kron-Großfeldherrin Branika, einer gebohrnen von Engelhardt, die er unter ſeinen Verwandten am liebſten hatte, und die ſich zu Jaſſy aufhielt, nach dem Kloſter Nikolawo, 5 deutſche Meilen von da, auf der Grenze von Beſſarabien, zu reiſen. Er übergab das Kommando förmlich an den Fürſten von Reppnin, überreichte ihm alle geheime Schriften, unter denen ſich der Befehl

Katharinens befand, wie der Friede mit der Pforte geschlossen werden sollte, und machte sich auf die Reise. Er fuhr am 15ten October 1791 ab, hielt ein ruhiges Nachtlager, schrieb noch einen Brief an die Kaiserin, und setzte am folgenden Morgen die Reise fort. Bald klagte er über heftige Schmerzen, verließ den Wagen, setzte sich auf eine Matratze unter einen Baum, und verschied kurz darauf in den Armen seiner Niece. Er starb ohne eigene Erben, im Besitz großer Güter und Reichthümer, die nach einer Mittelangabe auf 50 Millionen Thaler gerechnet wurden, aber auch mit Hinterlassung verhältnißmäßig beträchtlicher Schulden. Er war ein Liebhaber des Glanzes, ein freigebiger Beförderer der Künste und ein eifriger Freund von Ehre und Größe, von der er so viele Stufen während seiner Laufbahn betrat.

# August Hermann Franke.

## Professor der Theologie und Pastor in Halle.

Ein rechtschaffener Lehrer der Kirche bleibt immer ein würdiges Muster der Nachfolge für seine Brüder. Franke war dieß vor tausend Andern. Er gehörte zu den seltenen Beispielen, bei welchen auch des Feindes Auge weniger Flecken bemerkt, und den seine guten Thaten noch immer ehrwürdig machen. Die Monumente, die er sich selbst gesetzt hat, und die noch immer segensreich fortwirken, überliefern eine lebhafte Anschauung des unermüdet thätigen Geistes und des reinen, einfachen und edlen Charakters ihres Stifters.

Franke war am 22sten März 1663 zu Lübeck gebohren, kam aber schon im dritten Jahre mit seinem Vater, einem Rechtsgelehrten, nach Gotha, und verlebte hier seine Jugendjahre. Natürliche Fähigkeiten und anhaltender Fleiß brachten ihn so weit, daß seine Lehrer ihn schon im 14ten Jahre für tüchtig erkannten, eine Universität zu beziehen, so wenig damals das frühe Eilen von Schulen Gewohnheit war. Er

übte sich indessen noch etwa zwei Jahre durch eigenen Fleiß in Sprachen und Wissenschaften, und bezog dann die Universität Erfurt, die ihm am nächsten lag, welche er aber schon nach einem halben Jahre mit Kiel verwechselte. Aus Neigung hatte er sich bestimmt, ein Lehrer der Religion zu werden, es äußerte sich aber auch an ihm das gewöhnliche Schicksal aller guten und vorzüglichen Köpfe: er verbreitete sich auf alles, was ihm wissenswerth schien, und trieb das theologische Studium Anfangs mehr als Nebensache. Er mußte hierüber manchen Vorwurf von einem alten Verwandten hören, und tadelte sich in spätern Jahren selbst darüber. Indessen dürfte man dennoch behaupten, daß er nur durch diese Ausdehnung seines Studiums werden konnte, was er in der Folge wurde. Ein bloßes, noch so emsiges und bis zur tiefsten Gelehrsamkeit fortgesetztes theologisches Studium, würde ihn nie zu seiner, bei weitem größesten und verdienstlichsten Wirksamkeit, zu der Gründung und Errichtung seiner Erziehungs- und Unterrichtsinstitute, fähig gemacht haben.

Mit trefflichen Kenntnissen bereichert ging Franke im Jahre 1682 nach Gotha zurück, nachdem er vorher noch zwei Monate in Hamburg bei einem der damaligen berühmtesten Orientalisten, Esra Edzard, zugebracht hatte, wo er seine schon erworbene hebräische Sprachkenntniß vervollkommnete. In stiller

Eingezogenheit verlebte er nun zwei Jahre bei seiner Mutter, und verband besonders mit dem Studium der älteren Sprachen die Erlernung der französischen, englischen und italienischen. Schon damals scheint sich sein Gemüth allmählig der religiösen, doch wohl auch etwas schwärmerischen Stimmung, genähert zu haben, welche sich sein ganzes Leben hindurch, bei der völligsten Ausbildung, Gesundheit und Kraft seines Verstandes, doch stets in demselben erhielt, und durch seine Schicksale, und besonders durch seine grossen und glücklichen Unternehmungen, immer befestigte und vermehrte.

Der Wunsch, seine erlangten Kenntnisse nun auch anzuwenden und neue einzusammeln, veranlaßte ihn, im Jahre 1684 nach Leipzig zu gehen, wo er theils selbst unterrichtete, theils noch manche Vorlesungen benutzte, sich öfter in öffentlichen Religionsvorträgen übte, und im folgenden Jahre zum akademischen Privatdocenten durch eine öffentliche Disputation habilitirte. In diese Zeit fallen auch einige aus dem Italienischen und Lateinischen übersetzte Schriften des bekannten Molinos, worüber ihm hernach die unfreundliche Rechtgläubigkeit seiner Zeitgenossen manche Vorwürfe gemacht hat; denn Molinos war ja von der römischen Kirche! Um eben diese Zeit führte er nebst einigen seiner Freunde die Idee aus, Vorlesungen über die Bibel anzufangen, die besonders für

künftige Lehrer nutzbarer wären, als die trockne Lehrart der Dogmatik und Polemik, welche faſt die einzige Beſchäftigung der Theologen auf Univerſitäten geworden war, und davon ſie hernach in ihren Predigten ſo unglücklichen Gebrauch machten. Er las deutſch, und führte alle Schrifterklärung in dieſem philobibliſchen Kollegium auf die praktiſche Anwendung zurück. Der Beifall, den dieſe neue, ſich durch ihre Brauchbarkeit und durch ihr Intereſſe ſo ſehr empfehlende Methode fand, war unglaublich. Man ſtrömte dieſen Vorleſungen zu, aber ſie entgingen natürlich dadurch dem Neide und den gehäſſigen Beurtheilungen derer nicht, die für ihren Beifall und für ihre Lehrart zu ſorgen Urſache hatten, und gern den entfernteſten Mißbrauch, dem jede gute Sache ausgeſetzt iſt, ergriffen, um ſie nach und nach durch Gewalt zu unterdrücken.

Je mehr Franke ſich bemühte, Andern nützlich zu werden, deſto mehr glaubte er zu erkennen, wie viel ihm ſelbſt noch fehle. Seine Vorleſungen in Leipzig gaben ihm häufige Veranlaſſungen, von dem, was er las und vortrug, Anwendung auf ſich zu machen. Er glaubte ſeinen Seelenzuſtand nach ſeiner wahren Beſchaffenheit zu erkennen, und wurde äußerſt unruhig. Mehrere Jahre eines raſtloſen Kampfes und der gewaltſamſten Anſtrengung vergingen, ehe er zu einem wahren Frieden der Seele gelangte.

Sehr wohlthätig war in dieſer Hinſicht für ihn der Aufenthalt bei dem Superintendenten Sandhagen in Lüneburg gegen das Ende des Jahres 1687. Dieß war der Ort, wo er finden ſollte, wornach ſeine Seele ſich ſo dringend ſehnte. Er lebte in Lüneburg ſehr einſam und in ſteter Selbſtbeſchauung, und gelangte allmählig zu dem hohen Frieden der Seele, den er ſo lange gewünſcht hatte.

So wohlthätig der Aufenthalt in Lüneburg für ſeine Seele war, ſo entſcheidend für ſeine künftige Beſtimmung war der Aufenthalt von einigen Monaten in Hamburg. Der Umgang mit einem Freunde, welcher ſich mit der Erziehung beſchäftigte, erweckte in ſeiner Seele die lebendige Vorſtellung von der hohen Wichtigkeit eines ſorgfältigen Unterrichts der Jugend. Er erkannte, daß es unmöglich ſey, die Gottſeligkeit ſo allgemein und in dem Grade, als es ihm am Herzen lag, zu befördern, wenn nicht Erziehung und Unterricht den Grund dazu gelegt habe. Dieſe Ueberzeugung wurde, wie alles, was in ſeiner Seele lebendig geworden war, auch gleich thätig und wirkſam. So kurz ſein Aufenthalt im Hamburg beſtimmt war, ſo wollte er ihn doch nicht vorüber gehen laſſen, ohne einen Verſuch zu einer Nutzbarkeit dieſer Art gemacht zu haben. Er eröffnete eine Privatſchule, welche in kurzem ſehr zahlreiche Theilnehmer fand. Durch dieſen Verſuch eines zweckmäßig praktiſchen Un-

terrichts, wurde er auf die mannichfaltigen Mängel des Schul- und Erziehungswesens erst recht aufmerksam gemacht. Es erhob sich in seiner Seele, wie er selbst erzählt, der Wunsch, daß er von Gott gewürdigt werden möchte, zur Verbesserung desselben mitwirken zu können. Er versichert selbst und zu wiederholten malen, daß seine damaligen Erfahrungen und Meditationen über diesen Gegenstand als der eigentliche Grund alles dessen anzusehen sey, was Gott in der Folge durch ihn verrichtet habe. Die Resultate seines damaligen Nachdenkens faßte er, noch ehe er Hamburg verließ, in die kleine Schrift: von der Erziehung der Kinder zur Gottseligkeit und christlichen Klugheit, zusammen, welche, wie sie es verdiente, nicht unbemerkt blieb.

Das Schicksal wollte indessen nicht, daß hier hervorwachsen sollte, was hier gekeimt hatte. Er sah sich veranlaßt, nach Leipzig zurück zu kehren, wo er seine philobiblischen Vorlesungen fortsetzte, welche nun noch weit stärker besucht wurden, als das erstemal. Mit diesem Beifalle, den ihm seine Zuhörer schenkten, nahm auch der Neid und die Verfolgung der Gegenparthei zu, welche durch die schändlichsten Verläumdungen ihm Hindernisse bei seinen besten Absichten in den Weg zu legen suchte. Ohne Zweifel würde er sehr bald schon hier einen harten Kampf zu bestehen gehabt haben, wenn ihn nicht im Jahre 1690

ein Ruf zum Diakonat an die Auguſtinerkirche zu Erfurt ſeinen Gegnern aus den Augen gerückt hätte.

Die Ruhe ſicherte ihm dieſe Verſetzung freilich nicht; ſie veränderte nur den Kampfplatz. Der Ruf, der Franken hieher vorangegangen war, hatte ihm auch ſchon im Voraus Gegner gemacht. Sein raſtloſes Streben, eine reinere und wirkſamere Gottesfurcht zu verbreiten, brachte ſie bald gegen ihn in Waffen. Seine ganz neue und verſtändliche Art zu predigen, gefiel, ſein Beifall nahm ſichtbar zu. Nicht bloß die Mitglieder ſeiner Gemeinde, ſondern auch ſehr viel Fremde, beſuchten ſeine Predigten fleißig, und fanden, daß ſie lehrreicher waren, als die andern. Mit dieſem Beifalle nahm aber auch die Zahl ſeiner Gegner immer mehr zu, und man war ernſtlich darauf bedacht, einen Mann zu ſtürzen, der durch ſeinen Beifall es ſehr bald dahin bringen konnte, daß alle übrigen Kirchen leer blieben. Hierzu fand ſich ſehr bald eine Gelegenheit.

In Erfurt wohnen bekanntlich ſehr viel Katholiken, und die Stadt gehörte dem Churfürſten von Mainz. Es war alſo leicht, ihn bei Hofe verdächtig zu machen, da man viel Römiſchkatholiſche ſeine Predigten beſuchen und proteſtantiſch werden ſah. Er ward nun als Stifter von Unruhen, als Verführer des Volks verdammt, und durch einen churfürſtlichen

Befehl schon im September 1691 genöthigt, binnen zwei Tagen die Stadt zu verlassen. Franke gehorchte sogleich, und gab noch an dem Tage seiner Absetzung ein Schreiben ein, worin er mit eben so viel Bescheidenheit als Freimüthigkeit vorstellte: „wie unbillig und unverantwortlich es sey, Jemanden zu verdammen, den man weder gehört, noch auch die gegen ihn eingegebenen Gravamina mitgetheilt, und ihm dennoch als einem Unschuldigen, Unverhörten, Unüberwiesenen das Gesuch zu versagen, von seiner Verurtheilung nach allen göttlichen, weltlichen und natürlichen Rechten, seine Defension zu führen, was man doch Dieben und Mördern nicht versagen würde.“ Es erfolgte hierauf gar keine Antwort. Seine Freunde waren über den Verlust eines Mannes, den sie so sehr verehrten, untröstlich. Mit Thränen in den Augen nahmen sie von dem Abschied, den sie als einen Vater liebten. Die Bürger gaben Bittschriften bei dem Statthalter ein, wurden aber zur Strafe einige Tage ins Gefängniß gelegt. Sogar die Augustiner Schulkinder überreichten ein demüthiges Bittschreiben, thaten vor dem Stadthalter einen Fußfall, richteten aber eben so wenig aus. Franke verließ am 27sten September 1691 Erfurt, und reiste nach Gotha zu seiner Mutter und Schwester.

Indessen war der Ruhm seiner Geschicklichkeit und seiner Rechtschaffenheit schon so verbreitet, daß

man ihn von allen Seiten, in Coburg, in Gotha und Weimar anzuſtellen ſuchte. Er zog aber die am Tage ſeiner Verweiſung aus Erfurt ihm zugekommene Einladung des Brandenburgiſchen Hauſes allen andern vor, ward bei der erſt geſtifteten Univerſität zu Halle zum Profeſſor der griechiſchen und morgenländiſchen Sprachen berufen, und ihm zugleich die erſte Predigerſtelle der Kirche zu Glaucha übertragen. Jetzt hatte er den Schauplatz ſeiner in der Folge ſo großen, nicht zu berechnenden Wirkſamkeit betreten. Gleich anfangs ſchien ſein neues Predigtamt ein lebhafteres Intereſſe, bei ihm zu erregen, als ſeine akademiſche Beſtimmung. Auſſerdem, daß die Seele ſich zu dem neigt, wodurch ein Märtyrerthum erworben iſt, war die Beſchaffenheit der Gemeine, welcher er als Lehrer vorgeſetzt wurde, von der Art, daß ſie bei einem Manne als Franke jeden Thätigkeitstrieb erregen mußte. Was das Beſtreben nach Thätigkeit bei den meiſten niedergedrückt haben würde, mußte es bei ihm erhöhen. Er fand die größte Sittenverderbniß, die größte Gleichgültigkeit gegen Religion und Gottſeligkeit in ſeiner Gemeine. Unwiſſenheit und Armuth waren die Quellen der Liederlichkeit, aus welchen dieſe Irreligioſität hervorging. Franke erkannte dieß mit inniger Betrübniß. Der Armuth abzuhelfen, war ihm unmöglich, die Unwiſſenheit und böſen Gewöhnungen auszurotten, ſchien eine nicht viel leichtere Aufgabe zu ſeyn. Indeſſen

legte er muthig die Hand ans Werk, um wenigstens einen Versuch zu diesem letzten Zwecke zu wagen.

Zu Frankens Zeiten war es üblich, weil man sich nicht täglich von einem Heer Bettler wollte bestürmen lassen, das jeder Hauswirth einen Tag in der Woche festsetzte, an welchem er allen Bettlern eine kleine Gabe, oder ein Stück Brod austheilte. Weil die Nachbaren der Pastoratwohnung den Donnerstag dazu gewählt, so war es natürlich, daß die Armen sich auch an dem nämlichen Tage an dem Hause des Pastors einfanden. Einige Zeit lang ließ Franke Brod unter sie vertheilen. „Bald, sagte er, bedachte ich hierbei, daß dieß eine erwünschte Gelegenheit wäre, den armen Leuten, bei denen meistens große Unwissenheit ist, und viel Bosheit vorzugehen pflegt, auch an ihrer Seele durch Unterricht zu helfen.“ Es war im Anfange des Jahrs 1694, da die Armen ebenfalls vor seinem Hause warteten, und ihm dieser Gedanke einfiel, den er schnell auszuführen bedacht war. Er ließ sie alle in seine Hausflur kommen, hieß die Alten auf die eine und die Jungen auf die andere Seite treten, und fing nun an den letztern einige Fragen aus dem Katechismus vorzulegen, schloß seinen Vortrag, der kaum eine Viertelstunde dauerte, mit einem kurzen Gebet, und sagte ihnen, daß er es alle Donnerstage so halten wolle. Bei dieser fortgesetzten Unterweisung erkannte er es erst ganz, wie weit die

Unwissenheit und Verwahrlosung der armen Volksklassen gehe; wie dringend also das Bedürfniß einer Anstalt zum Unterricht und zur Erziehung für dieselben sey. Es bekümmerte ihn, da er sich ausser Stand sah, diesem dringenden, aber auch kostbaren Bedürfniß abzuhelfen. Er theilte redlich, was er hatte und erübrigen konnte; allein seine Einkünfte waren kärglich und wurden es durch die große und allgemeine Armuth in Glaucha, und seine Mildthätigkeit immer mehr. Er gab nicht blos von dem, was er hatte, er machte auch Aufopferungen an Kräften und Zeit, um für andere zu erwerben.

Mit bewundernswürdigen Muthe fuhr indessen Franke fort, einen Acker zu bearbeiten, der voller Disteln war. Er sammelte bei seinen Bekannten Beiträge, um für arme Kinder Schulgeld zu bezahlen, und als diese Quelle versiegte, fing er es auf eine andere Weise an. Er befestigte in seiner Wohnstube eine Büchse, worüber er die Worte 1 Joh. 3, 17. Wenn jemand dieser Welt Güter hat und siehet seinen Bruder darben u. s. w. und darunter 2 Cor. 9, 7. Einen fröhlichen Geber hat Gott lieb, schrieb. Dieß sollte die bei ihm Aus- und Eingehenden von selbst erinnern, ihr Herz gegen die Armen aufzuschließen. Nach einem Vierteljahre steckte jemand 7 Kaisergulden hinein. Als Franke diese auszählte sagte er mit großer Glau-

bensfreudigkeit: „Das ist ein ehrliches Kapital, davon muß man etwas rechtes stiften; ich will eine Armenschule damit anfangen.“ Er kaufte noch an demselben Tage für 2 Thaler Bücher, und bestellte einen Studenten, der die Kinder von nun an täglich 2 Stunden unterrichtete. Im folgenden Sommer ließ er diese Schule in seinem Hause halten. Von Tag zu Tag vermehrte sich die Anzahl der armen Kinder, aber auch der milde Beitrag, wovon dieselben nicht nur unterrichtet, sondern auch einigemal in der Woche gespeiset und mit einigen Kleidungen versehen werden konnten. Der Fleiß, womit unter seiner Aufsicht und Theilnahme diese Kinder unterwiesen wurden, bewog andere Bürger, ihn zu bitten, daß sie auch die ihrigen zum Unterricht schicken durften. Er konnte es ihnen nicht abschlagen, und die Anzahl der Kinder wuchs so sehr an, daß er nach einem halben Jahre seit dem Entstehen dieser Schule, einige Stuben in Nebenhäusern miethen mußte.

Franke wollte die Kinder nicht blos unterrichten, sondern auch erziehen lassen. Dieser Gedanke brachte ihn auf den Entschluß, ein Waisenhaus zu errichten. Ein sehr großer Gedanke, und wie sollte er ausgeführt werden! Ein Freund verehrte 500 Thaler dazu, um von den Zinsen fürs erste eine Waise zu unterhalten. Franken wurden vier vater- und mutterlose Geschwister in Vorschlag gebracht, davon

er ein Kind nehmen ſollte. „Da wagt' ich's, ſchrieb er, auf Gott, und nahm ſie alle vier, und weil ſich zur Erziehung des einen andere gute Leute erboten, fand ſich an deſſen Stelle bald ein viertes. So hatte ich alſo vier Kinder; die that ich zu chriſtlichen Leuten, und gab für jedes wöchentlich einen halben Thaler. Da ich einmal angefangen hatte, Waiſen in Gottes Namen aufzunehmen, ſo ließ ichs getroſt darauf ankommen, deren noch mehr dazu zu thun. Gleich den Tag darauf fanden ſich noch zwei Kinder; des nächſten Tages wieder eins; zwei Tage darnach abermals eins; und nach acht Tagen noch eins; ſo daß den 16ten Nov. 1695 ſchon ihrer 9 beiſammen waren.“ Durch zahlreiche Beiträge unterſtützt, kaufte er für einige 100 Thaler ein eigenes Haus, und für die armen Studenten, welche den Unterricht ertheilten, errichtete er einen Freitiſch, an welchem in der Mitte des Jahres 1696 ſchon 42 Studenten geſpeißt wurden. Die Zahl der Waiſenkinder war um eben dieſe Zeit 52, und vermehrte ſich von Monat zu Monat.

Jemehr ſich dieß Inſtitut ausdehnte, deſto mehr erkannte ſein Stifter das Bedürfniß eines geräumigen und zu dieſer Beſtimmung zweckmäßig eingerichteten Gebäudes. Noch in eben dieſem Jahre faßte er den Entſchluß, ein ſolches Gebäude aufzuführen. Im folgenden wurde der Bau angefangen

und in 2 Jahren das große, durchaus von Steinen aufgeführte Gebäude vollendet. Schon früher hatte er auch mit einem Institut den Anfang gemacht, das noch jetzt in dem königlichen Pädagogium fortdauert. Eine adeliche Dame verlangte für ihre und einiger Freunde Kinder einen Hauslehrer; Franke fand kein taugliches Subjekt dazu, er schlug ihr also vor, diese Kinder nach Halle zu nehmen, und unter seiner Direktion unterrichten und erziehen zu lassen. Nach und nach erweiterte sich dieß Institut. Doch wohnten die Zöglinge noch unter verschiedenen Aufsehern hie und da zerstreut.

Diese mannigfaltigen Beschäftigungen konnten den gewissenhaften Mann aber nie verleiten, seine Pflichten als Prediger oder Professor in irgend einer Hinsicht zu vernachläßigen. Vielmehr bezeigte er sich auch in diesen Verhältnissen nicht, nur das geleistet zu haben, was die Pflicht fodert. Einige seiner nachdrücklichsten Predigten ließ er mit einer herzlichen Zuschrift an seine Gemeinde drucken und seinen Pfarrkindern austheilen. In einem eigenen Gedenkbüchlein, das er ihnen widmete, gab er einen faßlichen Unterricht von dem, was zum Gottesdienst eines Christen erfordert werde. In seinem Hause hielt er Privat-Erbauungsstunden und ohne neuerungssüchtig zu seyn traf er allerlei gute Einrichtungen, die offenbar dahin zweckten, praktisches Chri-

ſtenthum zu befördern. Seine Sorge für die Armen beſchränkte ſich nicht auf die Kinder ſeines Inſtituts. Er entwarf eine Almoſenordnung für Glaucha, welche in der Folge auch von der Stadt Halle angenommen wurde, und noch jetzt im Weſentlichen beſteht. Auch auswärtigen Armen entzog er ſeine Unterſtützung, ſeinen Rath und Troſt nicht. Täglich waren zwei Stunden beſtimmt, wo er ſie ſprach, ihre Briefe beantwortete, ſie mit Rath und Troſt unterſtützte, wenn er keine andere Unterſtützung zu geben vermochte. — Als akademiſcher Lehrer begnügte er ſich nicht damit, die Kollegien zu leſen, auf die er angewieſen war. Er wandte auch mannichfaltige Mittel an, um in ſeinen Zuhörern den Geiſt der Wiſſenſchaft, noch mehr aber den Geiſt der Frömmigkeit und Sittlichkeit zu erwecken.

Weil Franke ſo viel that, weil er mehr that, als für ihn eigentlich Pflicht war, ſo war es ganz natürlich, daß ſich Leute fanden, die ihn beneideten, die ihn wegen ſeinen Meinungen verdächtig machten, und kein Bedenken trugen, jeden öffentlich vor ihm zu warnen. Weil man ihn in Leipzig, Wittenberg und Erfurt für heterodox hielt, fanden ſich auch in Halle unter der Geiſtlichkeit viele, die aus Einfalt oder heiligen Eifer, die Anſprüche derer nachbeteten, die man damals in der theologiſchen Welt für Orakel hielt.

Dieſe Verunglimpfungen und zum Theil öffent-

liche Befehdungen hinderten den biedern Mann nicht, seine Institute immer mehr auszudehnen. Aus dem Verkauf einer seiner Predigten entstand ein Buchhandel der sich schnell erweiterte, und zu einer der beträchtlichsten Handlungen ausbildete. Bald wurde damit eine Druckerey verbunden. Eben so wurde in kurzem aus einem Medicinschranke eine der vollständigsten Apotheken. Franke erhielt von verschiedenen Personen einige Recepte zu angeblichen ungemein vorzüglichen und wirksamen Heilmitteln, oder Arkanen; als Beitrag zu seinen frommen Unternehmungen. An solche Arkane zu glauben und darauf ein großes Vertrauen zu setzen war zu einer Zeit, wo Chemie noch meistens nur in Rücksicht auf Alchemie getrieben war, keine befremdende Erscheinung. Eben so wenig kann man sich darüber wundern, daß ein Mann, von der Denkungsart Frankes, an die Ausarbeitung dieser Recepte beträchtliche Summen verwenden, und dieß einige Jahre lang fortsetzen ließ. Vornämlich wurden diese Bemühungen auf eine Medicin verwendet, welche nach der Angabe des Manuscripts, aus Gold verfertigt werden sollte. Es ist hinlänglich bekannt, daß es endlich glückte, diese und andere für besonders wirksam gehaltene Medikamente auszuarbeiten; daß man in kurzem damit einen sehr ausgebreiteten Handel trieb; daß aus diesem eine der ergiebigsten und sichersten jährlichen Einkunftsquellen von vielen tausend Thalern entstand

und ſich als ſolche bis jetzt noch erhalten hat; wiewohl ſie allmählig ſpärſam zu rinnen anfängt.

Die neuen Zuflüſſe, welche Franke erhielt, wurden immer zur äuſſern Ausdehnung und innern Vervollkommnung ſeiner Inſtitute angewendet. So führte ihn der gute Fortgang des Pädagogiums auf die Idee, ein ähnliches Inſtitut, für Kinder weiblichen Geſchlechts aus dieſen Ständen anzulegen. Auch dieß Gynecäum war bereits im Jahr 1699 in Aufnahme und zahlreich beſucht. Die Schulen des Waiſenhauſes, wie alle übrigen Anſtalten deſſelben, wurden nach und nach immer mehr erweitert. Es wurden kleinere und größere Grundſtücke erkauft, die für die Oekonomie gut genutzt werden konnten. Man fing an eine Bibliothek und ein Naturalienkabinet zu ſammeln. Mit ungeheuern Koſten wurden Waſſerleitungen angelegt, und das Waſſer aus einer beträchtlichen Entfernung herbei geführt. Es wurden Gärten und Spielplätze angelegt, und ehe man in Halle noch daran dachte, eine Straßen-Erleuchtung eingerichtet. Die Zahl der Freitiſche wurde vermehrt, und auch auf ſolche arme Studirende ausgedehnt, die nicht als Lehrer angeſtellt waren. Um ſeiner Schöpfung die Aufmerkſamkeit, welche ſie täglich mehr erfoderte, auch ununterbrochener und zu jedem Augenblicke des Bedürfniſſes und der Muſe von andern Geſchäften mehr widmen zu können, wurde ein, ne-

ben dem Hauptgebäude des Waisenhauses bisher noch befindlicher Gasthof gekauft und zu einer Wohnung für den Direktor eingerichtet.

Franke sah damals schon ein, daß sich mit den Lehrschulen sehr wohl Arbeits- und Industrieschulen verbinden lassen. Er setzte zu dieser Absicht einen Strickmeister ein, der die Knaben im Strumpfstricken unterwies. Die, welche in ihren Schulkenntnissen schon weiter waren, bekamen mehr, andere die noch weiter zurück waren, weniger Arbeitsstunden. „Der Vortheil, schreibt Franke, ist bisher noch klein; aber man ist gern mit einem geringen Gewinn zufrieden, da doch die Kinder inzwischen zur Arbeit gewöhnt werden.“

Bei allen diesen Unternehmungen hatte der Stifter mit unsäglichen Schwierigkeiten zu kämpfen. Ihre Einrichtung, Erhaltung und Vervollkommnung erforderten unendliche Sorgen und Arbeit; ein stetes Ringen mit Mangel, Argwohn, Vorurtheilen, Verleumdung und Entgegenwirken. Dennoch wurde durch alles dieß sein Muth nur mehr gehoben, sein Vertrauen und Glauben mehr gestärkt, seine Thätigkeit mehr belebt. Freilich hatte er in seinen Werken selbst, in ihrem Wachsthum, ihren Blüthen und Früchten auch schon einen schönen Lohn seiner Arbeit und eine kräftige Aufmunterung, zur fortgesetzten immer angestrengteren Thätigkeit. Selbst das, was

vielleicht einen jeden andern, der nicht ganz den Glauben Frankens hatte, muthlos, wenigstens für die Zukunft besorgt gemacht und zur Einschränkung seiner Anstalten veranlaßt haben würde — Der Mangel eines sichern Fonds gereichte ihm zur Aufmunterung; wurde ihm gewissermaßen Veranlassung, zu immer größerer Erweiterung seiner wohlthätigen Unternehmungen. Er glaubte so manche offenbare und untrügliche Zeugnisse der Wirksamkeit seines Vertrauens zu haben, daß er durchaus keinen Fond, als die fürsorgende Güte Gottes, für seine Institute verlangte. Die mannichfaltigen Verlegenheiten, worin er sich von Anfang an befunden hatte, aus welchen er aber auch immer noch zur rechten Zeit, allerdings oft durch das sonderbarste Zusammentreffen von Zufällen errettet war, hatten sein Vertrauen auf die Güte Gottes nach und nach zu einem völligen Wunderglauben ausgebildet. Der Mangel und die Verlegenheiten, die nach Jahren noch von Zeit zu Zeit eintraten, und, bei der steten Vermehrung des Aufwands und der Unsicherheit der Einkünfte, nothwendig eintreten mußten, waren so wenig im Stande, ihn wegen der Zukunft zu beunruhigen oder muthlos zu machen, daß sie ihm vielmehr zur Aufmunterung und Verstärkung in seinem Vertrauen gereichten. Er äussert mehrmalen, daß er sich darüber gefreut habe, wenn ein Zeitpunkt des Mangels eingetreten sey, weil er dann wieder auf einen neuen auffallenden Beweis

der grenzenlosen Güte und Vatertreue Gottes habe rechnen können.

Was in der neuern Zeit wieder als eine neue Idee angegeben und gepriesen worden ist, durch die Bildung der Lehrer hauptsächlich die Vervollkommnung des Schulunterrichts zu bewirken, war schon im Anfange des 18ten Jahrhunderts von Franke eingesehen. Er errichtete ein eigenes Seminar zur Bildung der Lehrer, wodurch er auf die entferntesten Gegenden Deutschlands wirkte. Ja selbst ausserhalb Deutschland erscholl der Ruf dieser Anstalten und ihrer vorzüglichen Nutzbarkeit. Aus Dännemark verlangte man von ihm Missionare zur Bekehrung der Heiden nach Tranquebar. Aus Holland, aus England wurden Zöglinge gesandt. Ueberhaupt wurden im Jahr 1707 in den verschiedenen Anstalten täglich 1000 und einige hundert Kinder und Zöglinge von mehr als 100 Lehrern unterrichtet. Dennoch blieb es hiebei nicht stehen. Im folgenden Jahre ward die Zahl der Waisenkinder vergrößert, die Zahl der Schüler um einige Hunderte vermehrt. Der Freitisch wurde durch eine Stiftung der Königin Anna von England erweitert; es wurden neue Gebäude, ein Wohnhaus für Waisenmädchen, der große Speisesaal, mit dem über ihm befindlichen großen Betsaale, gebaut und eingerichtet. An diese Verbesserung des Waisenhauses schloß sich in den folgenden

Jahren die wichtige Verbeſſerung des Pädagogiums, durch den Bau und die Einrichtung eines großen hinlänglich geräumigen Hauſes für daſſelbe. Für verlaſſene Wittwen, für Hausarme und durchreiſende Bettler wurden eigene Anſtalten errichtet.

Nicht bloß von dem Verkaufe der Medikamente, welche nach Holland und Rußland, und ſogar nach Oſtindien über Dännemark verſchrieben wurden, ſondern auch durch den Gewinn, der aus der Buchhandlung erwuchs, kamen anſehnliche Summen ein, welche zur Verbeſſerung und Erweiterung dieſer Anſtalten gebraucht werden konnten. Eben ſo wichtig waren die milden Beiträge an Geld, welche noch immer ſehr reichlich einliefen. In dem einzigen 1708ten Jahre betrug die Summe dieſer milden Gaben 6976 Rthlr. ohne das in Anſchlag zu bringen, was an Leinwand, Tuch, Korn u. ſ. w. einging.

Unter den wohlthätigen Inſtituten, die Franke mit zur Ausführung beförderte und welchen er fortwährend ſeine Fürſorge widmete, verdient auch die ſogenannte Canſteiniſche Bibelanſtalt eine Erwähnung. Die Idee dazu war in dem Stifter *)



*) Freiherr von Canſtein, der Sohn des Churfürſtlich-Brandenburgiſchen Oberhofmarſchalls und Kammerpräſidenten dieſes Namens, ein vertrauter Freund Frankens.

durch die mannichfaltige fromme Wirkſamkeit Frankens erweckt worden, es wurde unter ſeiner Aufſicht in Verbindung mit ſeinem eigenen Inſtitute und durch ſeine und ſeiner Schüler Mitwirkung ausgeführt, und konnte durch dieſe vielleicht nur ausgeführt werden.

In dieſem Inſtitute, welches den Zweck hat, das Bibelleſen durch ungewöhnliche Wohlfeilheit der Bibel und des N. Teſt. zu befördern, ſind in dem Zeitraum von 1715 bis 1795 in den verſchiedenen Formaten, in deutſcher und böhmiſcher Sprache von der ganzen Bibel 1,670,333 von dem N. Teſt. in beſonderm Abdruck 863,890, von den Pſalmen 16,000, von dem Buche Jeſus Sirach 47,500, und von einem kleinen Geſangbuche für die Soldaten 105,000 Exemplare verbreitet worden. Vertheilt man dieſe Summe auf 84 Jahre, ſo findet ſich, daß in einem jeden Jahre im Durchſchnitte von der ganzen Bibel 19,884 Exemplare und von dem N. Teſt. an einzelnen und mit dem A. Teſt. in Verbindung gedruckten, 30,181 Exemplare ausgegeben worden ſind; ihrer ganz unverhältnißmäßigen Wohlfeilheit wegen, größtentheils doch wohl unter ſolche Menſchen, die ſich keine andere würden angeſchafft haben, und kein anderes nützliches Buch zu leſen bekommen können, oder veranlaßt wurden! Wer mag nun die Summe von Ideen berechnen, welche allein durch dieſes Inſtitut in Umlauf geſetzt worden ſind.

Wenn man dieß und so vieles andere, was durch Franken durch die unzählige Menge der nach seinen Ideen gebildeten Studirenden an tausend Orten Gutes gewirkt worden ist, zusammen nimmt, so kann man schwerlich, ohne die wärmste Hochachtung von dem Bilde des edlen Mannes zurück kommen, dem man so vieles als Erzieher, Schulmann und Beförderer der Sittlichkeit und Tugend zu danken hat. Diese Hochachtung muß zur wärmsten Verehrung werden, wenn man sich zugleich erinnert, aus welcher Quelle sein rastloser Eifer floß, und wie in der That sein ausserordentliches Herz noch weit mehr Theil an seiner Thätigkeit und an seinen Verdiensten hatte, als ein ausserordentlicher Kopf. Denn selbst der Neid oder die Verleumdung haben ihn nicht beschulgen können, daß er bloß für die Ehre gearbeitet habe, und an Eigennutz darf man bei ihm, der fast kein Eigenthum hatte, was er nicht den Dürftigen widmete, der äusserst einfach lebte, und ohne Vermögen starb, der nie arbeitete, um früh Ruhe zu genießen, sondern so lange er Kräfte behielt, unermüdet Gutes that, gar nicht denken.

Eine ausgebreitete zärtliche Menschenliebe, und eine Freundlichkeit, die das Herz für ihn einnahm, und fern von aller Falschheit war, zeichneten seinen Charakter vorzüglich aus. Jeder war sein Nächster, der seiner Liebe und Hülfe bedürftig war. Sein Herz

öffnete ſich bald zum Mitleiden und Helfen, und ſeine Liebe ward nicht müde, alles zum Beſten des Nebenmenſchen zu thun mit Willigkeit und Freuden, die am meiſten dadurch geſtört wurde, wenn er nicht gleich und auf die Art helfen konnte, wie ſein zärtlich Herz wünſchte. Zu welcher Zeit man ihn auch ſprechen wollte, in was für Umſtänden man ſich ihm auch entdeckte, oder von welchen Seiten ihm auch jemand bekannt wurde — und der Ueberlauf von Leuten allerlei Standes und Gemüthsart, aus der Nähe und Ferne, war gewiß täglich ſehr groß, — ſo fand man ihn doch immer heiter und bereit, einen jeden leutſelig zu hören, an den Angelegenheiten deſſelben voll liebreicher Gutmüthigkeit Theil zu nehmen, ihn mit aller Sanftmuth anzuweiſen, und Irrenden langmüthig zurecht zu helfen. Er ſchlug keinen nieder; er warf ſeinen Nächſten um eines Fehlers willen niemals weg, ſondern trug alles an ihm, was er nur ohne Sünde oder Schmeichelei tragen konnte, mit Großmuth, und hatte immer die Hoffnung zu Gott, daß er ſchon zu rechter Zeit ſie von ihren Fehlern werde reinigen können. So wuſte er die Fehler des Verſtandes und Herzens weislich zu unterſcheiden. Er beurtheilte um der erſtern Willen ſeine irrenden Brüder nicht hart. Da er zu einer Zeit lebte, wo viele Schwärmer auftraten, die ſich einen Anhang zu machen ſuchten, ſo hörte man ihn weder in Predigten auf ſie ſchelten, noch verſagte ſeine unpartheiiſche Liebe ihnen

den Zutritt; er war duldsam gegen sie und suchte sie zu bessern, aber nie vertheidigte er ihre Irrthümer und schwärmerische Uebungen. Sein ganzes Verhalten beweißt, wie fern er von allem Partheigeist war, und an ihm konnten seine Schüler sehen, was Duldung, durch Weisheit und Liebe geleitet, für ein nöthiger und schöner Zug in dem Charakter eines Seelsorgers sey. Ueberhaupt besaß er viel Menschenkenntniß, und so ausgebreitet seine Liebe war, so wenig machte sie ihn blind. Er ließ sich nicht durch jeden Schein täuschen. Es kamen zu der Zeit viele heuchlerische Menschen zu ihm, die aus niedrigen Absichten seine Gunst suchten; die Fälle waren aber seltener, da sie ihn lange durch den Schein hintergehen konnten. Er prüfte bei solchen, die als Verfolgte zu ihm ihre Zuflucht nahmen, den Zustand ihres Herzens und sah nicht alle Leidende als Kreuzträger Christi an. Er brachte daher auch manche, die um äusserer Bedrükkungen willen sich für fromm hielten, zur rechten Selbsterkenntniß. Mitleidig sah er diejenigen, welche gröbern Ausschweifungen ergeben waren, als Irrende an, behandelte sie mit Freundlichkeit und gewann sie.

In seinem eigenen Hause herrschte Friede und Eintracht. Es war da von keiner leichtsinnigen Zerstreuung, noch weniger von Geschrei, Schelten, Zorn oder Bitterkeit etwas zu hören. Drei und dreißig

Jahre lang lebte er in einer höchſt zufriedenen Ehe mit einer Gattin, die ihm zwei Söhne und eine Tochter gebahr. Bei der Mahlzeit unterhielt er die Seinigen und die ſonſt mit ihm zu Tiſche waren, mit einigen erbaulichen Nachrichten, von den weiſen Führungen und Wegen der Vorſehung in fremden Ländern, oder er ließ ſich von jedem ſeiner Enkelkinder einen bibliſchen Spruch geben, welcher ihm Stoff darbot, die Speiſen mit erbaulichen Geſprächen zu würzen. Und auf dieſe Art war alles übrige in ſeinem Hausweſen ſo eingerichtet, daß man deutlich ſah, er befolge mit den Seinigen die apoſtoliſche Ermahnung: Ihr eſſet oder trinket, oder was ihr thut, ſo thut es alles zu Gottes Ehre.

Franke ward am 6ten December 1714 zum Paſtor der Ulrichsgemeinde erwählt, und auf ſeine Vorſtellung wurde ihm der Paſtor Freylinghauſen adjungirt. Auch in dieſem neuen Amte ſuchte er mit Nutzen zu arbeiten, wie er dieß 23 Jahre lang bei ſeiner glauchaiſchen Gemeine gethan hatte. Einen Mann, der mit ſo vielen und beſchwerlichen Geſchäften überladen war, würde man es nicht verdacht haben, die Ehre, das Prorektorat anzunehmen, da ihn die Reihe traf, zu verbitten; allein er glaubte keine Amtspflicht unerfüllt laſſen zu müſſen, und übernahm auch dieſe. Nach Endigung ſeines Prorektorates (am 17ten Jul. 1717), welches er als kluger und vor-

sichtiger Mann verwaltet hatte, fühlte er sich erschöpft, und dachte auf einige Erholung und Zerstreuung. Diese bestand in einer Reise, welche er in Gesellschaft seines Sohnes und zweier Freunde durch einen großen Theil von Deutschland unternahm. Wohin er auf dieser Reise kam fand er überall Menschenfreunde, welche sich für ihn und seine Anstalten interessirten, und die letztern durch neue Beiträge zu unterstützen geneigt waren. An vielen Orten wurde ihm ausgezeichnete Ehre erwiesen. So veranstaltete z. B. der Magistrat in Nördlingen, in Ulm, in Augsburg öffentliche Mahlzeiten, woran alle Kollegia der Stadt Theil nahmen. Am begierigsten war man ihn zu hören; der Beifall, den seine öffentlichen Vorträge fanden, war unglaublich, und die meisten der auf dieser Reise gehaltenen Predigten wurden gleich an dem Orte selbst gedruckt.

Die Freude war groß, als er am 1sten April 1718 wieder nach Halle zurück kam, denn Lehrer und Lernende liebten und ehrten ihn alle als ihren Vater. Er trat mit neuem Eifer in die Bahn der ausgedehntesten Geschäftigkeit, bis er in seinem 63sten Jahre eine Erschöpfung fühlte, welche sein herannahendes Ende verkündigte. Als er am 8ten Junius 1727 sein thatenreiches Leben beschloß, da bestand das Pädagogium aus 152 Personen; in der Schule wurden 2125 Kinder von 130 Lehrern und

8 Lehrerinnen unterrichtet; im Waisenhause wurden 134 Waisenkinder, 255 Studenten und einige 100 arme Schüler gespeißt; bei der Haushaltung, Meyerey, Krankenpflege, dem Buchladen, der Druckerey und der Apotheke wurden 53, und bei den Anstalten für das weibliche Geschlecht 29 Personen unterhalten.

Wäre der Geist, das Fortschreiten, die Einsicht, wodurch Franke so sehr über sein Jahrhundert hervorragte, immer das Eigenthum seiner Nachfolger geblieben; hätten viele, die sich von seiner Schule nannten, minder an Kleinigkeiten gehangen, und statt selbst das Fehlerhafte seiner Einrichtungen, das bloß Folge seines Zeitalters war, zu verherrlichen, immer nachgebessert, so würde die Welt weniger Anlaß gehabt haben, aus Verwechslung des spätern mit dem frühern, gegen ihn selbst oft undankbar und ungerecht zu werden. — Seine Name bleibe uns immer ehrwürdig!

# Johann Andreas Cramer.

## Kanzler der Universität Kiel.

Wer den Werth der Menschen unpartheiisch zu schätzen gewohnt ist, der muß gestehen, daß, im Verhältnisse seines Umfangs, der geistliche Stand in unsern Zeiten, und besonders in manchen Gegenden von Deutschland, der Männer ausgezeichnet viele aufzuweisen hat, die theils durch tiefe und umfassende Gelehrsamkeit, durch geläuterte und von Vorurtheilen freie Denkungsart über die wichtigsten Angelegenheiten des Menschen, theils durch wohlthätige Wirksamkeit für das Glück einzelner Familien und ganzer Länder, wahre Zierden des menschlichen Geschlechts sind. Fast alle die Vorwürfe von beschränkter, allein nach dem System der Kirche gemodelter Kenntniß, von Stolz und Partheigeist, die man diesem Stande in andern Zeiten, und auch jetzt noch in andern Ländern, mit so vielem Rechte gemacht hat, treffen einen großen Theil der Geistlichkeit in Deutschland zu unsern Zeiten durchaus nicht, und es ist eine Ungerechtigkeit, die den Menschenfreund kränkt und

beleidigt, wenn schale Witzlinge solche Vorwürfe, die für einen ganz andern Klerus und für ganz andere Zeiten und Verhältnisse berechnet und vorgebracht sind; mit der Miene von Witz und Weisheit, aufs neue anwenden.

Ein Blick auf das Leben und die Verdienste Cramers gewährt in dieser Hinsicht viel reines Vergnügen. Er war ein Mann, der nicht nur als Gottesgelehrter, sondern auch als Dichter und Geschichtschreiber eine Zierde der deutschen Litteratur ist.

Johann Andreas Cramer wurde am 29sten Januar 1723 zu Jöhstadt im Erzgebirge gebohren. Sein Vater, Prediger des Orts, war nichts weniger als wohlhabend, und dabei der Versorger einer zahlreichen Familie; aber rechtschaffen und äusserst geliebt von seiner Gemeinde. Biedere Redlichkeit, Andacht, Ehrfurcht gegen Gott und sein Wort, Frömmigkeit und strengere Sitten herrschten unter diesen, von städtischem Sittenverderbniß abgeschiedenen Gebirgsbewohnern. Das Beispiel dieser guten Menschen, verbunden mit dem Exempel seines würdigen Vaters, wirkte sehr stark auf unsern Cramer. Es ward in ihm eine tiefe Verehrung der göttlichen Lehren erzeugt, die er einst mit so großem Segen verkündigen sollte.

Als er auf der Fürstenschule Grimma sich hin-

reichend mit den vorbereitenden Wiſſenſchaften beſchäftigt hatte, bezog er 1742 die Univerſität Leipzig. Er hatte jährlich nur 80 Thaler, dennoch half ihm ſeine Ordnung und Sparſamkeit durch, ſo, daß er noch immer etwas auf Erholungen wenden konnte. Sein großer Fleiß machte ihn bald dem ältern Breitkopf bekannt, der ſelbſt durch Arbeitſamkeit ſich aus der Dürftigkeit zum Reichthum emporgearbeitet hatte, und der ihn reichlich unterſtützte. Zwar Anfangs mußte ſein Talent ſich zu dem ſeiner in keinem Betracht würdigen Geſchäfte eines Korrektors bequemen; aber bald übernahm er ſchon edlere Arbeiten, z. B. Ueberſetzungen mehrerer Bogen des erſten Theils vom Bayle, und Auszüge für größere Werke, die Breitkopf verlegte. Außerdem half ſich Cramer auch durch Unterweiſung der Jugend, und war ein Paar Jahre Hofmeiſter in D. Börners Hauſe. In Verbindung mit ſeinen Freunden, Rabener, Gellert, Klopſtock u. a. gab er 1742 die Bremiſchen Beiträge, und nachher die Sammlung vermiſchter Schriften heraus, und dieſen edlen jungen Männern bleibt das Verdienſt, ſchon damals auf die Bildung des deutſchen Geſchmacks und der deutſchen Litteratur ungemein vortheilhaft gewirkt zu haben. Ein beträchtlicher Theil der in beiden Werken enthaltenen Aufſätze iſt von Cramer. Schon damals zeigte er ſich nicht nur als proſaiſcher Schriftſteller, ſondern ſelbſt als Dichter in ſeiner Vortrefflichkeit,

und eine der schönsten seiner Oden, die auf die Auferstehung, fällt in diese Periode.

Anfangs schien sich Cramer dem akademischen Leben widmen zu wollen. Er wurde 1745 Magister, und las verschiedene Kollegien mit Beifall. Indessen stellte er sich 1746 zum Konsistorialexamen in Dresden, und zeichnete sich durch seine ungemeine theologische Gelehrsamkeit so aus, daß er nach geendigter Prüfung noch auf 2 Jahre ein churfürstliches Stipendium und zugleich das Versprechen einer baldigen Beförderung erhielt, welches auch bald erfüllt ward, da er 1748 zu Crellwitz, einem Dorfe zwischen Magdeburg und Halle, zum Prediger ernannt wurde. Dieß war nur eine mäßige Stelle, etwa von 300 Thlrn., und dabei wegen des dazu gehörigen Filials sehr mühselig. Aber Genügsamkeit gehörte mit zu der Fülle seiner guten Eigenschaften. Auch hielt ihn sein kleines Einkommen nicht ab, jede seiner Amtsarbeiten mit einem Eifer zu erfüllen, der schwerlich übertroffen werden kann. Er mußte zwar hier sein Talent nur nach der Empfänglichkeit seiner Landgemeinde wirken lassen, aber dennoch verriethen schon damals seine Kanzelreden den Mann, der einst in einer höhern Sphäre weit herrlicher glänzen würde. Außerdem erwarb er sich durch sein liebreiches Betragen das Zutrauen und die Liebe seiner ehrlichen Landleute, arbeitete nicht ohne Erfolg an ihrer Aufklärung, sorgte

selbst für ihr anständiges Vergnügen, und beschäftigte sich oft mit dem Unterrichte ihrer Kinder. Es war daher nicht zu bewundern, daß er daselbst ungemein geliebt und als ein Vater geehrt wurde. Noch in seinen spätern Jahren redete er oft mit Entzücken von der ländlichen Ruhe, die er dort genossen, von dem Nutzen, den er gestiftet, und von den Beweisen der Zuneigung, die er dort eingeerntet hatte.

Seine schriftstellerischen Arbeiten, zu welchen 1746 der Schutzgeist, ein moralisch-satyrisches Wochenblatt, kam, wurden in Crellwitz fortgesetzt. Er gab Chrysostomus Predigten und kleine Schriften deutsch heraus, und setzte die schon in Leipzig angefangene Bearbeitung von Bossuets Einleitung in die Geschichte der Welt und der Religion fort. Der Ruhm, den er sich als Schriftsteller, besonders durch das letztere vortreffliche Werk, erworben hatte, brachte ihn 1750 als Oberhofprediger nach Quedlinburg. Hier konnte er von seinen Rednertalenten schon mehr Gebrauch machen, als bei seiner Landgemeinde. Er erwarb sich auch hier, nicht allein als geistlicher Redner, sondern auch als Mensch und Gesellschafter, allgemeinen Beifall und Liebe, bei Hofe und in der Stadt. Schon in eben dem Jahre, in welchem er nach Quedlinburg ging, war sein Freund Klopstock, auf Vorstellung des Grafen von Bernstorf, nach Kopenhagen gekommen. Durch Klopstock wurde der Graf

zuerst mit Cramers Schriften bekannt, und nachdem dieser 4 Jahre in Quedlinburg gestanden hatte, wurde er als Hofprediger des Königs von Dännemark nach Kopenhagen gerufen. In diesem neuen Amte zeigte er sich vorzüglich als den allgemein bewunderten und in allem Betracht großen Kanzelredner. Er predigte mit ungemeinem Beifall und ausgezeichnetem Eindruck bei seinen Zuhörern.

Bei der Arbeit, welche ihm seine Predigten und mannichfaltige andere Amtsverrichtungen machten, war er in Kopenhagen auch als Schriftsteller sehr beschäftigt. Hier setzte er den Bossuet weiter fort, besorgte den Nordischen Aufseher, gab seine vortreffliche Uebersetzung der Psalmen, seine Erklärung des Briefs an die Hebräer, seine geistlichen Lieder, mehrere Sammlungen von Predigten und andere Erbauungsschriften heraus. Außerdem ward er oft aufgefordert, über Religionssachen und bei mancherlei gemeinnützigen Anstalten und Einrichtungen sein Bedenken zu geben.

Hof und Stadt vereinigten sich in der Achtung gegen einen Religionslehrer, der in jeder Hinsicht seiner Stelle Ehre machte, und zugleich die ausgezeichnetsten Talente für den Umgang besaß. Bereichert mit mannichfaltigen Kenntnissen, der Geschichte, der schönen Wissenschaften, der Dichtkunst, der Weltweisheit, der praktischen Weltkenntniß, der Politik

und Statistik, wie er war, wie konnte es ihm jemals an Materie zur Unterhaltung fehlen? Ein Mann, wie er, der sich, bei der unbegrenztesten Arbeitsamkeit, nie in seinem Zimmer einsperrte, der in der Residenz, unter den Großen des Hofs und in dem besten Zirkel der feinsten, gebildetsten und gelehrtesten Personen lebte, der von den edelsten Damen des Hofes und der Stadt geschätzt wurde, der das Reisen liebte und oft reiste, der die glücklichste Gabe der Erzählung besaß, der anständig scherzhaft war, der im Streit über gelehrte und politische Materien viel tiefe Kenntniß zeigte, und, vermittelst einer seltenen Biegsamkeit des Geistes, der Sache, die er zu vertheidigen übernahm, die vortheilhafteste Wendung geben konnte, der nie heftig, noch weniger unbescheiden ward — wie wäre es möglich gewesen, daß sein Umgang nicht hätte gefallen sollen?

Doch nicht Dännemark allein, sondern auch auswärtige Lande und Höfe schätzten ihn. Dieß beweist mehr als ein auswärtiger Ruf, den er während seines Aufenthalts in Kopenhagen erhielt. Unter diesen war einer, der, was Ehre und Einkünfte betraf, überaus glänzend war. Der Herzog von Braunschweig, der ihm eine der ansehnlichsten und einträglichsten Stellen antrug, und wissen wollte, wie hoch ein Gelehrter, wie Cramer, den Vortheil der freien und gemächlichen Benutzung einer Bibliothek, wie

die große königliche in Kopenhagen, schätzen mußte, erbot sich, zu seinem Besten die Wolfenbüttelsche Bibliothek nach Braunschweig zu verlegen. Dieser Ruf reizte ihn ungemein; dennoch siegte seine Liebe für Dännemark. König Friedrich V., der ihn deswegen rufen ließ, hatte kaum diesen Entschluß aus seinem Munde vernommen, als er ihn bei der Hand nahm, sie ihm drückte, und mit königlicher Milde zu ihm sagte: „Nun, mein lieber Cramer, sehe ich, daß Sie mein wahrer Freund sind, da Sie mich nicht verlassen wollen. Ich danke Ihnen. Jetzt bin ich nicht im Stande, Sie dafür zu belohnen; aber ich werde für Sie sorgen.“ Im Jahre darauf vermehrte der König seinen Gehalt mit 600 Reichsthalern, und 1765 erhielt er eine theologische Professur an der Kopenhagner Universität. In diesem neuen Felde erwarb er sich durch seinen unermüdeten Eifer den verdientesten Beifall. Die Kenntniß der dänischen Sprache, welche er sich schon vorher in einem vorzüglichen Grade erworben hatte, kam ihm hiebei sehr zu statten. Auch in dieser Lage machte er sich durch manche nützliche Einrichtungen, besonders durch die Gründung einer Professoren-Wittwenkasse, sehr verdient. Mit einem Worte, er war in seiner Denkungs- und Wirkungsart so ganz Däne, daß er den ehrwürdigen Beinamen: der Eyegode, d. i. der durchaus Gute, erhielt, den ehemals einer der würdigsten dänischen Könige im 11ten Jahrhunderte geführt hat.

So verlebte er in der That sehr heitere und schöne Tage in Kopenhagen, aber sie wurden nach Friedrichs V. Tode sehr getrübt, da er Zeuge von einem überall einreißenden Leichtsinn und Zügellosigkeit seyn mußte. Er war unerschrocken genug, das begünstigte Laster anzugreifen, und kraftvoll genug, es zu Boden zu schlagen. Das Laster verbarg sich, und suchte aus einem Hinterhalte den, der es gestürzt hätte, zu verwunden. Cramers Freunde zitterten; er nicht. Der König war zu gerecht, um ihn wegen seiner Predigten zur Verantwortung zu ziehen, worin er sich aller Persönlichkeiten und Anspielungen enthalten, und nur das Laster gestraft hatte. Aber endlich siegte die Macht der Parthei, die ihn ungern länger duldete. Man nahm ihm seine Hofpredigerstelle. Nichts konnte ihm schmerzhafter seyn, als seines liebsten Amtes beraubt, sich nicht länger der Ausbreitung des Lasters widersetzen zu können. Daher beschloß er, einen Ort zu verlassen, an dem ihm nun die beste Gelegenheit, Gutes zu wirken, entzogen war.

Sobald seine Gesinnung bekannt wurde, erhielt er von mehrern auswärtigen Ministern ehrenvolle Anträge, entschloß sich aber endlich, die Superintendentur der Geistlichkeit in der freien Reichsstadt Lübeck anzunehmen, wohin er 1771 abging. Seine hinreißende und eben so gründliche Beredsamkeit erwarb ihm hier allgemeinen Beifall. Gedrängt voll war die

irche, wenn er predigte, man las auf den Gesichtern, und bemerkte an der feierlichen Stille seiner Zuhörer den tiefen Eindruck, welchen seine Reden auf ihre Herzen machten. Sehr groß war die Liebe, die ihm seine edle Art zu denken und zu handeln, und sein großes Talent, den geselligen Umgang angenehm zu machen, auch hier erwarb. Es gelang ihm, eine Verbesserung der Liturgie und einen verbesserten Katechismus zu veranstalten, wenn er gleich in der Form und in den Sachen manchen zu tief eingewurzelten Vorurtheilen nachgeben mußte.

Cramer würde vielleicht nie daran gedacht haben, Lübeck zu verlassen, wenn nicht durch eine abermalige Umwälzung der dänischen Staatsverwaltung ihm Aussichten zu einer erneuerten Verbindung mit einem Staate eröffnet worden wären, den er lange als sein zweites Vaterland angesehen hatte. So freimüthig er sich geweigert hatte, den Ruf zur Superintendentur in Leipzig anzunehmen, welcher ihm angeboten wurde, als er zween seiner Söhne auf eine sächsische Fürstenschule brachte: so wenig konnte er dem Rufe widerstehen, welchen der König von Dännemark an ihn, als Prokanzler und erster Lehrer der Theologie auf der Universität in Kiel ergehen ließ. Er reiste im Jahre 1774 zu seiner neuen Bestimmung, und vollbrachte den Abend seines Lebens in der gemeinnützigsten Wirksamkeit. Seine Vorlesungen wa-

ren immer lehrreich und seiner würdig, das ist: vortrefflich. Seine Predigten, die er, so lange es seine Gesundheitsumstände gestatteten, von Zeit zu Zeit in der Schloßkirche hielt, und verschiedene von ihm daselbst gehaltene Konfirmationsreden, waren immer voll der wichtigsten Sachen, überaus rührend und erbaulich vorgetragen. Die noch fortwährende Anstalt zur Uebung junger Studirenden im Predigen war sein Werk. Er sorgte angelegentlich für die Vergrößerung der Fonds der Akademie, für die Anstellung mehrerer tüchtiger Lehrer und für die Verbesserung der Glücksumstände derselben. Er verschaffte der Universitätsbibliothek ansehnliche Summen zum Bücherankauf, und ließ sich besonders die weiseste Anordnung der akademischen Gesetze angelegen seyn; auch errichtete er hier, wie ehemals in Kiel, ein Professoren-Wittwenkasse. Er wurde im Jahre 1784 zum Kanzler der Universität erhoben, und benutzte seinen erweiterten Wirkungskreis zu einer um so gemeinnützigern und ausgebreitetern Thätigkeit.

Die Errichtung eines Seminariums, worin die Lehrer der niedern Volksschulen zweckmäßig vorbereitet werden, war lange einer seiner Lieblingsgedanken, den er nach Besiegung zahlloser Schwierigkeiten glücklich realisirte. Bei der innern Einrichtung dieser wohlthätigen Anstalt war beides, Plan und Ausführung, sein eigenes Werk. Die Einführung zweckmäßiger

Lehrbücher war eine seiner ersten Sorgen. Einige verfertigte er selbst, die es deutlich genug beweisen, wie trefflich er es verstand, aus jeder Art von Kenntnissen gerade das auszuheben, was für künftige Schulhalter gehört; andere wählte er aus der Zahl der schon vorhandenen mit weiser Beurtheilung aus. Er bildete die Hauptlehrer selbst, leitete sie durch seine fruchtbaren Anweisungen, und unterstützte sie beständig durch seinen weisen Rath. Sehr häufig wohnte er selbst dem Unterrichte der Lehrer und den Uebungen der Lernenden bei. Immer dachte er auf Verbesserung dieser Anstalt, und beförderte auch in manchen andern Hinsichten Aufklärung und Sittlichkeit. Auf seine Vorstellung wurde eine bessere und strengere Prüfung derjenigen, welche sich dem geistlichen Lehramte widmen wollen, in den beiden Herzogthümern veranstaltet, und er selbst nahm jährlich in Schleßwig an derselben Theil. Das in mehr als einer Absicht vortreffliche neue Schleßwig-Hollsteinische Gesangbuch, dessen Sammlung ihm aufgetragen war, beschäftigte ihn vier Jahre lang. Auch der neuere bessere Katechismus für Schleßwig-Holstein hat ihm seinen Ursprung zu verdanken.

Außerdem gingen seine übrigen schriftstellerischen Arbeiten unaufhörlich fort. Er schrieb besonders in dieser Periode die drei letzten Bände seines Bossuets; die Beiträge zur Beförderung theologischer

und anderer Kenntniſſe, in 4 Theilen; die Ueberſetzung der Briefe Pauli an die Epheſer und an die Römer; die Nebenarbeiten zur theologiſchen Litteratur und Religion gehörig; die Ausgabe ſeiner ſämtlichen Gedichte; die Lehre vom Gebet; die aſcetiſche Betrachtung über die rechte Erkenntniß und Bereuung der Sünde; und die Ausgabe ſeiner chriſtlichen Betrachtungen über die älteſte Geſchichte Moſis.

Es war nicht zu verwundern, daß ſein ſonſt feſter Körper und ſeine dauerhafte Geſundheit durch eine von der früheſten Jugend an ununterbrochen fortdauernde Arbeitſamkeit, und durch die unaufhörliche Anſtrengung der Geiſteskräfte nach und nach geſchwächt worden waren. Im Herbſte 1787 überfiel ihn bei ſeinem Aufenthalte in Fiehnen, als in der Abenddämmerung brennende Lichter hereingebracht wurden, die das Zimmer plötzlich erleuchteten, eine ſchleunige Verdunkelung des einen Auges. Er behielt zwar noch den Gebrauch ſeines Geſichts, aber bald fanden ſich neue Schwächen ein. Die Krankheit hielt ihn nicht ab, zuweilen eine kleine Anzahl ſeiner Freunde zum Mittageſſen einzuladen, und in ihrer Geſellſchaft ſich manchmal ungemein aufzuheitern. Als er endlich genöthigt war, beſtändig das Bette zu hüten, fand er doch noch immer ſein Vergnügen darin, ſich mit jedem, der ihn zu beſuchen kam, über gelehrte und politiſche Materien lebhaft zu unterhalten. Oft riß er ſich mit

außerordentlicher Geistesstärke vom Gefühl der Schmerzen, die ihn folterten, los, und sprach über die schwersten Gegenstände des menschlichen Wissens mit unbegreiflicher Lebhaftigkeit und Wahrheit, mit einem Flusse der Rede, und nicht selten mit so feinem untermischten Scherze, daß es jeden Anwesenden in Erstaunen setzte. Zwar unterbrach in der letzten Zeit seines schmerzlichen Krankenlagers die Unordnung in den Bewegungen des Bluts und der Säfte bisweilen sein regelmäßiges Denken; aber selbst in seinem Phantasiren war noch Zusammenhang, denn wenn er gleich, wie es die Natur des Phantasirens mit sich führt, schnell von einer Materie auf die andere kam, so war doch nie Unsinn, vielmehr manche Harmonie und Wahrheit in seinen Reden. Acht Tage vor seinem Tode bestimmte er den Tag, der sein Sterbetag ward, als den Entscheidungstag seiner Krankheit, voraus. Diese Vorherbestimmung erfolgte in der Nacht vom 11ten auf den 12ten Jun. 1788, in welcher er, wie er gelebt hatte, ruhmvoll und sanft entschlief.

Cramer war von mittlerer Größe, aber starker und ansehnlicher Bildung; seine Miene ernst, aber dabei freundlich und einnehmend; nachdenkend, aber doch heiter, und immer herrschte Würde in seinem Antlitze, welches braun und männlich schön und des treffendsten Ausdrucks jeder Empfindung fähig war, wie sich dieses besonders bei seinen Predigten, aber auch in sei-

nen Gesprächen zeigte. Seine Augen waren funkelnd und groß; seine Stirn frei und gewölbt; sein Gang voll edler ungezwungener Würde und Natur; seine Sitten die des feinsten Weltmannes, und eben so seine Unterhaltungen. Sein Temperament war heftig, aber er war ganz Meister desselben. Einbildungskraft, Gedächtniß, Verstand, Beurtheilungskraft, Erinnerungs- und Vergleichungsvermögen; alles war bei ihm groß und in der vollkommensten Harmonie. Er ward von dem edelsten Gemeingeiste beseelt. Das gemeine Beste war das Ziel seiner ganzen Geschäftigkeit. Wo er dieses zu erreichen hoffte, da war ihm keine Arbeit zu schwer, keine Mühe zu groß, kein Hinderniß zu mächtig. Das weichste Herz war bei ihm mit fester männlicher Standhaftigkeit verbunden. Die reinste, von der Religion gebildete Menschenliebe belebte seine ganze Seele, und bezeichnete jede seiner Handlungen. Er gewann durch seine Leutseligkeit, die oft in Zärtlichkeit überging, Aller Herzen. Er faßte traulich die Hand derer, die unter ihm arbeiteten, und redete als Freund und Bruder mit ihnen. Dieß war auch zum Theil die Frucht seiner seltenen Bescheidenheit. Er war der letzte unter allen, der Verdienste bei sich selbst entdeckte, und der erste, der sie an Andern schätzte. Er lernte gern von Jedem, und hörte Jeden willig an. Sein Mund war stumm für unbilligen Tadel; Neid und Mißgunst fanden ihn taub. Niedrige Gewinnsucht befleckte nie

sein Herz; für alles, was er zum gemeinen Besten that, forderte er nie die mindeste Vergeltung, und fand vielmehr seinen größten Lohn in dem wonnevollen Gedanken: Gott würdigt mich, es zu thun. Seine Sanftmuth bewog ihn, alles von der gelindesten Seite zu beurtheilen. Er hatte es sich durch Uebung leicht gemacht, Beleidigungen zu verzeihen, und trug jeden Fehlenden mit äußerster Geduld und Schonung.

Seine Gelehrsamkeit war in gleich ausnehmendem Grade ausgebreitet, gründlich und praktisch; sie umfaßte alles Wichtige in der alten und neuen Theologie, in der Philosophie im weitesten Verstande, und selbst einen Theil der Medizin. Er war mit den besten Schriftstellern des Alterthums nicht etwa bloß bekannt, sondern vertraut, und las noch in seinem Alter den Aristoteles. Seinen lateinischen Stil hatte er nicht nur ganz nach dem Cicero gebildet, sondern man merkte es auch leicht seiner ganzen Schreibart, besonders in seinen Reden, ab, wie fleißig er den Römer gelesen, und wie sehr er sich seinen Geist zu eigen gemacht hatte. Vom Katheder und in gelehrten Unterhaltungen redete er selbst die lateinische Sprache mit eben so vieler Feinheit als Fertigkeit. Er kannte die Philosophie der ältern und neuern Weltweisen bei weitem nicht nur historisch; seine Schriften in jedem Fache der Gelehrsamkeit bezeugen es vielmehr unwidersprechlich, in welchem Grade er

ſelbſt gründlicher Denker und praktiſcher Philoſoph war.

Seine Beleſenheit war unermeßlich, und er ſetzte noch bis in ſeine letzten Tage das Leſen aller neuen Schriften, die nur einigermaßen beträchtlich ſcheinen konnten, unaufhörlich fort. Wenn man weiß, wie unendlich viel er geleſen hat; wenn man erwägt, wie zahlreich und überhäufend oft die kleinern und größern Geſchäfte ſeiner verſchiedenen Aemter waren, und zu wie manchen Reiſen er ſich in ſeinen verſchiedenen Lagen genöthigt ſah; wenn man endlich dazu nimmt, wie viele, wie große und wichtige Werke er herausgegeben, und wie erſtaunlich Vieles er, vermöge ſeiner Aemter und in andern Verhältniſſen geſchrieben hat, was nicht zum Druck beſtimmt war: ſo würde es unbegreiflich ſeyn, wie der angeſtrengteſte Fleiß eines einzigen Mannes ſo viel hervorbringen konnte, wenn er nicht eine faſt einzige Schnelligkeit und Kraft zur Arbeit, die allen Begriff überſteigt, als Naturgabe erhalten hätte. Er ſchrieb mit der kleinſten, obwohl immer leſerlichen Schrift, einen halben Bogen, ehe Andere, auch nicht langſam Arbeitende eine Seite ſchrieben. Er las mit flüchtigem Auge ſo ſchnell eine Folioſeite, als Andere zwo Perioden. Er nutzte jeden Moment der Zeit, oft in Geſellſchaft, oft auf Reiſen. Dabei war ihm ſein Gedächtniß ſo treu, daß er alles

behielt, was er noch so schnell gelesen hatte. Eben so schnell war auch seine Arbeit. Seine Besonnenheit stand ihm zu jeder Tageszeit, früh Morgens und spat in der Nacht vor und nach Tische zu Gebote. Wie er die Feder ergriff, stand alles in der gewähltesten Ordnung auf dem Papiere. Er verbesserte sehr wenig. Fast alle Werke sind, wie sie aus seiner Feder flossen, ohne Abschrift in die Druckerei gekommen.

Als Theolog war er nichts weniger als ein Verächter neuer Entdeckungen; sein Scharfsinn führte ihn selbst auf manche nicht unwichtige. Allein er prüfte dabei scharf, und seine Schriften bezeugen, daß er dem alten lutherischen System (die Spitzfindigkeiten mancher spätern Theologen abgerechnet) aus voller Ueberzeugung treu geblieben sey.

Um die Geschichte überhaupt, und besonders um die Kirchengeschichte, vornämlich der mittleren Jahrhunderte hat er auszeichnende und entschiedene Verdienste. In seinem fortgesetzten Bossuet hat er den freilich auch vortrefflichen französischen Bischof weit hinter sich gelassen. Er übertraf nicht nur in der Geschichte der ersten christlichen Jahrhunderte, und des Aufkommens der Religionslehren, alle seine Vorgänger, sondern er unternahm es auch zuerst, die so wichtige Kirchengeschichte des mittlern Zeitalters

gründlich und ausführlich zu beschreiben. Zu dem Ende wagte er sich in die dornigten Wege der scholastischen Philosophie tief hinein, zog, mit eisernem Fleiß, aus ungeheuern Bänden voll abschreckender Spitzfindigkeiten, den Geist der alten Schriftsteller, und trug dann die Resultate seiner mühsamen Untersuchungen mit einer Faßlichkeit und Anmuth vor, die das Lesen des ernsthaftesten Werks, in die anziehendste Unterhaltung verwandelte. Die Nachwelt wird es immer bedauern, daß es seiner Meisterhand nicht erlaubt war, das unsterbliche Werk zu vollenden.

Als Redner auf der Kanzel war er fast unübertreffbar. Stimme, Deklamation, Action, Miene und Vortrag, bildeten ein harmonisches unwiderstehlich wirkendes Ganzes. Wenn auch die, in zahlreicher Menge gedruckten Cramerschen Predigten nicht alle von gleichem Werthe sind, so verdienen doch nicht wenige unter ihnen, bei der Fülle der Gedanken, die sie enthalten und bei dem rednerischen Schmucke, worin sie eingekleidet sind, als wahrhaft erbauliche Religionsvorträge und als Muster der Kanzelberedsamkeit, geschätzt und gelesen zu werden. Ueber die Vortrefflichkeit seiner Gott und der Religion geweihten Gedichte, hat ganz Deutschland längst nur eine Stimme.

Cramer war der zärtlichste Gatte und Vater, der wärmste und uneigennützigste Freund, der eifrigste und thätigste Patriot, ein Christ im Herzen und mit der That: — in aller Absicht einer der edelsten und größten Menschen, welche die Erde gehabt hat!

# David Hume.

weil. Königl. Großbritannischer Gesandschafts-Sekretair.

Hume ist ein Mann, der beides als Weltweiser und als Geschichtschreiber Epoche gemacht hat, und der bis auf diesen Tag das ganze gebildete Publikum in hohem Grade interessirt. Er war am 26sten April 1711 zu Edinburg gebohren. Sein Vater war ein schottischer Lord und stammte von den Grafen von Home oder Hume ab, seine Mutter war aus einer nicht weniger angesehenen Familie. Die Familie war nicht reich, und David als der jüngere Sohn erhielt nur einen sehr geringen Antheil von dem ohnehin nicht ansehnlichen Vermögen. Sein Vater starb, als er noch nicht erwachsen war, und ließ ihn sammt einem ältern Bruder und einer Schwester unter der Leitung einer Mutter, die bei vielen seltenen Verdiensten auch das hatte, daß sie sich, obgleich jung und schön, doch ganz der Erziehung ihrer Kinder widmete.

Hume vollendete den in England gewöhnlichen Studien-Cursus mit ziemlich glücklichem Erfolg, ohne sich weiter unter seinen Mitschülern durch Kenntnisse und Talente besonders auszuzeichnen. Was ihn vielleicht allein auszeichnete, war ein sehr frühzeitiger entschiedener Geschmack und eine lebhafte Freude an der Literatur, welche auch die herrschende Leidenschaft seines Lebens und die Hauptquelle seines Vergnügens wurde. Nach hergebrachter schottischer Sitte konnte ein Sohn von einer guten Familie sich weder dem Kommerz, noch dem geistlichen Stande widmen. Geistliche Aemter werden in Schottland, wegen der geringen damit verbundenen Besoldungen, nur von niedrigern Ständen gesucht. Ein jüngerer Sohn von einer Familie, wie die Humische, mußte entweder Offizier, oder Rechtsgelehrter oder Arzt werden. Hume wurde von seiner Familie zum Rechtsgelehrten bestimmt, weil sie glaubte, daß der fleißige, gemäßigte und verständige Jüngling sich am besten zu diesem Stande schicke. Er empfand aber eine unüberwindliche Abneigung gegen jeden andern Gegenstand des Studiums, als die Philosophie und alte Literatur.

Da Hume nicht Vermögen genug besaß, um eine bloß literarische Lebensart zu führen, so ging er 1734, den Vorurtheile zum Trotz, nach Bristol, um sich der Handlung zu widmen. Am Ende einiger

Monate fand er, daß er sich dazu durchaus nicht schicke. Er begab sich nach Frankreich, für welches er schon damals, wider die Gewohnheit der Engländer, einige Vorliebe hatte, und wo er mit geringern Kosten leben konnte. Hier fing er den Lebensplan an, den er nachher mit so viel Beharrlichkeit und Glück verfolgt hat. Er ersetzte den Mangel der Reichthümer durch die genaueste Oekonomie, er lebte in der vollkommensten Unabhängigkeit und meist bloß mit sich selbst und seinen Büchern, er verachtete alles, was nicht dazu diente, seine Talente in der Literatur zu vervollkommnen. Diese feurige Liebe zur Wissenschaft verminderte sein Interesse an den meisten Dingen, für welche andere sich lebhaft interessiren, und vermehrte seine mehr scheinbare als wahre Kälte in seinem äussern Betragen.

In Frankreich lebte er meist auf Landhäusern, zuerst bei Rheims, alsdann bei la Fleche in Anjou. Hier schrieb er seine Abhandlung über die menschliche Natur, die er nach seiner Rückkunft ins Vaterland 1738 in London drucken ließ. Nie war eine literarische Unternehmung unglücklicher und mehr wider die Erwartung ihres Urhebers ausgefallen. Das Werk starb in der Geburt, und erhielt selbst nicht einmal die Auszeichnung, unter den Fanatikern einiges Murren zu erregen. Und doch war es das Produkt eines seltenen Scharfsinns. Erst der Zukunft

war es vorbehalten, ein Werk nach Verdienſt zu würdigen, daß ſich durch Ideen und Vortrag ſo ſehr auszeichnete, und das in mehr als einer Wiſſenſchaft eine Revolution vorbereitete.

Hume ließ ſich durch dieſen erſten, ſo unverdienter Weiſe mißlungenen Verſuch nicht abſchrecken, einen zweiten zu wagen. Er zog ſich wieder ins Landleben zurück, und ſetzte die Anſtrengung ſeines Geiſtes zur Hervorbringung neuer Produkte mit verdoppeltem Eifer fort. In kleinern Aufſätzen handelte er Gegenſtände ab, die ein größeres Publikum intereſſiren konnten, und gab ihnen ſo viel Reiz und Klarheit, als die Materie trug. Er ließ im Jahre 1742 den erſten Theil ſeiner moraliſchen, politiſchen und literariſchen Verſuche zu Edinburg drucken, die das Gepräge eines höchſt gebildeten, kenntnißreichen, von dem Geſchmack der Alten ganz durchdrungenen Geiſtes trugen, und verſchiedene politiſche Raiſonnements enthielten, welche das Intereſſe der Nation reizen konnten. Dieſe Verſuche wurden auch wirklich ſo günſtig aufgenommen, daß ſie Humen ſeinen erſten literariſchen Unfall vergeſſen machen konnten. Während der Muſe, in welcher er dieſe Verſuche ſchrieb, machte er die griechiſche Sprache, die er in ſeiner frühen Jugend nachläßig getrieben hatte, zum Gegenſtand eines neuen Studiums.

Im Jahr 1745 erhielt er einen Brief vom Marquis von Annaldale, der ihn einlud nach

England zu kommen, um mit ihm zu leben. Die Aeltern und Freunde dieſes jungen Mannes wünſchten, daß Hume ihm die Sorgfalt und die Leitung widmen möchte, welcher der Zuſtand ſeiner Seele und ſeiner Geſundheit ſo ſehr bedurfte. Hume brachte ein Jahr bei ihm zu. Nach dem Ende deſſelben erhielt er eine neue Einladung vom General Saint-Clair, der ihm vorſchlug, ihn als Sekretair zu einer Expedition zu begleiten, welche zuerſt gegen Canada beſtimmt war, ſich aber mit einer Landung auf der Küſte von Frankreich endigte. Im Jahr 1747 begleitete er eben dieſen General als Sekretair bei ſeiner militairiſchen Ambaſſade an die Höfe von Wien und Turin. Er legte eine Offiziersuniform an, und wurde an dieſen Höfen als Aide de Camp des Generals vorgeſtellt. Dieſe beiden Jahre waren beinahe die einzigen Unterbrechungen ſeiner Studien während ſeines ganzen Lebens. Er brachte ſie ſehr angenehm und in guter Geſellſchaft zu. „Damals ſagt er, machte mich meine Beſoldung, verbunden mit meiner Oekonomie, zum Herrn von Glücksgütern, die ich unabhängig nannte, obgleich meine Freunde ſich faſt des Lachens nicht enthalten konnten, wenn ich aus dieſem Tone ſprach. Kurz, ich beſaß damals ohngefehr 1000 Pfund Sterlinge.“

In Turin arbeitete Hume den erſten Theil ſeiner Abhandlung über die menſchliche Natur ganz

neu aus. Er vertheilte ihn in mehrere kleinere Versuche, gab dem Stile mehr klassische Vollkommenheit, dem Raisonnement mehr Schärfe und Consequenz und kürzte das Ganze ab. So entstand seine Untersuchung über den menschlichen Verstand. Sie wurde zu London gedruckt, machte aber in England nicht viel mehr Glück als die Abhandlung. Als Hume aus Italien nach seinem Vaterlande zurück kam, hörte er zu seiner großen Betrübniß in ganz England jedermann von den freien Untersuchungen des Doktor Middleton sprechen, indem seine eigenen Untersuchungen ganz und gar vernachläßigt oder unbekannt waren. Inzwischen lagen in diesen Untersuchungen die Keime zu einer Revolution in der Philosophie, welche auch in der Folge dadurch bewirkt worden ist. Seine moralischen und politischen Versuche wurden um eben diese Zeit in London neu aufgelegt. Nichts desto weniger fand Hume gar nicht Ursache, mit der Aufnahme derselben zufrieden zu seyn. Er ging 1749 nach Schottland. Seine Mutter war gestorben: er lebte zwei Jahre mit seinem Bruder auf seinem Landhause. Hier schrieb er den zweiten Theil seiner Versuche, und seine Untersuchungen über die Principien der Moral, die er für sein bestes Werk hielt.

Jetzt fing Hume an zu bemerken, daß die Aufmerksamkeit des Publikums auf seine Schriften immer

mehr rege wurde. Die Geistlichen fingen zuerst an dagegen zu sprechen und zu schreiben. Hume hatte sich fest vorgenommen, nie einem literarischen Gegner zu antworten, und diesem Vorsatze ist er auch beinahe unabänderlich treu geblieben. Die Widersprüche schienen ihm einen Zuwachs von Reputation anzuzeigen, und munterten ihn um desto mehr auf, jemehr er gewohnt war, die gute Seite der Dinge mehr als die schlimme zu fassen. „Diese Geistesstimmung, sagte er, ist mehr werth, als mit 10,000 Pfund Sterling Renten gebohren zu seyn.“

Die Stelle eines Bibliothekars in Edinburg, welche ihm ums Jahr 1752 angeboten wurde, entzog ihn wieder der Einsamkeit. Er nahm sie an, ob sie gleich nur mit einer Besoldung von 50 Pfund verbunden ist, weil sie ihm die Gelegenheit verschaffte, nach Muse alle auserlesenen Schriftstellern und sehr schätzbare Papiere in einer der besten Bibliotheken Europens zu benutzen. Diese Lage erweckte in ihm den Gedanken, eine Geschichte von England zu schreiben — ein Gedanke, vor welchen er zuerst erschrack, wenn er den großen Zeitraum erwog, durch welchen er die Geschichte durchzuführen hatte. Er faßte sogleich den Gesichtspunkt, dabei auf die gegenwärtig herrschenden Gesinnungen und Irthümer der Partheien vorzüglich Rücksicht zu nehmen. Da es ihm schien, daß der Factionsgeist vorzüglich seit der

Thronbesteigung des Hauses Stuart seine Wirkungen auf die Volksmeinungen geäussert habe, so entschloß er sich, mit dieser Epoche den Anfang zu machen. Die Idee begeisterte ihn — er glaubte der einige Geschichtschreiber zu seyn, der unpartheiisch, ohne alle eigennützige Absichten, ohne alle Nationalvorurtheile geschrieben hätte, und zählte auch wegen des Interesse des Gegenstandes auf allgemeinen Beifall. Aber er ward grausam getäuscht. Von allen Seiten erhob sich ein Geschrei des Tadels und selbst des Abscheues. Engländer, Schotten und Irländer, Whigs und Torys, Anglikaner und Nonkonformisten, Freigeister und Andächtler, Patrioten und Höflinge — alle vereinigten sich gegen ihn, und dieß war ein großer Beweis seiner Unpartheilichkeit. Was Humen am wehesten that, war das, daß nach dieser ersten Gährung das Buch in Vergessenheit zu sinken schien, und ihm sein Verleger sagte: er habe in einem Jahre nicht mehr als 45 Exemplare davon verkauft. Dieß konnte aber kaum anders seyn, da Hume keiner Parthei geschmeichelt hatte, von allen Partheien verschrieen wurde und gewisse gemeinschaftliche Vorurtheile derselben angegriffen hatte. Solche Werke sind immer mehr für die Nachwelt als für die Zeitgenossen. Hume ward auf eine Zeitlang ganz muthlos. Er faßte einen Widerwillen gegen sein Vaterland, und entschloß sich seinen Namen zu ändern, sich in irgend einer französischen Provinzialstadt niederzulassen,

und nie in sein Vaterland zurück zu kehren. Aber der Krieg zwischen Frankreich und England wurde auf einmal erklärt, und Hume war in der Ausarbeitung des zweiten Bandes seiner Geschichte schon weit fortgerückt. Er faßte wider Muth, und entschloß sich, sein Werk fortzusetzen.

Ehe er den zweiten Band desselben heraus gab, ließ er seine natürliche Geschichte der Religion drucken. Dieß neue Produkt blieb anfangs ziemlich im Dunkeln, und manche Leser wußten gar nicht, was sie daraus machen sollten, und was der Verfasser eigentlich damit wolle. Hume hatte seine Absicht so künstlich versteckt, daß nur feinere Blicke sie bemerken konnten. Man hielt den Verfasser für einen Deisten, der an keine Vorsehung glaubte, da doch das Werk deutlich einen Religionszweifler verräth.

In einer glücklichen literarischen Ruhe verlebte indessen Hume seine Tage in Edinburg, setzte seine Geschichte von England fort, und hatte allmählich die Freude zu sehen, daß der Beifall, den seine Schriften erhielten, mit jedem Tage stieg, und daß selbst seine unbedeutendern Schriften mit der größten Begierde gesucht wurden. Auch bezahlten ihn die Buchhändler dafür mehr, als sonst je in England gegeben worden war. Sein Zweck war erreicht, sein Ruhm verbreitete sich über Europa, er war reich und

dadurch unabhängig geworden. Er zog ſich jetzt in der Abſicht in ſein Vaterland zurück, es nie wieder zu verlaſſen, und nahm die innere Satisfaction mit ſich, nie etwas von einem Vornehmen und Mächtigen verlangt oder auch nur aufs entfernteſte geſchmeichelt zu haben. Uebrigens wurde die Regierung aufmerkſam auf ihn, und Lord Bute verſchaffte ihm eine beträchtliche Penſion vom Hofe. Er war jetzt 50 Jahre alt und hoffte den Reſt ſeines Lebens in einer philoſophiſchen Ruhe beſchließen zu können, als er im Jahre 1763 von dem Grafen von Hertford, mit welchem er gar keine Verbindung gehabt hatte, den Antrag erhielt, ihn bei ſeiner Ambaſſade nach Frankreich zu begleiten, um die Geſchäfte eines Legations-Sekretairs zu verwalten, mit der Hoffnung, den Titel ſelbſt bald zu bekommen. Hume ſchlug den Antrag aus, ſo vortheilhaft er auch war, weil er eine Abneigung gegen alle Verbindungen mit den Großen hatte und fürchtete, ſein Charakter und ſein Alter möchten ſich nicht zu der Höflichkeit und Luſtigkeit der Geſellſchaften in Paris ſchicken. Lord Hertford erneuerte ſein Bitten — Hume gab zuletzt nach, und fand alle mögliche Urſache, ſich zu dieſer Verbindung Glück zu wünſchen.

Zu Paris fand er die glänzendſte Aufnahme. Seine Schriften waren lange daſelbſt bewundert worden. Sein Name, ſeine Grundſätze, ſeine Ge-

schichte waren damals in der Mode. Er wurde von Leuten aus allen Ständen geschmeichelt. Die Damen überhäuften ihn mit ihren Gunstbezeugungen. Er ward in alle Gesellschaften gebeten und war der Gegenstand der allgemeinen Unterhaltung. So sehr dieß den allerdings sehr ehrgeizigen Hume schmeichelte, so lästig war es ihm doch, weil er diese Höflichkeit nicht zu erwiedern wußte und merkte, daß er ganz anders erschien, als man erwartet hatte, und daß diese Leute durch ihre Höflichkeiten am Ende mehr sich selbst als ihm Komplimente machten. Er entzog sich ihren excessiven Höflichkeiten so sehr er konnte, aber je mehr er sich zurück zog, desto mehr wurde er dadurch überhäuft. Seine Kälte, sein stilles, gemässigtes Wesen in großer Gesellschaft, sein wenig vortheilhaftes Aeusserliches mißfiel in den ersten Zeiten der Bewunderung nicht; und alles wurde auf Rechnung des großen Philosophen geschrieben, aber nach und nach wurde die beleidigte Eitelkeit der Damen dadurch rege, und Hume fing an bei der Weiberwelt aus der Mode zu kommen. Ce Msr. Vme est une bête hieß es. Hume selbst gefiel sich vorzüglich deswegen in Paris, weil er die Zahl solcher Personen, die Geist, Kenntnisse und Höflichkeit mit einander verbinden, daselbst ausserordentlich stark fand.

Im Jahre 1765 ward Hume zum wirklichen Legationssekretair ernannt. Nachdem Lord Hert-

ford zum Vicekönig in Irland erhoben ward, so blieb Hume als Chargé d'affaires zu Paris, bis zur Ankunft des Herzogs von Richmond. Während seines Aufenthaltes zu Paris entstand seine erste Bekanntschaft mit Rousseau. Als er im Jahre 1766 nach England zurückkehrte, führte er Rousseau'n mit sich, und hoffte diesen Mann seinem Vaterlande auf immer geschenkt zu haben. Hume überhäufte ihn mit Freundschaft und Güte, und verschaffte ihm eine Pension vom Könige von England, um ihn desto mehr an sein zweites Vaterland zu fesseln und ihm daselbst eine unabhängige Existenz zu geben. Die Freundschaft dauerte nicht lange. Rousseaus und Hume's Charakter waren zu sehr von einander verschieden, und schon der Gedanke, in seinem Freunde und literarischen Nebenbuhler einen Wohlthäter und Beschützer betrachten zu müssen, führte vielleicht für Rousseau etwas mit sich, was mit einer dauerhaften Freundschaft nicht bestehen konnte, und eben dieß Verhältniß legte vielleicht in Hume's Betragen, ihm selbst unbemerkt, etwas, was Rousseau's feines Gefühl beleidigte. Rousseau fand in des launigten und heitern Engländers Scherzen Beleidigungen, und in seinem Betragen einen geheimen Plan, ihn zu ruiniren. Er hörte Humen einmal des Nachts ausrufen: Ah! je tiens Jean Jacques Rousseau! in diesen Worten sah er den höllischen Plan, ihn durch Freundschaft in seinem

literariſchen Ruhme und im Fortſchreiten auf ſeiner Laufbahn zu tödten. Es wurden ihm Briefe erbrochen und entwendet — auch dieß taugte zu jenem Plane, den er ſich einbildete — auch dieß ſollte ein Werk Hume's ſeyn. Er ſah in ſeiner Penſion eine Entehrung und klagte, man habe ſeinen Namen mißbraucht, und Geld wider ſeinen Willen begehrt. Es erſchien in den Zeitungen ein Brief von Friedrich dem Großen an Roſſeau, der aber Walpolen zum Verfaſſer hatte. In dieſem Briefe lud ihn der König zu ſich ein, und ermahnte ihm, ſeine Paradoxien zu laſſen und endlich einmal vernünftig und glücklich zu werden. Rouſſeau klagte Hume'n öffentlich als Verfaſſer dieſes Briefes an. Bald war Rouſſeau feſt überzeugt, daß Hume mit ſeinen Feinden zu Paris in einer Verſchwörung gegen ihn begriffen ſey. Es erfolgte eine gänzliche Trennung, und der Streit wurde von beiden Seiten vor das Publikum gebracht, das zuletzt wenigſtens größtentheils zu Gunſten Hume's entſchieden hat. Der unglückliche, und durch Unglück mißtrauiſch und ſchwermüthig gewordene Rouſſeau iſt übrigens, auch wenn er ſich in ſeinem Verdachte gänzlich betrogen hätte, das moraliſche Ungeheuer nicht, wofür ihn Hume und ſeine Anhänger bei dieſer Gelegenheit haben ausſchreien wollen.

Seit dem Jahre 1769 entſagte Hume allen öffentlichen Geſchäften, er zog ſich nach Edinburg zu-

rück, und zwar sehr reich, den er hatte 1000 Pfund jährliche Einkünfte. Er fühlte sich gesund und munter, und hoffte noch lange Zeit, sein Vermögen, seinen Ruhm und seine Freunde zu genießen. Allein jetzt war Hume's schönste Periode vorbei. Im Frühlinge 1775 ward er von einem Uebel in den Eingeweiden befallen. Das Uebel wurde immer ärger: gleichwohl reißte er gegen Ende Aprils nach London und dann nach Bath, wo er den Brunnen brauchte. Dieser that eine so gute Wirkung, daß der Patient wieder anfing einige Hoffnung seiner Genesung zu schöpfen. Aber bald kamen die Symptome wieder mit ihrer gewöhnlichen Heftigkeit. Sein Ende näherte sich sichtbar: seine Heiterkeit blieb aber so natürlich, sein Umgang und seine ganze Lebensart hatten sich so wenig geändert, daß, ungeachtet aller jener Symptome, viele Personen nicht glauben konnten, daß er seinem Ende nahe sey. Er starb am 25sten August 1776 in einem Alter von 66 Jahren. Er hatte selbst noch einen Platz, wo sein Leichnam begraben werden sollte, gekauft — einen Felsen, „darinn niemand je gelegt war.“

Sein Tod erregte die größte Sensation in England und Schottland, sowohl bei seinen Freunden als Feinden. Man erkundigte sich mit der gespanntesten Neugierde nach allen, auch den kleinsten Umständen desselben. Bei seinem Leichenbegängnisse

fand sich, ungeachtet ein starker Regen fiel, eine aus-ferordentliche Menge von Leuten aus allen Ständen ein. Nachher schickten viele Personen zu dem Küster um die Schlüssel zum Kirchhofe, und bezahlten ihn, um Zugang zum Grabe zu haben. Sein Bruder fand daher für nöthig, es wegen der häufigen Besuche mit Schranken umgeben zu lassen. Zwei Personen bewachten Hume's Grab acht Tage lang.

Hohe Achtung gebietet nicht allein der scharfsinnige, große Geist, der die Schriften dieses unsterblichen Denkers belebt, sondern auch seine sittlichen Tugenden, sein ganzer unbescholtener Wandel. Hiervon sagt sein edler Freund Smith (der berühmte Verfasser des Werks: über die Nationalreichthümer,) welcher nicht zu übertreiben pflegt: „Man kann verschieden von seinen philosophischen Meinungen urtheilen, jeder kann sie billigen oder verdammen, je nachdem er sie mit den seinigen übereinstimmend oder denselben widersprechend findet — aber schwerlich kann sich eine Verschiedenheit in dem Urtheile finden, das man von seinem Lebenswandel und Charakter fällen wird. Nie waren die natürlichen Anlagen eines Menschen glücklicher abgewogen und combinirt. Selbst da seine Vermögensumstände ganz gering waren, hinderte ihn seine genaue Oekonomie nicht, bei Gelegenheit Handlungen der Gutthätigkeit zu verrichten. Seine Oekonomie selbst war nicht auf Geiz,

sondern auf Nothwendigkeit und Liebe zur Unabhängigkeit gegründet. Die große Sanftmuth seines Charakters hat nie weder die Stärke seiner Seele, noch die Festigkeit seiner Entschlüsse erschüttert. Sein habitueller Scherz war nichts, als der simple Ausfluß einer natürlichen Güte und einer durch Delikatesse und Bescheidenheit gemäßigten Fröhlichkeit, und es fand sich darin auch nicht der leichteste Anstrich von jener Bosheit, welche so oft das gefährliche Princip von dem ist, was man gewöhnlich Geist nennt. Nie entwischte ihm ein einziger Scherz, der den Zweck gehabt hätte, wehe zu thun. Auch gefielen seine Scherze selbst denjenigen, auf welche sie fielen, und von allen seinen großen und liebenswürdigen Eigenschaften war vielleicht keine, die seine Gesellschaft seinen Freunden angenehmer machte, als sein Hang zum Scherz, obgleich sie selbst gewöhnlich die Gegenstände desselben waren. Diese natürliche Heiterkeit, die in der Gesellschaft so angenehm, aber so oft mit frivolen und oberflächlichen Eigenschaften begleitet ist, verband sich in Hume mit dem angestrengtesten Fleiße, mit den mannichfaltigsten Kenntnissen, mit dem größten Tiefsinne und dem umfassendsten Geiste. Kurz, ich habe ihn immer als denjenigen Mann betrachtet, der sich der Idee am meisten nähert, die man sich von einem vollkommen weisen und tugendhaften Menschen bildet.“

Was Hume's Charakter vorzüglich ehrwürdig

macht, iſt eine gewiſſe Beharrlichkeit bei Grundſätzen, die er als richtig anerkannt hatte, ein gewiſſes ſtetes und unaufhaltſames Fortſchreiten auf der Bahn ſeiner ganzen Ausbildung, und eine durch Anſtrengung erworbene Gleichmüthigkeit im Glück und Unglück. Was er an Charakter und Geiſt ward, ward er beinahe alles durch ſich ſelbſt. Beide hatten eine ſeltene Unabhängigkeit, die mit Achtung für die Verdienſte Anderer und mit Beſcheidenheit verknüpft war. Dabei wußte er die Würde des Schriftſtellers zu behaupten, die von manchen, ſelbſt großen Schriftſtellern, durch Schmeicheleien gegen Vornehme und Reiche und durch demüthige Dedikationen erniedrigt wird.

Hume war ein Religionszweifler, und hat dadurch unleugbar vielen Menſchen an ihrer Ruhe und Tugend geſchadet; aber er lehrte zugleich prüfen und unterſuchen, nicht dreiſt wegwerfen. Dieß macht ſeinem Charakter Ehre, und hat einen großen Theil des Schadens verhütet. Er hatte große Achtung für den reinen Deismus, und glaubte, daß das Edle, das Erhabene allein in dieſem Syſteme vorhanden ſey, und daß der Menſch allein bei demſelben ſeine Würde fühlen könne; allein er hielt es für zweifelhaft. Dreiſte Wegwerfung deſſelben, wie ſie zu Paris gewöhnlich war, als er ſich daſelbſt aufhielt, konnte er nicht leiden, weil es ihm verwegen und unvernünftig ſchien, etwas ganz zu verwerfen, das doch vielleicht wahr

seyn könnte. Er vertheidigte daher zu Paris den Deismus gegen die d'Alembert und Diderot, und ließ sich gern von ihnen für einen Mann halten, der sich vom Aberglauben und religiösen Vorurtheilen noch nicht ganz habe frei machen können.

Hume war nur selten bitter gegen seinen Gegner, und wo er es war, so war sein Unwille bald verschwunden, und ging nicht leicht in Feindschaft über. Wenn er in den gegen ihn erschienenen Schriften Gründlichkeit und Geradheit sah, so nahm er sie mit Freuden auf. So nahm er Price's, Adams und Douglas Schriften gegen seinen Versuch über die Wunder sehr gut auf, und veranstaltete einmal bei einem Aufenthalte zu London eine Mahlzeit mit denselben bei seinem Verleger, wobei er ihnen insgesamt für die Ehrlichkeit und edle Art dankte, womit sie gegen ihn geschrieben hätten, und einige Stunden in großer Cordialität und Heiterkeit mit ihnen zubrachte. — Seine schwache Seite war ein ausschweifender literarischer Ehrgeiz, der aber desto weniger beleidigt, da er ihn offen gesteht, und sich dadurch nicht leicht zu Unbilligkeiten gegen Andere und zur Erbitterung bei mißlungenen literarischen Versuchen, sondern bloß zu fortgesetzter und vermehrter Anstrengung seiner Fähigkeiten und zum Hange zum Paradoxen antreiben ließ.

Hume's Stil hat ungemein viel Eleganz und

Rundung, Harmonie und Deutlichkeit, aber er ist nicht korrekt und sich ungleich. In vielen Stellen hat er eine klassische Reinheit und Vollkommenheit; aber in manchen ist er auch unrichtig, enthält viele schottische Provinzialismen, Wörter und Construktionen, die der Analogie der englischen Sprache zuwider sind. Diese Mängel seines Stils sind eines Theils seinem Vaterlande, und andern Theils seinem Bestreben nach Originalität und Neuheit zuzuschreiben. Die großen Vorzüge seines Stils sind wohl am meisten eine Frucht seines Studiums der Griechen und Römer. Der Geist der Xenophonte und Cicerone scheint seinen Schriften eingehaucht zu seyn. Hume hatte einen so feinen und gebildeten Geschmack, als man nicht leicht bei einem Schriftsteller von gleichem Tiefsinn und Gelehrsamkeit antreffen wird. Nie waren vor ihm schwere spekulative Materien mit solchem Geschmacke bearbeitet worden. Durch ihn lernte die Muse der ernsten Philosophie den Grazien wieder das Geheimniß ab, zu gleicher Zeit zu unterrichten und zu gefallen. Hume's feiner Geschmack verräth sich auch in verschiedenen ästhetischen Versuchen, in den Urtheilen über Dichter und andere Schriftsteller, die in seiner Geschichte zerstreut sind.

Hume hat den Geschmack der Alten, so weit es Zeit und Gegenstand erlaubten, und so weit ein Mann, wie er, Nachahmer seyn konnte, auch in die Geschich-

te gebracht. Kaum wird ein neueres Geſchichtbuch ein ſo allgemeines Intereſſe erregt haben, als das ſeinige. Dieß iſt aber nicht bloß Folge ſeines unleugbar unſterblichen Verdienſtes, ſondern auch des Gegenſtandes und der damals herrſchenden Achtung für den engliſchen Namen. Es wird nicht leicht eine Geſchichte geben, die ſo voll intereſſanter Scenen, ſo voll der raſcheſten Revolutionen, ſo lehrreich in ihrer Entwickelung, ſo wunderbar mit der Univerſalgeſchichte verknüpft, ſo im Großen dramatiſch wäre, als die engliſche. Ein ſolcher hiſtoriſcher Stoff war einer allgemein intereſſirenden hiſtoriſchen Behandlung weit fähiger, als hundert andere, und bot die reichſte Ernte wichtiger politiſcher Ideen, und das ſchönſte Feld für hiſtoriſche Kunſt und Zeichnung dar. Aber für einen ſolchen Stoff gehörte auch ein Meiſter, wenn er würdig bearbeitet werden ſollte. Hume war ihm gewachſen. Er wurde der erſte ächt philoſophiſche Geſchichtſchreiber der neuern Zeiten, und man bemerkt in ſeiner Geſchichte nicht nur philoſophiſches Talent und Blick, wie bei vielen andern Geſchichtſchreibern auch, ſondern zugleich den Mann, der in alle Geheimniſſe der Philoſophie ſelbſt eingeweiht iſt. Hume erzählt nicht ſo angenehm und unterhaltend, als Voltaire, aber wahrer und lehrreicher. Er hat nicht das ſtarke Kolorit, nicht die Wärme, nicht die Stärke des Tacitus, aber er reißt nichts deſto weniger durch eine Art von Zauber hin. Indeſſen ſind

doch auch an dieſem hiſtoriſchen Meiſterwerke einige Seiten bemerkbar, die ihm zum Nachtheil gereichen. Man kann nehmlich ein durchaus herrſchendes Beſtreben nach Sonderbarkeit in den Darſtellungen und Beurtheilungen der Gegenſtände, die dieſem berühmten Skeptiker überall eigen war, auch in ſeinen hiſtoriſchen Werken nicht verkennen; und außerdem zeigt er, als ein Tory, die Regierungsart der engliſchen Könige nicht im wahren und unpartheiiſchen Lichte. Eben ſo wenig war er gegen einige um die Literatur unſterblich verdiente Männer ſeiner Nation gerecht genug.

Als Philoſoph wird Hume immer unter die erſten Denker ſeiner Zeit gezählt werden. Er verſuchte eine Bahn, welche ſeine Zeitgenoſſen um ſo mehr in Erſtaunen ſetzte, je größere Kühnheit dazu gehörte, ſie zu finden, zu betreten und mit Feſtigkeit zu verfolgen. Zuweilen kann es ſcheinen, als ob er ſeine Spitzfindigkeiten zu weit treibe; er ſelbſt aber erinnert mit Recht, daß man beim Nachdenken über abſtrakte Gegenſtände und Begriffe des reinen Verſtandes nicht zu fein und ſcharf denken könne, ſo lange nur Richtigkeit und Beſtimmtheit unſerm Denken eigen bleibt. Zuverläſſig hat er auf alle Staaten Europens, denen die Philoſophie nicht fremd iſt, mächtig gewirkt, vorzüglich aber hat der Geiſt ſeines Syſtems ſich über ſein Vaterland, Frankreich und

Deutschland verbreitet. Seine Alleinherrschaft über die ganze philosophische Welt würde entschieden gewesen seyn, wenn nicht die Anzahl blinder Anhänger an dogmatische Systeme zu jeder Zeit so beträchtlich wäre.

# Claudius Adrian Helvetius.

## Französischer Generalpächter.

In Frankreich ereigneten sich ohngefähr um eben die Zeit, da Hume in England als Schriftsteller zu wirken anfing, Veränderungen in der Philosophie, welche nach und nach höchst wichtige Folgen für die herrschende Denkart und den Staat nach sich gezogen haben. Die Theologie hatte bisher in diesem Lande sich die Philosophie dienstbar gemacht, und die letzte hatte bei weitem nicht die reifen Früchte getragen, die sie in Großbrittannien und Deutschland hervorgebracht hatte. Malebranche war der letzte philosophische Schriftsteller von großer Bedeutung gewesen, und hatte Genie genug gehabt, um selbst in den Fesseln des Kirchenglaubens der Philosophie ein daurendes Denkmal zu errichten. Die Philosophie hatte aber in diesem Reiche noch andere Feinde an gewissen Regierungsmaximen und politischen Absichten, die mit ihr durchaus nicht bestehen konnten. Deswegen wurde der Name Philosoph mit einer beschimpfenden und herabsetzenden Nebenbedeutung gestempelt, und wie der Na-

me einer neuen, vorher unbekannten Sekte gebraucht, welche dem Staate gefährlich wäre. Daher die zahllosen Verfolgungen, die über die verhaßten Philosophen ergingen. Unter ihnen erlangte Helvetius einen vorzüglichen Ruhm durch seine Werke de l'esprit und de l'homme, die fast in alle Sprachen übersetzt worden sind. Er war ein Skeptiker, der alles ungewiß machte. Ausdrücklich erklärte er alle Begriffe vom Guten und Bösen für schwankend, veränderlich und willkührlich, und alle Tugend für Wirkung des Eigennutzes, wodurch er alle Fundamente der Moral zerstörte, und sprach der Religion alle Kraft zur Besserung des Menschen ab. Der starke Beifall, den ein solches System fand, mußte nothwendig höchst nachtheilig wirken. Jemehr aber auf der einen Seite zu wünschen ist, daß die Unrichtigkeit seiner Lehren erkannt werde, eben so gut wäre es auf der andern, wenn sein edles Beispiel in allen Ständen recht viele Nachahmer fände. Dieser Philosoph war nemlich weit tugendhafter und religiöser, als es sein System mit sich brachte.

Helvetius wurde im Jahre 1715 zu Paris gebohren. Seine Familie stammte aus der Pfalz her, weil sie aber da zur Zeit der Reformation verfolgt wurde, so ließ sie sich in Holland nieder. Der Großvater unsers Helvetius war erster Feldarzt bei den holländischen Truppen, und man prägte wegen der

Dienste, die er der Republik geleistet hatte, ihm zu Ehren Münzen. Der Sohn dieses berühmten Mannes kam noch sehr jung nach Paris, war daselbst unter dem Namen des holländischen Arztes bekannt, und ihm haben die Aerzte die Ipekakuanha zu verdanken. Er hatte die Kräfte dieser Wurzel von einem seiner Verwandten, Gouverneur in Batavia, kennen lernen, und mit vielem Glücke zu Paris und in den Hospitälern Gebrauch davon gemacht. Als Ludwig XIV. von diesen glücklichen Wirkungen Nachricht bekommen hatte, verlangte er, Helvetius sollte sein Geheimniß öffentlich bekannt machen, und ließ ihm ein beträchtliches Geschenk reichen. Sein Ruhm wuchs nun so, daß ihn in kurzem alle Personen vom höchsten Range mit ihrem Vertrauen beehrten. Er starb im Jahre 1755, und wurde sowohl von den Armen, als von allen rechtschaffenen Leuten bedauert.

Diesem weisen Vater dankte unser Helvetius eine sorgfältige Erziehung. Frühe ließ er vorzügliche Talente blicken, und schon im Knabenalter war Bücherlesen seine angenehmste Beschäftigung. Die ersten Bücher, welche er verschlang, waren Feenmährchen, und überhaupt alles, wo das Wunderbare herrschte. Aber bald darauf folgten Lafontaine und Despreaux. Als er hernach Homers Iliade und den Curtius las, änderte er seinen sonst furchtsamen Cha-

rakter, und wollte Kriegsdienste suchen. Glücklicherweise fand er einen Lehrer, der ihn erkannte und von seinen Mitschülern zu unterscheiden wußte. Dieser Lehrer war ein Mönch und hieß Pater Porce. Sobald er seinen Schüler kannte, widmete er ihm eine ganz besondere Erziehung. Er las mit ihm die besten alten und neuen Schriftsteller, und zeigte ihm ihre Schönheiten und Mängel. Dieser Pater hatte das vorzügliche Talent, den Geist und den Charakter seiner Untergebenen bald kennen zu lernen, und sie demselben gemäß zu behandeln. Frankreich ist ihm mehr als einen großen Mann schuldig, dessen Genie er errieth und beschleunigte. Noch auf der Schule las Helvetius Lockens Buch vom menschlichen Verstande. Diese Lektüre machte Epoche in seiner Seele; sie bestimmte seine ganze künftige Denkart. Er ward ein eifriger Anhänger Lockes, aber wie Aristoteles des Plato Anhänger ward, setzte er zu den Entdeckungen seines Lehrers seine eigenen hinzu. Von dieser Zeit an untersuchte er die Verhältnisse der Gesetze mit der Natur und dem Glück der Menschen.

Sein Vater war damals in die Ungnade des Kardinals Fleury gefallen, und befand sich in mittelmäßigen Umständen; daher bestimmte er seinen Sohn dem Finanzwesen, überzeugt, daß dieß der Stand wäre, wo er sich bereichern könnte, und zugleich Muse

hätte, Gebrauch von seinen Talenten zu machen. Er wurde zu seiner Mutter Bruder geschickt, um das Finanzwesen zu erlernen. Hier beschäftigten die Wissenschaften und die Pilosophie den Helvetius mehr, als das Finanzwesen, und mehr als Wissenschaften und Philosophie beschäftigte ihn das schöne Geschlecht, und doch lernte er sehr bald, fast ohne daran zu denken, alles, was ein Finanzbedienter wissen muß. In einem Alter von 23 Jahren erhielt er die Stelle eines Generalpächters, das heißt: hundert tausend Reichsthaler Einkünfte. Er hatte zwei Leidenschaften, die den begütertsten Finanzier zu Grunde richten können: die Liebe und die Begierde wohl zu thun. Er befriedigte beide, aber mit Mäßigung und Ordnung.

Sobald er nicht mehr Kind war, hatte er schon nach dem Umgange der großen Männer seiner Nation gestrebt. Jetzt genoß er diesen Umgang und bildete sich durch ihn. Fontenelle war damals an der Spitze der Literatur und allgemein geschätzt. Von ihm lernte Helvetius die Kunst, sich kurz und deutlich auszudrücken. Montesquieu war damals nur noch Verfasser der persianischen Briefe; allein Helvetius fand damals schon in seinem Umgange den Führer der Gesetzgeber. Und dieser sagte von jenem: „Ich weiß nicht, ob Helvetius seine Vorzüge kannte; ich aber, meines Theils, fühle, daß es

ein Mann ist, der über die andern hinaus sieht.“ Vorzüglich unterrichtend für unsern jungen Philosophen war der Umgang und Briefwechsel mit Voltairen. Er erkannte sein Genie, und leitete ihn in der Kultur desselben.

Helvetius suchte das Verdienst überall auf, um es zu lieben und ihm beizustehen. So viel er sich auch Mühe gab, seine Wohlthaten geheim zu halten, so könnte man doch ein ganzes Verzeichniß von bekannten Personen anführen, die er sich verbindlich gemacht hatte. Marivaux gehörte in diese Zahl. Dieser Mann, der seine Romane mit so viel Geist, Empfindung und Worten überhäuft hatte, war in Gesellschaft oft sehr angenehm: er verdiente wegen seines Scharfsinns und wegen seiner reinen Sitten Freunde. Helvetius setzte ihm eine Pension von 2000 Thalern aus. — Der Sohn des Herrn Saurin, von der Akademie der Wissenschaften, hatte zwar noch kein Werk herausgegeben, wodurch er sich einen Ruhm hätte erwerben können; allein er war unter den Gelehrten als ein vorzüglicher Kopf bekannt. Damals bekleidete er eine Stelle, die nicht für seinen Charakter war. Helvetius gab ihm eine Pension von 1000 Thalern, wodurch er in den Stand gesetzt wurde, sich ganz den Wissenschaften zu widmen, es zu fühlen und überall bekannt zu machen, daß er sein Glück seinem Freunde zu danken hätte. Als Saus

rin sich verheirathen wollte, zwang ihn Helvetius, das Kapital von seiner Pension anzunehmen.

Es war von jeher in Frankreich gewöhnlich, daß die Pachtgesellschaft die jüngsten Pächter in die Provinz ausschickte. Sie mußten sich daselbst von den verschiedenen Quellen der Einkünfte unterrichten, über die Unterbeamten wachen, und die Verordnungen zur Vollziehung bringen. Auf diesen Reisen besah Helvetius nach und nach Champagne, Burgund und Bordelois, und er machte es sich gar nicht zum Gesetze, den Pachtbeamten allemal Recht und den Unterbeamten Unrecht zu geben. Oft entschädigte er den Unglücklichen, der es durch die Unterdrückung der Financiers geworden war; oft vertrat er mit Muth die Rechte des Volks. Folgende kleine Anekdote zeigt den Geist dieses Mannes. Er kam zu Bourdeaux an, als man daselbst eine neue Auflage auf die Weine gelegt hatte, welche die Stadt und Provinz ganz niederschlug. Helvetius that deshalb Vorstellungen an die Gesellschaft der Pächter, und wurde durch die Antworten aufgebracht, die er erhielt. Er sagte darauf zu einigen Bürgern: „So lange ihr euch bloß beschweren werdet, wird man euch nie das zugestehen, warum ihr anhaltet. Macht euch furchtbar, ihr könnt euch an der Zahl von mehr als 10,000 versammeln. Greift unsere Finanzbediente an, es sind ihrer nicht 200. Ich werde mich an ihre Spitze stellen, und

wir werden uns vertheidigen. Aber ihr werdet uns schlagen, und man wird euch Recht wiederfahren lassen.“

So eine Denkart schickt sich nicht für einen Generalpächter. Sein Edelmuth und sein großer Geist verursachten ihm von den niedrigen und kleinen Geistern, mit denen er umgeben war, eine Menge Verdrüßlichkeiten. Er hatte sich ohngeachtet des Aufwandes, den sein Alter und seine Wohlthätigkeit erforderten, einige Summen erspart. Diese wendete er an, einige Güter zu kaufen, und nun nahm er sich vor, sein Amt niederzulegen, um in der Einsamkeit ganz der Philosophie und sich selbst zu leben. Aber er brauchte auch eine Gattin, die er lieben könnte, und welche die Einsamkeit, in die er sie führen wollte, nicht unglücklich machte. Er fand sie, und nun führte er seinen Vorsatz aus, und begab sich im Jahr 1751 auf sein Gut zu Vore. Hier beschäftigte er sich ganz mit Denken, mit seinen Schriften und mit der Glückseligkeit seiner Gattin. Ein guter Gemahl, ein guter Vater, mit seiner Frau und mit seinen Kindern vergnügt, genoß er alle Vergnügungen des häuslichen Lebens. Das Glück dieser Familie bemerkten sogar diejenigen, welche am wenigsten dazu gemacht waren, es zu fühlen. Eine Frau aus der großen Welt sagte, als sie von ihm

redete: „Dieſe Leute ſprechen nicht wie wir die Worte: mein Gemahl! meine Frau! meine Kinder! aus.“

Auf dem Landgute, das Helvetius gekauft hatte, war ein Edelmann, mit Namen Vaßeconelle: er beſaß ein kleines Gut, wovon er dem Grundherrn ſeit langer Zeit die Zinſen nicht bezahlt hatte. Helvetius erhielt durch den Kauf zugleich das Recht auf dieſe Zinſen. Seine Verwalter, um die Gunſt ihres neuen Herrn zu gewinnen, forderten die Bezahlung auf das ſtrengſte. Nach einigen Tagen kam Vaßeconelle, ſeinen Grundherrn zu beſuchen; er ſtellte ihm vor, daß es ihm ſtets unmöglich geweſen wäre, ſeine Zinſen zu bezahlen, und daß er auch jetzt nicht im Stande wäre, alles zu bezahlen, aber daß er künftighin alle Jahre dasjenige richtig abtragen wolle, was auf ein jedes Jahr zu bezahlen ſeyn würde. Er ſetzte noch hinzu, daß, wenn man mehr forderte, und ihn weiter triebe, man ihn ganz zu Grunde richten würde. Er bat den Helvetius ſeinen Sachwaltern zu befehlen, daß ſie mit ihren Betreibungen inne halten ſollten. „Ich weiß, ſagte dieſer, daß Sie ein ehrlicher Mann, aber nicht reich ſind, Sie ſollen mich künftighin bezahlen, ſo gut Sie können, und hier iſt ein Papier, daß meine Leute verhindern ſoll, Sie ferner zu beunruhigen;“ und er gab ihm eine Quittung für die ganze Schuld.

Vaßeconelle wirft ſich mit dieſen Worten zu ſeinen Füßen: „Ach mein Herr! Sie erhalten meiner Gemahlin und 5 Kindern das Leben.“ Helvetius hob ihn auf und ſchloß ihn in ſeine Arme, ſprach aufs zärtlichſte mit ihm, und zwang ihn eine Penſion von 1000 Livres zur Erziehung ſeiner Kinder anzunehmen. — Wenn ſeine Pächter einigen Verluſt erlitten, wenn ein unfruchtbares Jahr geweſen war, ſo ließ er ihnen vieles an den Abgaben nach, und oft gab er ihnen ſelbſt noch Geld. Er hatte auf ſeinem Gute einen Wundarzt, einen Mann von Verdienſt, angeſetzt; er wurde zugleich mit einer Apotheke verſehen, die ſehr gut eingerichtet war, und woraus jeder Kranke die Arznei umſonſt haben konnte. Sobald ein Bauer krank wurde, ſo wurde ihm Fleiſch, Wein und alles, was er genießen durfte, geſchickt. Helvetius beſuchte ihn oft, tröſtete ihn, ſorgte für ſeine gute Bedienung, oft bediente er ihn ſelbſt.

Er hatte eine ziemlich ſichere Art, die Proceſſe zu enden. Gleich anfangs zahlte er ſo viel, als die Sache, um welche geſtritten wurde, werth war. Er war ein eifriger und aufmerkſamer Freund derjenigen Bauern, welche Sitten und Güte blicken ließen; es war ihm angenehm, alte Männer und Weiber an ſeiner Tafel zu haben, die zwar alles Rauhe ihres Standes hatten, aber billige und wohlthätige Leute waren.

Seine Freunde genossen oft des rührenden Schauspiels, wenn sie ihn auf seinem Gute ankommen sahen. Weiber, Alte, Männer und Kinder umgaben ihn, umarmten ihn, erregten ein Freudengeschrei und vergossen Freudenthränen. Bei seiner Abreise folgten seine Unterthanen zum Theil seinem Wagen lange nach. Er suchte auf allen seinen Gütern die Leute zur Arbeit aufzumuntern, hauptsächlich suchte er in Vore den Fleiß zu erwecken, da wegen der Unfruchtbarkeit des Bodens für diese Leute keine andere Hülfe war. Endlich hatte er eine Strumpfmanufaktur daselbst zu Stande gebracht.

Alle Morgen meditirte und schrieb er; die übrige Zeit des Tages war zu seiner Unterhaltung bestimmt. Er liebte die Jagd. Viele Wildschützen fanden sich in diesen Gegenden ein. Er ließ es ihnen auf das strengste verbieten, auf seinem Grunde zu schießen, allein da ihn seine Jäger kannten, so trieben sie ihre Strenge nicht sehr weit. Einsmals jagte ein Bauer unter den Fenstern des Schlosses vorbei. Helvetius wurde dadurch aufgebracht, und befahl, auf diesen Menschen acht zu haben, und ihn, sobald man seiner habhaft werden könnte, vorzuführen. Den Tag darauf schleppten ihn zwei Jäger in den Hof des Schlosses hinein. Helvetius lief ihm voll Zorn entgegen, da er ihn aber eine Zeitlang betrachtet hatte, sagte er: „Mein Freund, ihr thut mir

großen Schaden. Wenn ihr Wildpret nöthig hattet, warum verlangtet ihr keins von mir? Ich hätte euch selbst eins gegeben.“ Nach diesen Worten ließ er ihn los, und gab ihm Wildpret mit nach Hause. Allein seine Gemahlin, über die Verwegenheit der Wildpretschützen aufgebracht, versicherte ihrem Gemahl, daß, wenn er sie nicht strafen würde, sie gewiß nie aufhören würden zu jagen. Er gestand es ein, und versprach, inskünftige strenger zu seyn. Er befahl seinen Jägern, daß, wenn sie einen Wildschützen anträfen, sie ihm das Gewehr nehmen, und ihn nicht eher los lassen sollten, bis er die Strafe würde bezahlt haben.

Wenige Tage darauf hielten sie einen Bauer an, nahmen ihn das Gewehr, führten ihn in das Gefängniß, und ließen ihn nicht los, bis die Strafe bezahlt war. Als Helvetius dieß erfuhr, ging er, um sich keine Vorwürfe von seiner Gemahlin zuzuziehen, insgeheim zu dem Bauer. Nachdem er sich feierlich hatte versprechen lassen, ja keinem Menschen etwas von dem zu sagen, was unter ihnen vorgehen würde, bezahlte er ihm seine Flinte und die Strafe, welche man von ihm gefordert hatte, nebst den übrigen Unkosten. Aber die Frau Helvetius war ihrer Seits eben nicht ruhig. Sie sagte zu ihren Kindern „Ich bin Ursache, daß der arme Mann ist zu Grunde gerichtet worden; ich habe euren Va-

ter angereizt, so streng gegen die Wildschützen zu seyn.“ Sie läßt sich zu demjenigen führen, dessen Unglück sie verursacht hatte, fragte, wie hoch sich sein Schaden beliefe, und bezahlte alles. — Wie konnte auch eine Frau anders denken, die ein so edles Vorbild an ihrem Gemahle hatte.

Er hielt einen Sekretair, mit Namen Baudot, einen mürrischen, tadelsüchtigen und unruhigen Geist. Unter dem Vorwande, daß er seinen Herrn schon in seiner Jugend gekannt hatte, erlaubte er sich immer so mit ihm umzugehen, wie ein tyrannischer Schulmeister mit seinen Kindern verfährt. Eins von den Vergnügungen des Baudot war, die Aufführung seines Herrn, seinen Geist, seinen Charakter und seine Werke mit ihm durchzugehen. Diese Untersuchung endigte sich immer mit einer heftgen Satire. Helvetius hörte ihn mit Geduld an, und manchmal sagte er, wenn Baudot ihn verließ, zu seiner Gemahlin: „Aber ist's möglich, daß ich alle die Fehler und so oft Unrecht habe, als Baudot sagt? Nein, ich glaube es nicht! aber ich habe doch einige, und wer würde mit mir davon reden, wenn ich Baudot nicht bei mir behielte.“

Einmal fand sich seine Kutsche in einer engen Straße durch einen Lastwagen aufgehalten. Es währte ihm zu lange und aus Ungeduld schalt er zur Kutsche heraus auf den Fuhrmann. „Sie haben

Recht, verſetzte ihm der Fuhrmann gelaſſen, Sie haben vollkommen recht, denn Sie ſind im Wagen und ich bin zu Fuß " — Helvetius empfand dieſen Vorwurf ſo lebhaft, daß er aus ſeiner Kutſche ſprang, und ihm mit einem harten Thaler für die Lektion dankte.

Im Jahr 1758 erſchien ſein berühmtes Werk vom Geiſt des Menſchen. Da er darinn beſonders den Klerus angriff; ihn länderfreſſenden Geiz, Unwiſſenheit, Faulheit, Rachſucht vorwarf, und Fakta ſammelte, die ſich nicht wegandächteln ließen, ſo fiel die Leibwache des heiligen Stuhls, die Bande Loyola's über ihn her; darum drohten ihm Gefängniß und Verluſt ſeines Glücks. Einer von jenen, dem Helvetius Wohlthaten erwieſen hatte, zwang ihn durch heimliche Kunſtgriffe und durch Vermittelung der Königin zu einem Widerrufe. Vermuthlich hätte ihn nichts dazu bringen können, als die Drohung, daß man ſich an den Cenſor, der ſein Buch gebilligt hatte, halten würde. Helvetius konnte den Gedanken nicht ertragen, zu dem Unglück eines ehrlichen Mannes Anlaß gegeben zu haben. Aber ſeine tartüffiſchen Verfolger wurden durch dieſen Widerruf noch nicht befriedigt. Eine Parthei derſelben ſoll wirklich den raſenden Einfall gehabt haben, ihn noch verbrennen zu ſehen. Der Hof brach endlich die Verfolgungen ab, aber die Sarbonne ſprach

ein feierliches Verdammungsurtheil, wodurch sie aber nur, wie gewöhnlich, sich in den Augen aller Vernünftigen lächerlich machte. Aller Verdruß, welchen dem Philosophen sein Buch zugezogen hatte, wurde ihm durch die Achtung der einsichtsvollsten und besten Menschen seiner Nation, und durch den großen Beifall vergütet, womit man sein Werk in Italien, England, Deutschland, Schweden und Rußland aufnahm und übersetzte. Konnte man auch dem System des Verfassers nicht durchaus seinen Beifall schenken; so verdiente doch der scharfsinnige Geist Achtung, der dasselbe erzeugt hatte.

Zuweilen vertauschte Helvetius das Land, seinen angenehmsten Aufenthalt, mit Paris, um den Umgang denkender Männer und seiner Freunde zu genießen. Dann war sein Haus der Sammelplatz aller Leute von Talenten und Vergnügen. Dieses ruhige und glückliche Leben wurde im Jahre 1764 durch eine Reise nach England unterbrochen. Helvetius wollte noch diese merkwürdige Nation und die Kraft und Wirkungen guter Gesetze sehen. Er fand, was er erwartete, und als er das Land verlies, wo er die Menschheit nicht erniedrigt und leidend gesehen hatte, vergoß er Thränen. Und da er einmal angefangen hatte zu reisen, so konnte er dem öftern Anhalten des Königs von Preußen, ihn zu besuchen, nicht widerstehen. Er ging im Jahre 1765 nach Berlin, und

wurde allenthalben in Deutschland, so wie in England, aufgenommen, wie er es verdiente. Man beeiferte sich überall, ihm einen Zufluchtsort anzubieten, wenn, wie er befürchtete, die Verfolgung noch einmal gegen ihn losbrechen sollte. Er würde aber alsdann England vorgezogen haben. Diese Furcht verschwand zwar, allein sie hielt ihn doch ab, die Ideen seines Buchs weiter aufzuklären und zu vertheidigen. Er kehrte zu seinem glücklichen Leben wieder zurück, und beschäftigte sich besonders mit seinem großen Gedichte über die Glückseligkeit, welches er schon in seiner Jugend angefangen, und nur seiner philosophischen Arbeiten wegen unterbrochen hatte. — Als der Jesuitenorden aufgehoben worden war, erfuhr er, daß der Jesuit, der ehemals sein Vertrauen gemißbraucht, seine Freundschaft verrathen, und ihm die Ungnade der Königin zugezogen hatte, daß der nun in einem benachbarten Dorfe sich aufhalte, und in seinem Alter in der größten Dürftigkeit lebe. Er suchte einen Freund dieses Unglücklichen auf, und schickte ihm 50 Louisd'or. „Bringen Sie, sagte er, dieses Geld dem Pater, aber sagen Sie ihm kein Wort von mir; er hat mich beleidigt, und würde durch meine Hülfe zu sehr beschämt werden."

In den letzten Jahren seines Lebens machte ihm der unglückliche Zustand seines Vaterlandes und

der öffentlichen Angelegenheiten oft traurige Stunden. Er lebte die meiste Zeit auf dem Lande, weil er hier nur selten anderes Elend sah, als solches, dem er abhelfen konnte. Im Jahre 1771 nahm seine sonst starke Gesundheit ab, und der 26ste December entriß ihm der Welt, seiner Familie, seinen Freunden und den Unglücklichen.

# Eduard Young.

## Kabinetsprediger der Prinzessin von Wallis.

Young wurde im Junius des Jahres 1681 zu Upham bei Wincheſter gebohren. Er war der Sohn eines geſchätzten Geiſtlichen bei der engliſchen Kirche, der ſich durch ächte Religioſität und Talente Liebe und Achtung erwarb. Man hat von ihm zween Bände geiſtlicher Reden über verſchiedene Materien, die man in England unter die beſten dieſer Art zählt. So viel Geſchicklichkeit und ein ſo treffliches Beiſpiel waren hinlänglich, unſerm jungen Dichter einen edlen Nacheifer einzuflößen. Sein Vater unterrichtete ihn ſelbſt in der Sittenlehre und den ſchönen Wiſſenſchaften; darauf beſuchte er die Schule zu Wincheſter, und dann die Univerſität Oxford; wo er ſich dem Studium der Rechte weihte.

Schon in ſeinen Jünglingsjahren ſoll Sonderlichkeit ein herrſchender Zug in ſeinem Charakter geweſen ſeyn Wenn er etwas arbeiten wollte verſchloß er gewöhnlich ſeine Fenſterladen und brannte am hel-

len Tage eine Lampe; ja seine Studierstube soll mit Schädeln, Knochen und Werkzeugen des Todes ausgeziert gewesen seyn. Da er solchergestalt die trüben Wolken, die gewöhnlich über seiner Einbildungskraft hingen, noch mit Fleiß vermehrte, ward sie bald mit lauter Phantomen des Misvergnügens angefüllt. Er fand früh eine Wollust darin, die Trübsale einer Welt zu beschreiben, die seine Absichten nicht unmittelbar beförderte, und seine Erwartungen nicht befriedigte; und hatte es schon weit in diesem Klagetone gebracht, in einem Alter, wo Hoffnung den Busen jedes jungen Mannes, der ähnliche Aussichten vor sich gehabt hätte, angeschwellt haben würde.

Als er die akademischen Studien in Oxford geendigt hatte, wurde er im Jahre 1708 ein ordentliches Mitglied des Juristen-Kollegiums Aller-Seelen; 1714 nahm er den Grad eines Baccalaureus der Rechte an, und 1719 promovirte er zur Doktor-Würde Seine Liebe zur Dichtkunst, die er von Jugend auf gepflegt hatte, führte ihn zuerst auf die theatralische Laufbahn. Aber als dramatischer Dichter allein hätte er sich gewiß nicht den ausgezeichneten Ruhm erworben, der seinen Nachtgedanken und Satiren mit vollem Rechte gebührt. Man hat von ihm drei Trauerspiele: Bursiris, die Rache, und die Brüder. Das erste wurde schon im Jahre 1719, und das letzte erst im Jahre 1753

auf die englische Bühne gebracht. Alle drei endigen mit Selbstmord — ein Mittel, wodurch sich der tragische Dichter am kürzesten diejenigen Personen vom Halse schafft, die er nicht beim Leben zu erhalten Lust hat. Im Bursiris herrscht fast durchgehends die heftigste Aufwallung der Phantasie, aber desto weniger Natur und wahre tragische Wirkung. Die Rache ist von den dreien wohl das beste Stück, denn es nähert sich weit mehr dem wirklichen Leben, und hat sich daher auch allein auf der Schaubühne erhalten. Die Idee dazu ist aus Shakespeare's Othello genommen; aber Handlung, Gesinnungen und Sprache sind original; und die, wohl zu freigebig eingestreuten sittlichen Bemerkungen haben viel auffallende Neuheit. In den Brüdern, deren Stoff aus der macedonischen Geschichte unter dem letzten Könige Philippus gezogen ist, sind die beiden Hauptcharaktere des Demetrius und Perseus mit vieler Wärme geschildert. Uebrigens erkennt man in allen diesen dramatischen Stücken den didaktischen Dichter, den Verfasser der Nachtgedanken, der oft den Affekt bilderreicher und sententiöser reden läßt, als es wohl die Bühne verstatten möchte. Mehrere deutsche Uebersetzer haben ihre Kräfte an diesen Stücken versucht, aber ihre Arbeiten sind in gerechte Vergessenheit gesunken.

Da Young keine Aussichten vor sich sahe, in Oxford sein Glück zu machen, so nahm er im Jahre

1719 eine Hofmeisterstelle in der Familie des Grafen von Exeters an. Er hätte sich hier ein beständiges Jahrgehalt von 100 Pfund sichern können, wenn er in dieser Situation geblieben wäre; allein da ihn der witzige und lasterhafte Herzog von Wharton in seine Freundschaft aufnahm, so verband er sich gänzlich mit diesem Herrn, in dessen Gesellschaft er Irland besuchte. Während seiner Verbindung mit diesem excentrischen Manne soll er sich nichts weniger als genau an die Regeln der strengen Tugend gebunden, und sich Ausschweifungen erlaubt haben, die von der in dem letzten Theile seines Lebens beobachteten Strenge einen sehr weiten Abstand machen.

Die politische Laufbahn schien nicht der Weg zu seyn, auf der er sein Glück machen könnte. Vergebens hatte er eine Stelle im Parlament gesucht, unvermuthet starb sein Gönner, der Herzog von Wharton, und dieß brachte ihn zu dem Entschlusse, den geistlichen Stand zu wählen. Als er den theologischen Kursus vollendet hatte, wurde er 1728 zum ordentlichen Kaplan König Georg II ernannt, und nun schien auch sein düsteres Tempament eine heitrere Stimmung anzunehmen. Er besuchte öfters Gesellschaften, und zeichnete sich durch die Urbanität seiner Sitten und seiner muntern Laune aus.

Einiges Tages fuhr er, in Gesellschaft einiger Frauenzimmer, auf der Themse nach Vauxhall, und

vertrieb ihnen unterwegs die Zeit mit einigen Stückchen auf der Querflöte. Hinter ihm ruderte ein Boot mit verschiedenen Offizieren, die nach demselben Orte wollten und bald das andere Boot, in welchem der Doktor und die Damen sich befanden, einholten. Als sie neben demselben waren, steckte Young, der sich auf sein Spielen eben nicht so viel einbildete, die Flöte ein. Einer von ihnen fragte darauf, warum er zu spielen aufhöre und die Flöte einstecke? „Eben darum, versetzte er, warum ich sie heraus kriegte, weil mir's so beliebte.“ — „Den Augenblick die Flöte wieder heraus und fortgespielt, rief der Offizier in einem gebieterischen Tone, oder ich werfe Sie in die Themse!“

Young, um die erschrockenen Damen zu beruhigen, steckte diese Beschimpfung mit so guter Manier ein, als er konnte, und spielte fort bis sie ans Land kamen. Am Abend aber, da er eben den Offizier, der ihm so geringschätzig begegnet war, in einem der Spatziergänge allein gehen sah, näherte er sich ihm, und sagte ganz kalt und gesetzt: „Mein Herr, es geschah bloß, um die Harmonie sowohl Ihrer als meiner Gesellschaft nicht zu unterbrechen, daß ich vorhin in Ihr ungezogenes Verlangen willigte; damit Sie aber sehen, daß einem Schwarzrock so gut als einem Rothrock das Herz am rechten Fleck sitzen kann, so erwart' ich, daß Sie sich morgen früh um die und die Zeit an einem ge-

wissen Orte einfinden werden, aber ohne Secundanten, da der Streit bloß unter uns ist.“ Ausserdem bedung sich der Doktor noch auf eine sehr peremptorische Weise aus, daß die Sache bloß mit Degen ausgemacht werden sollte. Alle diese Bedingungen ließ sich der Offizier ohne Widerrede gefallen. Die Duellanten trafen also am folgenden Tage zu bestimmter Zeit und am bestimmten Orte zusammen; in dem Augenblicke aber, da der Offizier seinen Standpunkt nahm, und seinen Degen zog, zog Young eine große Pistole hervor, mit der er ihm gerade aufs Gesicht zielte. „Wie? sagte der Offizier, wollen Sie mich als ein Meuchelmörder umbringen?“ — „Nein, erwiederte Young, aber den Augenblick sollen Sie Ihren Degen einstecken, und eine Menuet tanzen; wo nicht, so sind Sie des Todes.“ Der Offizier machte einige Einwendungen, aber der Doktor schien so sehr im Ernst und entschlossen, daß er sich endlich bequemen mußte. „Nun, mein Herr, sagte der Doktor, Sie zwangen mich gestern, wider meinen Willen zu spielen, und ich habe Sie heute gezwungen, wider Ihren Willen zu tanzen. Wir haben einander nun nichts vorzuwerfen, und verlangen Sie noch eine andere Genugthuung, so bin ich bereit.“ — Der Offizier umarmte jetzt den Pfarrer, bekannte seine Impertinenz, und bat um seine Freundschaft, die er auch erhielt, und die nachher Lebenslang fortdauerte.

Im Jahre 1730 erhielt er die beträchtliche Pfarrſtelle zu Welwyn in Hertfordſhire, und bald darauf heirathete er Lady Betty Lee, verwittwete Oberſtin Lee und Tochter des Grafen von Lichtfield, ein Frauenzimmer von vortrefflichen Eigenſchaften und großer Sanftmuth. Doch widmete er bei ſeinen vielen Amtsgeſchäften nach immer einen Theil ſeiner Zeit der poetiſchen Muſe, und bildete mitten unter ſeinen ernſthaften Studien ſein poetiſches Talent immer mehr aus. Ein Beweis davon ſind ſeine, in ihrer Art vortrefflichen ſieben Satiren auf die Ruhmbegierde, worinn er dieſe Leidenſchaft als die Triebfeder aller Laſter, Fehler und Thorheiten betrachtet. Man hat mehrmals den Youngſchen Satiren den Vorwurf eines allzu üppigen und verſchwenderiſchen Witzes gemacht, und ſie eine fortlaufende Reihe von Epigrammen genannt. Das ſollten ſie aber nach der Abſicht ihres Verfaſſers ſeyn, der ſich bemühte, auffallende, treffende Diſtichen, und ſcharf zugeſpitzte Lehrſprüche zu ſchreiben; und jene haben volles Gewicht gründlicher Gedanken; dieſe, alle Schärfe unwiderſtehlicher Wahrheit. Die Gattung ſeiner Satire hält zwiſchen der Horaziſchen und Juvenaliſchen das Mittel. Er hat alle Munterkeit des Horaz, ohne ſeine metriſche Nachläßigkeiten; alle die Moralität Juvenals, mit einer größern Abwechslung der Bilder.

Nur wenige Jahre genoß Young das Glück

einer sehr zufriedenen Ehe. Seine Gattin wurde ihm im Jahre 1740 durch den Tod entrissen, bald darauf starb auch ihre Tochter, ein liebenswürdiges junges Frauenzimmer, deren Gemahl, Herr Temple, Lord Palmerstons Sohn, sie nicht lange überlebte. Der Tod dieser drei Personen stürzte den Dichter auf eine Zeitlang in eine tiefe Schwermuth, und erzeugte die Nachtgedanken, ein Werk, das seinen Ruhm nicht nur durch sein Vaterland, sondern in allen civilisirten Ländern ausgebreitet hat. Er schrieb dieses bewundernswürdige Gedicht, in dem er oft seinen himmlischen Flug fast über den Gesichtskreis der Menschen erhebt, unter den frischen Wunden seines Kummers über den dreifachen Verlust, den er erlitten hatte. Das Dunkle und Schreckliche seiner Bilder, die Kühnheit seines Pinsels und der schnelle Gang seiner Ideen können nie genug bewundert werden. Er ist ganz Original, und hat den Plan zu diesem Gedichte keinem weder alten noch neuen Dichter zu danken. Inzwischen ist nicht zu leugnen, daß er bisweilen zu witzig ist, und sich in Wortgeklingel verliert: viele seiner schönsten Gedanken jagt er zu sehr ab, und spielt bisweilen, wie Ovid, mit den Metaphern, bis er sich ihres Schmuckes entblößt.

Young hat sein Glück unter uns Deutschen durch seinen meisterhaften Uebersetzer, den Hofrath

Ebert in Braunschweig, gemacht. Frühe hatte dieser Youngs Nachtgedanken kennen gelernt und lieb gewonnen, und in ihm und dem Geiste seines Verfassers eine große Zusammenstimmung mit seiner eigenen Geistesrichtung wahrgenommen. Daher verwendete er einen großen Theil seines Lebens auf das Studium der Werke des ernsten Britten, besonders der Nachtgedanken, und drückte die ganze Stärke des Originals in der wohlklingendsten Prosa aus. Zu der Zeit, da die Verdeutschung von Youngs Nachtgedanken zuerst erschien, (im Jahre 1752) waren noch wenige Werke der englischen Dichter in unsre Sprache übergetragen, und gewiß noch keines mit so vielem Fleiße, mit so glücklichem Erfolge. Kenner sahen bald die besondern Vorzüge dieser Uebersetzung ein; und Ramler wählte den Anfang derselben in seinem Batteux als Muster des schönen prosaischen Numerus. Eine andere, an sich nicht verwerfliche, hexametrische Uebersetzung von einem Prediger Kaiser, nachherigem Superintendenten zu Hattorf im Hannövrischen, fand weit weniger Beifall. Daß die Neuheit dieser Erscheinung, das Anziehende in Youngs Manier, ihre auffallenden Schönheiten und ihre blendenden Fehler und Uebertreibungen auch nachtheilig wirkten, und ein ganzes Heer, zum Theil sehr unberufener und unfähiger, Nachahmer erregten; daß man nicht nur in Gedichten, sondern auch in Predigten, Wochenschriften,

Betrachtungen, Schilderungen, moraliſchen Briefen u. ſ. f. überall zu youngiſiren anfing, war wohl kein Wunder. Dieſe, in der Geſchichte des deutſchen Geſchmacks noch nicht ganz vergeſſene Periode, giebt indeſſen nur einen Beweis mehr von dem großen und allgemeinen Eindrucke jener deutſchen Ueberſetzung; und wenn gleich unſere erſten Kunſtrichter mit vieler Strenge wider gedachte Mißbräuche und Nachäffereien eiferten; wenn gleich manche in dieſer Strenge ſo weit gingen, daß ſie Youngs Fehler allein ans Licht zogen, und ſeine Schönheiten verkannten, ſo blieb doch die Fortwirkung dieſer letztern ſtark und allgemein genug. Doch Ebert ſicherte vollends ſeinem Dichter Schätzung und Studium in Deutſchland durch den trefflichen kritiſchen und erläuternden Kommentar, womit er die im Jahre 1760 angefangene neue Ausgabe begleitete, die zugleich den engliſchen Text, dem ſich die Dolmetſchung getroſt gegenüber ſtellen konnte, unter uns gangbarer machte, und ein herrliches Denkmal ſeiner großen Beleſenheit, ſeines feinen Geſchmacks, ſeines kritiſchen Scharfſinns und ſeines beharrlichen Fleißes wurde. Dieſer neuen Ausgabe fügte er im 5ten Bande auch noch eine Ueberſetzung der Satiren bei, und begleitete ſie gleichfalls mit kritiſchen und erläuternden Anmerkungen. Das Publikum ſchenkte dieſer muſterhaften Dollmetſchung einen ſo fortdaurenden Beifall, daß noch im Jahre 1790 eine neue Auflage beſorgt werden mußte. —

Bei Youngs vielen Verdienſten muß man ſich mit Recht wundern, daß er im geiſtlichen Stande nicht weiter befördert wurde, da er gleich nach ſeinem Eintritte in die theologiſche Laufbahn zum Kaplan Georgs II. ernannt worden war. Die Urſache davon ſoll ſeine Anhänglichkeit an den Prinzen von Wallis und eine beleidigende Predigt ſeyn, die er zu St. James gehalten habe. Erſt in ſeinem 80ſten Jahre wurde er zum Kabinetsprediger der verwittweten Prinzeſſin von Wallis ernannt. Er ſtarb zu Welwyn am 12ten April 1769, und wurde in der Pfarrkirche beim Altare an die Seite ſeiner Gemahlin begraben. Sein ganzes anſehnliches Vermögen hinterließ er ſeinem einzigen Sohne, dem er ſchon lange allen Zutritt zu ihm unterſagt und ihm ſeinen Schutz entzogen hatte. Was für ein Vergehen zu dieſer Entziehung der väterlichen Liebe Gelegenheit gegeben, iſt nicht bekannt.

Young war ein Mann von viel Genie, von großer Frömmigkeit und liebenswürdigen und tugendhaften Sitten in ſeinem Privatleben. Als Dichter ſah man ihn als das einzige Palladium an, das England von ſeinem vorigen poetiſchen Glanze noch übrig hatte. Ueberhaupt kann man ſeine Werke als die Werke eines mächtigen, obgleich ſchwermüthigen Sachwalters für Religion und Sittlichkeit betrachten, und vielleicht iſt keine Stelle in allen ſeinen Schriften, die er, in der Stunde der Selbſtprüfung, ängſtlich zu-

rück zu nehmen gewünscht haben würde, diejenigen ausgenommen, in denen sein Hang zu ausschweifender Schmeichelei ihn verleitet hat, seine Gönner mit den Attributen eines Wesens auszuschmücken, dessen Größe und Güte gar keine Vergleichung zulassen.

Er hatte von Natur eine sehr feierliche Gemüthsart, und wenn er, wie gewöhnlich, zu Haus auf dem Lande war, ging er täglich einige Stunden auf seinem Kirchhofe umher: sein Umgang, seine Schriften, alles hatte eine Beziehung auf jenes zukünftige Leben, und diese christliche Gesinnung suchte er selbst bei den Verzierungen seines Gartens anzubringen. Er hatte z. B. nahe an seinem Hause eine Vertiefung mit einer Bank mahlen lassen, die jeder in der Entfernung für eine wahre hielt; sobald man sich aber näherte, fand man den Betrug und diese Ueberschrift: Invisibilia non decipiunt. (Das Unsichtbare täuscht uns nicht.) Dieser ernsten Gemüthsart ungeachtet war er ein Freund unschuldiger Freuden und Spiele; er stellte in seinem Kirchspiele kleine Zusammenkünfte an, und hatte einen Kegelschub, wo er oft in Person die Gesellschaft aufzuheitern suchte. Ueberhaupt liebte er die Menschen und that ihnen Gutes, wo er konnte. Nur ihre Laster und Untugenden haßte er, strafte sie mit Ernst und Nachdruck, und predigte durch sein Beispiel. Nie wurde in seiner Gegenwart über Religion und Sitten ungestraft Scherz getrieben, wo-

von uns ein in England sehr bekanntes und sehr beissendes Sinngedicht über den witzigsten der neuen französischen Dichter, welcher in seiner Gesellschaft mit eben der Zügellosigkeit redete, von der er nur zu viele Proben in seinen Schriften gegeben hat, ein ächtes Beispiel darstellt. Voltaire machte sich auf eine sehr freche Art über Miltons Allegorie von Tod und Sünde lustig. Young wendete sehr geschickt und treffend diese Allegorie wider die Person des Lustigmachers an. Er sagte ihm in einem Tone, der Ehrfurcht erwecken mußte:

Thou art so witty, profligate and thin;
Thou art Milton's Devil, Death and Sin.

Du bist so witzig, so ruchlos und so hager: du bist Miltons Teufel, Tod und Sünde. — Als er eines Tages zu St. James predigte, fand er, daß alle seine Bemühungen, seine Zuhörer aufmerksam zu machen, vergeblich waren. Sein frommer Unwille über ihre Thorheit wurde dadurch so gerührt, daß er sich niedersetzte und in eine Fluth von Thränen ausbrach.

Young stand früh auf, und seine Hausgenossen mußten jedesmal seiner Morgenandacht beiwohnen. Er las nur wenig. In der That verrathen seine Werke mehr Phantasie, als mannichfaltige oder tiefe Kenntnisse. Er war mäßig bei seinen Mahlzeiten, und trank selten Wein, außer wenn er krank war,

indem er (wie er ſagte) die Erquickung des Kranken nicht an den Geſunden verſchwenden wollte. Nach einer geringen Erfriſchung legte er ſich um 8 Uhr Abends zu Bette, wenn er gleich Gäſte im Hauſe hatte, die ſeine Geſellſchaft noch etwas länger zu genießen wünſchten. Er machte ſehr wenig Aufwand, da er mehr zur Sparſamkeit, als zur Verſchwendung geneigt war.

# Oliver Goldsmith.

## Gelehrter in London.

Goldsmith war in England einer der glücklichsten witzigen Köpfe neuerer Zeit, durch Glücksumstände und Lebensart nur allzusehr zur Vielschreiberei verleitet. Indessen hat er Denkmale seines Geistes hinterlassen, die ihm eine ehrenvolle Unsterblichkeit sichern.

Er wurde im Jahre 1729 zu Elphin, in der Grafschaft Roscommon in Irland, gebohren. Sein Vater besaß daselbst ein kleines Landgut, und von neun Söhnen, die ihm der Himmel geschenkt hatte, war Oliver der dritte. Da er sich Anfangs der Theologie widmen wollte, begab er sich gegen das Ende des Jahres 1749 nach einem gut genossenen Unterrichte in den Klassikern mit seinem Bruder, Heinrich Goldsmith, in das Trinitatskollegium nach Dublin, und studirte in diesem gelehrten Institute einige Jahre fort, bis er daselbst die Würde eines Baccalaurei annahm. Sein Bruder, der keine Beförderung erhalten konnte, verließ bald darauf diesen

Aufenthalt. Oliver hingegen legte ſich, dem Rathe des Dechants Goldſmiths von Cork zu Folge, auf die Medizin, hörte einige Kurſus der Anatomie, und reiſte im Jahre 1751 von Dublin nach Edinburg. Er ſtudirte nun, unter der Anleitung verſchiedener Lehrer, die mannichfaltigen Zweige der Arzneigelahrheit auf dieſer hohen Schule, die, dem Range nach, unter die erſten Lehrorte dieſer Wiſſenſchaft von ganz Europa gezählt werden konnte. Allein ſein menſchenfreundlicher Charakter verwickelte ihn hier in unerwartete Verdrießlichkeiten, und er war gezwungen, Schottland aufs eiligſte zu verlaſſen, weil er ſich zur Bezahlung einer nicht unbeträchtlichen Summe für einen ſeiner akademiſchen Freunde anheiſchig gemacht hatte.

Gleich in den erſten Tagen des 1754ſten Jahres flüchtete er ſich nach Sunderland, in der Gegend von Newcaſtle, und wurde daſelbſt, auf Anſuchen eines gewiſſen Schneiders Barclay von Edinburg, bei dem er, wie geſagt, für einen Freund gut geſagt hatte, in Verhaft genommen; doch bald entkam er den Händen der Gerechtigkeit wieder, ſetzte ſeinen Weg am Bord eines holländiſchen Schiffes nach Rotterdam fort, und reiſte, nach einem kurzen Aufenthalte daſelbſt, von da nach Brüſſel. Hierauf beſuchte er einen großen Theil von Flandern, und da er ſich einige Zeit zu Strasburg und Löwen aufgehalten hatte, und hier mit der Würde eines Baccalaurei der Arz-

neikunde bekleidet worden war, so ging er als Gesellschafter mit einem Engländer von Stande nach Bern und Genf.

Goldsmith durchreiste einen beträchtlichen Theil von Europa zu Fuß. Er hatte England mit einem geringen Vorrathe an Gelde verlassen; allein seine philosophische Denkungsart, sein zur Ueberwindung jeder Beschwerlichkeit fähiger Körper, und ein Herz, das nicht leicht vor irgend einer Gefahr zitterte, hatte ihn für die Ausführung seiner Pläne, fremde Länder und Sitten kennen zu lernen, enthusiastisch gemacht. Er hatte einige Kenntniß der französischen Sprache und der Musik, und blies die deutsche Flöte erträglich. Dieses letzte, das er bloß für sein Vergnügen erlernt hatte, wurde bisweilen ein Mittel zu seiner Erhaltung. Durch seine Gelehrsamkeit wußte er sich vorzüglich in den Klöstern, und durch seine Musik bei den Bauern in Flandern und andern Theilen von Deutschland eine gastfreie Aufnahme zu verschaffen. „Wenn ich so gegen Nacht, pflegte er zu sagen, an ein Bauernhaus kam, spielte ich mein lustigstes Stückchen, und dieß verschaffte mir nicht nur eine Herberge, sondern auch meistens Unterhalt auf den kommenden Tag; aber wahrhaftig, pflegte er dann immer hinzuzusetzen, so oft ich es versuchte, Personen von höherm Range zu unterhalten, waren meine Anstrengungen immer fruchtlos, und ich weiß nicht einen,

der mir meine Bemühung, ihm zu gefallen, belohnt hätte.“

Während seines Aufenthaltes in der Schweiz bestrebte er sich mit allem Fleiße, sein poetisches Talent zu bearbeiten, wovon er schon zu Edinburg mehrere gutgerathene Proben abgelegt hatte. Von hier aus schickte er seinem Bruder, dem Geistlichen, der alle Ansprüche auf Ruhm und Glücksgüter aufgegeben hatte, um mit einem geliebten Weibe in glücklicher Verborgenheit von einem jährlichen Einkommen von 40 Pfund zu leben, die erste Skizze seines berühmten Gedichts, unter dem Titel: der Reisende. Dieses Gedicht, welches einen Beweis von der großen Liebe, die Goldsmith für seinen Bruder fühlte, abgiebt, macht uns zugleich ein rührendes Gemälde von seiner damaligen Lage.

„Von Dir getrennt, ohne Freund in Melancholie versunken, am Ufer der trägen Schelde, oder des schneller fließenden Po, oder dort, wo der rohe Kärnther Bauer dem hauslosen Fremdling eine Herberge versagt; oder wo Campaniens verlassene Plänen sich in eine ermüdende Wüste verlieren; wo ich nur herumirre, in welchem Reiche ich mich auch befinde, so kehrt doch mein Herz, das sich nicht von Dir entfernen kann, immer zu Dir, zu Dir, meinem Bruder, zurück mit rastlosem Schmerze, und zieht mit jedem Schritte eine sich stets verlängernde Kette nach

ſich. Ewiger Segen flieſſe auf dieſen Freund meiner früheſten Jugend herab, und ſeine Wohnung werde von heiligen Schutzgeiſtern bewacht. Segen begleite den Ort, wo freundliche Gäſte von den Mühſeligkeiten des Tages ausruhen, und ihr Abendfeuer anſchüren! Heil dem Zufluchtsorte, wo man Mangel und Qual vergißt, wo jeder Fremde eine gute Aufnahme findet! Heil den kleinen Feſten, mit einfachem Ueberfluſſe gekrönt, bei welchen die bräunliche Familie im Zirkel herumſitzt, muntere Scherze und Poſſen belacht, oder bei einer traurigen Geſchichte aus Mitleid ſeufzt, den ſchüchternen Fremden zu ihrem Mahle nöthigt, und die Wolluſt des Wohlthuns fühlt.“

Von Genf reiſte Goldſmith mit ſeinem Zöglinge ins ſüdliche Frankreich, wo der letztere, weil er mit ſeinem Hofmeiſter zerfiel, ihm ſein geringes Salar bezahlte, und ſich zu Marſeille nach England einſchiffte. Goldſmith reiſte nun unter vielen Ungemächlichkeiten durch den gröſsten Theil von Frankreich. Endlich richtete er, nachdem ſeine Neugierde befriedigt war, ſeinen Weg auf England zu, und kam zu Anfange des Winters 1758 in Dover an.

Bei ſeiner Ankunft in England war er ſo ſehr vom Gelde entblöſst, daß er nur mit Schwierigkeit die Hauptſtadt erreichen konnte; denn ſein ganzer Geldvorrath beſtand in einigen halben Sous. Er wendete ſich an mehrere Apotheker, um als Auslaufer an-

gestellt zu werden; aber er wurde wegen seines groben irländischen Dialekts und seiner schlechten Kleidung überall mit Grobheit abgewiesen. Am folgenden Tage nahm ihn aber doch ein Chemist in London, den seine verlassene Lage und die Simplicität seines Betragens rührte, in sein Laboratorium auf, wo er so lange blieb, bis er erfuhr, daß sein alter Freund, Doktor Sleigh, in London wäre. Dieser nahm ihn mit der wärmsten Liebe auf, und war großmüthig 'genug, ihm so lange seine Unterstützung anzubieten, bis sich eine Versorgung für ihn gefunden haben würde. Goldsmith aber, der seinem Freunde nicht zur Last fallen wollte, ergriff bald hierauf den Antrag des Doktor Milners, ihm beim Unterrichte junger Leute in der Akademie zu Peckham behülflich zu seyn, mit beiden Händen, und begleitete diese Stelle eine Zeit lang zur größten Zufriedenheit des Direktors. Da er sich aber durch einige Beurtheilungen, die er in die Zeitschrift: the Monthly Review, hatte einrücken lassen, einiges Ansehen erworben hatte, wurde er von dem Unternehmer dieses Journals zu einem Mitarbeiter desselben aufgenommen; und sein nunmehr gefaßter Entschluß, die Schriftstellerei fortzusetzen, brachte ihn wieder nach London zurück, dem Orte, wo Verdienste jeder Art ihre zuverlässige Belohnung und Auszeichnung finden.

Goldsmith hatte sehr viel von einem Men-

ſchen, den die Franzoſen un etourdi nennen. Seine Neigung riß ihn zu einer Lebensart hin, die von einem Vagabundenleben wenig verſchieden war, und die ihn der Vortheile eines regelmäßigen Studirens beraubte. Sie war indeß ganz nach ſeinem Geſchmack, und bereicherte ſeinen Verſtand mit Ideen und einigen Kenntniſſen, die er, ſo oft er in Ruhe kam, durch mancherlei Lektüre vervollkommnete; alle Grazien der Urbanität aber blieben ihm immer fremd. Da er für die Buchhändler ſchrieb, ſo betrachtete man ihn als einen literariſchen Tagelöhner, der allenfalls kompiliren und überſetzen könne, aber nicht im Stande ſey, etwas Eigenes, am wenigſten poetiſche Werke, zu liefern. Mehrere ſeiner Kompilationen über ſehr verſchiedene Gegenſtände haben auch wirklich einen nur geringen Werth, und ſind zum Theil von dem Strome der Zeit verſchlungen worden; doch zeichnen ſich ſeine hiſtoriſchen Arbeiten rühmlich aus, und haben auch im Auslande die Liebhaberei an der Geſchichte befördern helfen. Seine Geſchichte von England, die Schröckh mit Verbeſſerungen und Zuſätzen deutſch herausgab, iſt größtentheils ein ziemlich wohlgerathener Auszug aus Hume's engliſcher Geſchichte. Ob er gleich mit den klaſſiſchen Schriftſtellern der Griechen und Römer zu wenig vertraut war, um die Geſchichte dieſer Völker aus den Quellen zu ſchöpfen, ſo hat man doch von ihm eine griechiſche und eine römiſche Geſchichte, die als hiſtoriſche Leſebücher

viel Verdienst haben, und noch jetzt mit Beifall auch in Deutschland gelesen werden, besonders da Rosegarten die römische, und Beck die griechische Geschichte von manchen Fehlern gereinigt haben. Beide Geschichtsbücher empfehlen sich durch die Beobachtung eines guten Mittelwegs zwischen ermüdender Weitläuftigkeit und unfruchtbarer Kürze in der Erzählung der interessantesten Begebenheiten.

In allen Kompilationen, die aus Goldsmiths Feder hervorgingen, zeigt sich durchaus der gute Kopf, dem es nur an Stetigkeit fehlte, um etwas Vortreffliches zu liefern. Dagegen haben seine poetischen Werke einen sehr hohen Werth, und manche unter ihnen sind vollendete Meisterstücke. Die allgemeine Achtung, in der seine Gedichte stehn, und das wiederholte Vergnügen, das man bei ihrer Lektüre empfindet, ist ein auffallender Beweis innern Verdienstes. Goldsmith war ein fleißiger und richtiger Beobachter der Natur, glücklich in der Auswahl seiner Bilder und seiner Gegenstände, und rein in seiner Schreibart. Ob ihn gleich das Unangenehme seiner Lage öfters verhindert hat, den letzten Pinselstrich an manchen von seinen Geistesprodukten zu machen, so gehören doch sein Eremit, sein Reisender und sein verlassenes Dorf mit allem Rechte unter die vollendetsten Produkte der englischen Sprache. Für das Manuscript des verlassenen Dorfs erhielt Goldsmith von

seinem Verleger eine Anweisung auf hundert Guineen. Er erwähnte dieß wenige Stunden nach dem Empfange gegen einen von seinen Freunden, der die Anmerkung machte, das sey eine sehr große Summe für ein so kurzes Gedicht. „Wahrhaftig, versetzte er, das dünkt mir auch; es ist viel mehr, als der ehrliche Mann geben kann, oder das Stück werth ist; ich habe auch keine Ruhe gehabt, seitdem ich's in Händen habe. Ich will darum wieder hingehen, und ihm seine Anweisung zurückgeben.“ Und dieß that er auch wirklich. Er überließ es ganz dem Buchhändler, ihm nach Maaßgabe des Vortheils zu bezahlen, den ihm der Verkauf des Gedichts einbringen würde; welcher auch sehr ansehnlich war.

Der Preis unter seinen prosaischen Dichtungen gebührt ohne Zweifel dem Dorfprediger von Wakefield, diesem allgelesenen Roman. Nicht leicht war der Ausspruch der Kritik bei der ersten Erscheinung einer Schrift mit der Aufnahme, die ihr das Publikum gewährte, im auffallendern Widerspruche gewesen. Die englischen Kritiken bewillkommten diesen Roman bei seiner ersten Erscheinung mit folgender nicht sehr günstigen Beurtheilung: „In dem ganzen Gefolge unserer Wallfahrt durch die wilden Regionen der Romane trafen wir nie auf einen Gegenstand, der schwerer zu charakterisiren war, als der Dorfprediger von Wakefield, ein Werk,

welches Schönheiten genug besitzt, um es fast zu dem größten Beifalle zu berechtigen, und Mängel genug, um den Kenner wider einen Schriftsteller höchst unwillig zu machen, der im Stande ist, sich selbst so hinunter zu schreiben. Bei sichtbaren Spuren des Genies, die, in gewisser Absicht, denen gleich kommen, wodurch sich unsere bewährtesten Romanendichter auszeichnen, giebt es in diesem Werke so auffallende Anzeigen von durchgängigem Mangel an Menschenkenntniß, daß man daraus beinahe schließen sollte, der Verfasser sey ganz unfähig, in dieser schriftstellerischen Gattung mit glücklichem Erfolge zu arbeiten, fände er nicht so viel Unterstützung in seinen außerordentlichen natürlichen Talenten, daß dadurch, in den Augen mancher Leser, seine beschränkte Kenntniß von Menschen, Sitten und Charakteren, wie sie in der wirklichen Welt erscheinen, größtentheils wieder ersetzt würde. Kurz, bei allen ihren Fehlern gewährt doch diese sonderbare Erzählung viel vernünftige Unterhaltung; und wegen ihrer moralischen Richtung verdient sie unsern wärmern Beifall, besonders wegen der musterhaften Art, mit welcher sie die grossen Pflichten der allgemeinen Menschenliebe empfiehlt; die liebenswürdigste Eigenschaft, wodurch sich der würdige Mann und der gute Christ zu heben und auszuzeichnen vermag.“ — Wenn man freilich den zum Grunde liegenden Plan, die Verbindung seiner Theile, die Verflechtung und Auflösung des Knotens, die

Wahrscheinlichkeit der Vorfälle, die Zeichnung und Verträglichkeit der Charaktere, und manche andere Erfordernisse der Kunst mit strenger und kaltblütiger Kritik beleuchtet, so wird es nicht schwer, manche Mängel und Nachlässigkeiten in dieser Erzählung zu entdecken; aber das immer rege erhaltene Interesse, der Reichthum an Vorfällen, die, einige dürre und minder anziehende Kapitel abgerechnet, wo der gute Vikar zu sehr Prediger ist, die Aufmerksamkeit des Lesers immerfort neu beleben, und der meistens glücklich getroffene Erzählungston, verbunden mit der Beschaffenheit der Haupthandlung selbst, die aus der Sphäre des täglichen Lebens genommen ist, und desto allgemeiner interessirt; diese und mehrere Vorzüge sind es ohne Zweifel, welche diesen Roman zu einem Lieblingsbuche für Kenner und Nichtkenner in und außer England gemacht haben. Nicht unrecht hat man ihn daher zum Lesebuche für Anfänger in der englischen Sprache gemacht — obgleich die Schreibart nicht durchaus korrekt ist — und das Original in dieser Absicht in Deutschland mehrmals nachgedruckt. Bode's meisterhafte Uebersetzung dieses Romans ist öfters aufgelegt und nachgedruckt worden.

Für's Theater schrieb Goldsmith einige Lustspiele, die mit großem Beifalle auf der Bühne erschienen. Besonders sind in seinem gutmüthigen Mann die Charaktere vortrefflich gezeichnet, wohl

kontrastirt und sehr schön ausgeführt. Garrick hat einen sehr lebhaften Prolog und Epilog dazu verfertigt. In Deutschland kennt man das Stück unter dem Titel: Zu gut ist nicht gut.

Das Einfache in seinem Charakter, die Aufrichtigkeit seines Herzens und das Verdienst seiner Geistesprodukte verschafften unserm Goldsmith Zutritt in den angesehensten Familien. Unter den Personen von Stande, die seine Bekanntschaft suchten, war unter andern auch der Herzog von Northumberland, und der Umstand, der seine Vorstellung bei diesem vornehmen Manne begleitete, ist deswegen würdig, hier erzählt zu werden, weil er einen auffallenden Zug in dem Charakter Goldsmiths enthält. „Ich war, sagte der Doktor (denn so wurde er überall genannt,) durch meinen Freund Percy eingeladen, dem Herzoge meine Aufwartung zu machen, weil er mit einer meiner Arbeiten, die er durchgelesen hatte, überaus zufrieden gewesen sey. Ich zog mich auf's beste an, besann mich auf einige Komplimente, die ich bei dieser Gelegenheit für schicklich hielt, begab mich nach Northumberlands Haus, und ließ mich durch die Bedienten Seiner Gnaden melden. Man führte mich in ein Vorzimmer, in welchem nach einer kleinen Weile ein sehr gut gekleideter Herr erschien. Da ich ihn für den Herzog hielt, verschwendete ich sogleich alle die schönen Komplimente

in ihn, die ich ausstudirt hatte, um ihm für die Ehre, die er mir erwiesen, meinen Dank zu bezeigen, als er zu meinem größten Erstaunen mir erklärte, daß ich mich geirrt und ihn für seinen Herrn gehalten hätte, der sogleich mich sprechen würde. In dem nehmlichen Augenblicke kam der Herzog aus seinem Zimmer, und ich war über diesen Zufall so außer aller Fassung, daß ich schlechterdings keine Worte finden konnte, die Empfindung auszudrücken, die mir die Herablassung des Herzogs einflößte. Ich ging, äusserst ärgerlich über den groben Fehler, den ich gemacht hatte, nach Hause."

Zu der Zeit, als Goldsmith diesen Besuch abstattete, befand er sich in traurigen ökonomischen Umständen; aber, eitel über die ihm erzeigte Ehre, sprach er überall davon. Ein schlauer Gerichtsdiener, der einen Verhaftsbefehl gegen ihn hatte, beschloß, diesen Umstand für sich zu benutzen. Er schrieb ihm einen Brief, meldete in demselben, er wäre ein Haushofmeister bei einem Edelmanne; dieser sey wegen seiner letzten Schrift außerordentlich für ihn eingenommen, und habe befohlen, daß er an Herrn Goldsmith schreiben und von ihm verlangen sollte, einen Ort zur Zusammenkunft zu bestimmen, damit er ihn zu Sr. Gnaden führen könnte. Die Eitelkeit des armen Goldsmith verschlang augenblicklich die Lockspeise; er bestimmte das brittische Kaffeehaus

dazu, und der Buchdrucker Hamilton, sein Freund begleitete ihn dahin, nachdem er ihn vergebens auf das Sonderbare und Bedenkliche der Sache aufmerksam gemacht hatte. Beim Eintritt ins Zimmer machte der Gerichtsdiener unserm Goldsmith sein Kompliment, und bat sich die Ehre aus, ihn augenblicklich zu begleiten. Kaum aber waren sie auf ihrem Wege zum Edelmann eine Strecke weit gekommen, als der Gerichtsdiener den Verhaftsbefehl hervor zog. Doch Hamilton bezahlte das Geld, und erlößte großmüthig den Dichter aus der Gefangenschaft.

In solchen Verlegenheiten befand sich Goldsmith unzählige male, ob ihm gleich seine Schriftstellerei manchmal in Einem Jahre gegen 1800 Pfund einbrachte. Die Schuld davon lag zum Theil an seiner freigebigen Denkungsart, und zum Theil auch an einem unglücklichen Hange zum Spiel, von dessen Künsten er sehr wenig wußte; daher wurde er immer die Beute derer, die schlecht genug dachten, um sich seine Unwissenheit zu Nutze zu machen. Gewöhnlich lebte er zehn Monate jedes Jahrs in der schrecklichsten Dürftigkeit, hatte in dieser Periode nie Ruhe, und war nie frei von Forderungen, die er nicht bezahlen konnte. Wenn das Uebermaaß des Uebels ihn einmal aus dem Schlaf aufschreckte, so begab er sich eine Zeitlang aufs Land, nach einer Meierey in

Hampshire, wo er für wenig oder nichts lebte, niemand wissen ließ, wo er sey, fast den ganzen Tag mit Schreiben zubrachte, und nicht eher nach London zurück kehrte, als bis er mit fertigen Manuscripten so reichlich versehen war, daß er sich seine Schulden vom Halse schaffen konnte. Diese Zwischenzeiten der Arbeit und Einsamkeit erklärte er oft für die glücklichsten Perioden seines Lebens.

Einst war er in die bitterste Armuth so verwikkelt, daß er sich kaum zu retten wußte. Zu Hause verfolgte ihn unaufhörlich das Geschrei einer Frau, welcher er für Stubenmiethe schuldig war, und ausser dem Hause lauerten die Gerichtsdiener auf ihn, welche von seinen Gläubigern abgesandt waren. Er konnte es nicht wagen, aus dem Hause zu gehen, um seinen Dorfprediger von Wakefield an die Buchhändler zu verkaufen. In dieser Noth ließ er Johnson rufen, welcher gleich in einem Buchladen ging, und ihm so viel Geld zurückbrachte, als er brauchte.

Beständig hatte Goldsmith Anlauf von seinen unglücklichen Landsleuten, deren Noth er, so viel als möglich, immer abzuhelfen suchte. Oft behielt er selbst keine Guinee übrig, um nur fremden Bedürfnissen zu Hülfe zu kommen. Ein gewisser verschlagener Mensch ermangelte nie, sich gleich an

ihn zu wenden, sobald er irgend ein neues Werk herausgegeben hatte, und sichs noch vermuthen ließ, daß er bei Kasse seyn würde. Es glückte ihm zweimal, öfter aber fand er, daß sein ganzes Honorarium schon fort war, ehe noch seine Werke das Tageslicht erblickten. Der Doktor wurde endlich seiner Bettelei müde, und sagte ihm, er sollte selbst etwas schreiben. Er schlug ihm zu dem Ende eine Beschreibung von China vor, mit politischen Bemerkungen durchwebt, ein Werk, warum ein Buchhändler Goldsmithen selbst ersucht, ihm aber ein Honorarium geboten hatte, das ihm zu geringe war; doch hatte er es nicht ausgeschlagen. Der arme Schlucker übernahm das Werk, und Goldsmith gab sich — der natürlichen Nachläßigkeit und Sorglosigkeit seines Temperaments gemäß — nicht die Mühe, das Manuskript vorher durchzulesen, er schickte also ein Werk in die Druckerei, welches den Kaiser von China zu einem Muhamedaner machte, und Indien zwischen China und Japan setzte. Zwei Bogen wurden auf Goldsmiths Kosten vernichtet, und er schmiß seinen neugebackenen Autor die Treppe hinunter.

Bei den größten Ansprüchen auf feine Sitten war Goldsmith, und wenn er gerade am meisten das Gegentheil zu seyn gedachte, ungereimt und lächerlich. Er affektirte Johnsons Styl und Manier im Reden, und hatte er, wie oft geschah, eine

mühsame, bis zur Unverständlichkeit schwülstige Sentenz vorgebracht, so fragte er: war das nicht Johnsonisch? Doch liebte er Johnson nicht, sondern beneidete ihn vielmehr wegen seiner Talente; und bat einst einen Freund, er möchte doch aufhören ihn zu loben, „denn, sagte er, Sie zerreißen mir dadurch das Herz in Stücken.“

Er besaß etwas Witz, aber keine Laune, und erzählte nie ein Geschichtchen, ohne es zu verderben. Die folgenden Anekdoten werden von dem Styl und der Manier seiner Konversation einigermaßen eine Idee geben.

Er pflegte zu sagen, er spiele die Flöte so gut wie die meisten — zuweilen auch wohl, so gut als irgend ein Mensch auf der Welt. Wirklich aber verstand er nicht einmal die Noten der Musik, und spielte das Instrument, wie viele vom Pöbel, bloß nach dem Gehör. Der Bildhauer Roubillac, der ein Spaßvogel war, hörte ihn einst spielen, und um ihn aufzuziehen, stellte er sich, als ob er von seinem Spiel ganz bezaubert wäre; zugleich gab er sich selbst für einen Kunstverständigen aus, und bat ihn, das Stück noch einmal zu spielen, weil ers aufschreiben wollte. Goldsmith willigte gern ein, und Roubillac forderte Papier und zog einige Notenlinien darauf, worauf dann Goldsmith spielte und Rou-

biliac schrieb, das heißt, er mahlte aufs Gerathewohl einige Noten in die Linien, wie jeder es konnte, der nur ein Notenblatt gesehen hatte. Als sie beide fertig waren, zeigte Roubiliac Goldsmith das Blatt. Dieser sah es, dem Anschein nach, mit großer Aufmerksamkeit durch, und versicherte, es sey ganz richtig, und wenn er's nicht gesehen hätte, würd' er nie geglaubt haben, daß sein Freund im Stande wäre, ihm Musik nachzuschreiben.

Wenn er ein Geschichtchen erzählen wollte, machte er oft folgenden Eingang: „Hören Sie einmal ein Geschichtchen von mir selbst, worüber Einige lachen, Andere nicht.“ Als er eines Abends in einem Weinhause war, und die Gesellschaft aufstand, um auseinander zu gehen, bat er sie, noch ein wenig zu bleiben und noch eine Flasche zu trinken. Sie sollten dann, sagte er, auch eines von seinen Bonmots hören. Sie willigten ein und er fing also an: „Man sagte mir einst, Sheridan, der Schauspieler, habe, um sich in der körperlichen Aktion zu vervollkommnen, zehen Spiegel in seinem Zimmer herum gehangen, und pflege sich vor demselben zu üben; nun, sagte ich, so sind ihrer zehn häßliche Kerls zusammen.“ — Die ganze Gesellschaft schwieg: er fragte, warum sie denn nicht lachten? und als noch keiner lachte, ging er, ohne ein Glas von dem Wein zu trinken, voller Wuth davon.

Selbstgenügsamkeit war der auffallendste Zug seines buntschäckigen Charakters. Wer ihm sagte, daß er einer der schönsten Dichter unserer Zeiten sey, befriedigte seine Eitelkeit bei weitem nicht, wenn er dabei noch den geringsten Zweifel zu hegen schien, daß er als prosaischer Schriftsteller nicht eben so glänzende Talente besitze. Nicht zufrieden mit der Einbildung, daß er jede Wissenschaft verstehe, war er zugleich fest überzeugt, daß er auch in jeder zu glänzen fähig sey. Dieser Umstand, mit seiner Dürftigkeit verbunden, machte ihn zu einem so bequemen und nützlichen Werkzeuge in den Händen der Buchhändler. Eines Abends, da er in einer vermischten Gesellschaft von witzigen Köpfen und Witzlingen speißte, führte jemand folgende Verse von Pope an:

One science will alone one genius fit,
So vast is Knowledge, narrow human wit.

„Nur Eine Wissenschaft ziemt Einem Genie; so groß ist das Feld der Erkenntniß, so beschränkt ist der menschliche Geist" — und erklärte sie für falsch. „Wie, rief einer aus der Gesellschaft, ein Erz-Speichellecker des armen Goldsmith, wie! nur Eine Wissenschaft ziemt Einem Genie! — Es ist offenbar, daß Pope selbst kein Genie besaß, oder daß wenigstens das, was er besaß, erbärmlich dürftig seyn mußte." Wahrhaftig, setzte er hinzu, un-

ſer Freund, der Doktor hier, beweißt doch wohl, daß mehrere Wiſſenſchaften ſich vereinigen können, Ein Genie mit Lorbeeren zu krönen.“ — Goldſmith verbeugte ſich und lächelte; und gleichwohl, ſo beſcheiden er alle Anſprüche auf das Kompliment ablehnte, gab er doch durch eine andere Verbeugung und ein anderes Lächeln deutlich genug zu verſtehen, daß es unbillig ſeyn würde, den Lobſpruch ſeines Freundes als ein bloßes Kompliment zu betrachten.

Da das Genie einmal aufs Tapet gebracht war, ſo erfolgte jetzt eine Debatte über die Natur der Geiſteskräfte, und die möglichen Grade ihrer Allgemeinheit in Werken der Literatur und Wiſſenſchaft. Endlich ward es — alle gegenſeitigen Komplimente bei Seite geſetzt — als eine Thatſache, die kein unpartheiiſcher Mann von Geſchmack leugnen könne, angenommen, daß Voltaire der einzige Schriftſteller ſey, der, in irgend einem Zeitalter, auf den Namen eines Univerſal-Genies habe Anſpruch machen können; ja man erklärte ihn einſtimmig für eine lebendige Encyklopädie; eine Encyklopädie, die mehr Kenntniſſe, mehr Witz, ja mehr Weisheit beſäße, als alle Akademien von Europa zuſammen genommen.

Auf dieſe intereſſante Debatte folgte eine nicht weniger intereſſante Unterredung. „Sehr wahr, ſagte Goldſmith. Voltaire iſt ſicherlich ein

Wunder von Genie; aber seine Poesie — wie Schade, daß er sich nicht auf schlichte Prosa einschränkte, denn dann hätte er, wenigstens auf dem festen Lande, seines Gleichen nicht gehabt.“ — „Da bin ich anderer Meinung, rief ein gewisser Jurist; in allen Feldern der Poesie sowohl, als der prosaischen Schriftstellerei sind Voltaire's Talente unbegrenzt; er war dazu geboren; in der Geschichte, in den schönen Wissenschaften, in der Mathematik, in der Sittenlehre, in der Physik, in jeder andern Wissenschaft, die Sie nur nennen können, sich auszuzeichnen, und wird darinn seines Gleichen nicht hinterlassen. Wenn er sich auf juristische Materien einläßt, setzt der Jurist hinzu — freilich da giebt er oft Blößen; aber das ist eine Kleinigkeit und kann den Ruhm, welchen wir ihn zugestanden haben, daß er ein Universal-Genie sey, nicht vermindern.“

Was der Jurist solchergestalt gegen seine Kenntnisse in der Rechtsgelehrsamkeit anführte, das wollte ein Geschichtschreiber bloß auf seine Unwissenheit in der Geschichte, ein Mathematiker auf seine Unwissenheit in der Mathematik, eine Arzt auf seine Unwissenheit in der Medicin, ein Theolog auf seine Unwissenheit in der Schrift, angewandt wissen; und so fuhren unsre Herren Schriftsteller wenigstens eine halbe Stunde lang fort, auf der einen Seite Voltairen, zusammen genommen, als ein Universal-

Genie zu erheben, und auf der andern ihm, jeder für sich, alles Verdienst in der besondern Wissenschaft, oder dem Zweige von Literatur, welchen er selbst trieb, oder durch seine Schriften zu erläutern gesucht hatte, abzusprechen. Da sie endlich die Ungereimtheit ihres Verfahrens merkten, fingen sie an, einander anzusehen. Es erfolgte ein allgemeines Gelächter, und man trank auf die Gesundheit V. taire's, des Universal-Genies, der doch kein Genie sey. —

Die gelehrte Muse, die Goldsmith so sehr liebte, wurde allzu oft durch seine Wi[illegible]ärtigkeiten unterbrochen, die von seiner Offenherzigkeit herrührten, und die ihn zuweilen zu lauter, heftigen Aeusserungen brachten. Allein diese Heftigkeit verlor sich, sobald er nur einen Augenblick nachdachte; und man weiß, daß seine Bedienten ihm bei solchen Gelegenheiten mit Fleiß in den Weg gekommen sind, um gleich hernach davon Vortheil zu ziehen; denn wer so glücklich war, einen Verweis zu bekommen, der konnte hernach ganz sicher auf eine Belohnung rechnen. Seine fehlschlagenden Hoffnungen machten ihn zu andern Zeiten mißvergnügt und verdrüßlich; und sehr oft verließ er auf einmal eine zum Abendessen versammlete Gesellschaft seiner Freunde, um nach Hause zu gehen, und über seinen Unglücksfällen zu brüten.

Kurz vor seinem Tode hatte er sich vorgenommen, ein allgemeines Wörterbuch der schönen Künste

und Wissenschaften herauszugeben, wovon er schon eine allgemeine Uebersicht bekannt gemacht hatte. Seine gelehrten Freunde (vorzüglich Reynolds, Johnson, Beauclerc und Garrick) versprachen ihm, verschiedene Artikel dazu zu liefern. Die Vorstellung, die sich Goldsmith von dem glücklichem Erfolge dieses Unternehmens machte, war sehr groß. Allein es wurde nicht so gut von den Buchhändlern unterstützt, als er sich schon ganz ungezweifelt eingebildet hatte, und er wiederholte sein Bedauerniß hierüber noch in den letzten Stunden seines Lebens.

Einige Jahre vor seinem Tode wurde er öfters mit einer heftigen Harnstrenge befallen, welches viel dazu beitrug, ihm den letzten Theil seines Lebens zu verbittern, und bei vielen Verdrüßlichkeiten, die er ausserdem noch erdulden mußte, eine Art von Kleinmüthigkeit in ihm hervorbrachte. In diesem traurigen Zustande bekam er ein Nervenfieber, welches falsch behandelt wurde und ihm den 4ten April 1774 den Tod zuzog. Sein Körper wurde im Stillen auf dem Kirchhofe des Temple beigesetzt.

# Pietro Metaſtaſio.

## Abt und kaiſerlicher Hofpoet in Wien.

Pietro Trapaſſi, der eigentliche, urſprüngliche Name unſers Metaſtaſio, war der Sohn des Felix Trapaſſi, eines Mannes, der eben nicht der Liebling des Glücks war. Ein Unſtern, der in ſeiner Geburtsſtadt Aſtis über ihn aufging, war die Urſache, daß er dieſe Stadt verließ, und Rom zu ſeinem Auffenthalte wählte. Hier lernte er eine Bologneſerin, Franceſka Gallaſti, kennen, und nahm ſie zur Gattin. Dieſe zwar von der Liebe geſchloſſene, aber mit Glücksgütern nicht beſchenkte Ehe ward mit mehrern Kindern geſegnet, aus denen Pietro, geboren im Jahre 1698, ſich unſterblich berühmt machte. Schwer fiel es dem Vater, der von dem kargen Verdienſte des Abſchreibens lebte, die Bedürfniſſe ſeiner Familie zu befriedigen, derſelben die Bequemlichkeiten des Lebens zu verſchaffen, und die Kinder an dem öffentlichen Unterrichte Theil nehmen zu laſſen.

Eilf Jahre zählte Pietro, als sich in ihm eine ausserordentliche Neigung zur Dichtkunst und Musik veroffenbarte, nnd zwar in einem so hohen Grade, daß er im Stande war, aus dem Stegreife Verse herzusagen und abzusingen. Er that dieß oft in der kleinen Wohnung seines Vaters, während daß sich dieser mit Broderwerb beschäftigte. Bei einer solchen Gelegenheit geschah es, daß der berühmte Rechtsgelehrte Gian Vincenzo Gravina, den ein Ohngefehr an der Boutike, wo der kleine Improvisatore seine Verse sang, vorbei führte, ihn hörte. Gravina stand stille, bewunderte nicht allein die Gedanken, sondern auch den Ausdruck derselben, die Leichtigkeit des Verses, die Stimme und ihre künstliche Modulazion. Er entschloß sich in demselben Augenblick, die Aeltern des jungen Dichters und Sängers aufzufordern, die seltenen Talente des Knaben zu entwickeln, und solche zu der Fruchtbarkeit zu bringen, welche sie versprachen. Die sichtbare Unvermögenheit des Vaters überhob diesen einer nähern Erklärung, und Gravina nahm Pietro an Kindesstatt an. Von nun an erhielt der Knabe eine seinen Anlagen und Fähigkeiten entsprechende Erziehung, so wie auch den griechisch-italienischen Namen — den er bis an sein Ende beibehielt — Metastasio.

Pietro gab große Hoffnungen von sich. Gravina schickte ihn nach Calabrien, um daselbst das

Griechiſche, welches von den Einwohnern dieſer Provinz geſprochen wurde, zu lernen. Metaſtaſio erfüllte ganz den Wunſch ſeines Pflegevaters, und brachte es in kurzem in dieſer Sprache ſo weit, daß er ſchon in ſeinem 12ten Jahre den ganzen Homer in italieniſche Verſe überſetzen konnte. Unter der Aufſicht und Leitung Gravina's rückte Pietro in den ſchönen Künſten und Wiſſenſchaften täglich weiter vor. Er ſtudirte die Klaſſiker, und vorzüglich die dramatiſchen Dichter Griechenlands, mit deren Genius er ſo vertraut wurde, daß er ihn durch ſein ganzes Leben nicht verließ, ohne daß man deswegen den Italiener einen ängſtlichen Nachahmer der Griechen nennen kann. Im 14ten Jahre ſeines Alters ſchrieb Pietro ſeine erſte Oper il Giustino, und gab dadurch einen Beweis, wie weit er es bereits in der dramatiſchen Kunſt gebracht hätte. Es war ſein erſtes Werk, und erweckte große Senſation. Gravina freute ſich des Schülers, und verdoppelte ſeine Sorgfalt für die völlige Ausbildung deſſelben. Er nahm ihn mit ſich nach Neapel, wo er ihn ſeinen Freunden als einen vortrefflichen Improviſatore vorſtellte. Man brachte es dahin, daß Metaſtaſio öffentlich auftrat. Jedes ihm gegebene Thema bearbeitete er auf der Stelle und trug es in Verſen vor. Ein Rolli, ein Vagnini, und ſelbſt der berühmte Perfetti, die alle Meiſter in dieſer Kunſt waren, zollten ihm ihren Beifall. Man bewunderte das

Auffallende seiner Ideen und ihre frappante Verbindung, die Leichtigkeit seines Rhytmus und die Flüssigkeit seines Verses, das Liebliche und Harmonische seiner Stimme. In dieser Stadt empfing auch Metastasio die mindere Weihung oder die sogenannten Ordines minores, und trieb das Studium der Rechtsgelehrsamkeit. Neapel gefiel ihm sowohl, und er gewann die Stadt so lieb, daß er sie sein zweites Vaterland, und, wie er sich in mehrern Briefen an seinen Bruder ausdrückte, sein geliebtes Parthenope nannte. Nur sehr ungern verließ er Neapel; aber er mußte den Umständen nachgeben. Denn der im Jahr 1718 in Rom erfolgte Todesfall seines Pflegevaters und Wohlthäters Gravina rief ihn dahin, um daselbst das einträgliche Amt eines Advokaten, welches ihm durch Gravina's Tod zufiel, zu übernehmen.

Gleich bei seiner Ankunft in Rom dachte er darauf, einen öffentlichen Beweis von seiner Liebe und Dankbarkeit gegen den Verstorbenen abzulegen, um so mehr, da dieser Mann zu den vielen Wohlthaten, die Metastasio bisher von ihm genossen hatte, noch die hinzufügte, daß er ihn zum Erben seines Vermögens einsetzte. In der Gesellschaft der Arkadier las unser Dichter ein von ihm verfertigtes Trauergedicht, unter dem Titel: la Strada della Gloria, der Weg des Ruhms, vor, ein Gedicht, das mit den lebhaftesten

Farben den Schmerz über den Verluſt eines ſo würdigen und gelehrten Mannes, wie Gravina war, ſchilderte, und von dem dankbaren und empfindſamen Herzen Metaſtaſio's ein vollgültiges Zeugniß giebt.

Es iſt leicht zu begreifen, daß Pietro, dem das Glück auf ſo mannichfaltige Art günſtig war, den man ſeiner Talente wegen ſchätzte und ehrte, nicht ohne Feinde geblieben. Er hatte das Schickſal aller großen Männer, daß ſich Inſekten an ihm rieben. Man machte ihm aus ſeinem natürlichen Hange zur Dichtkunſt ein Verbrechen; man beſchuldigte ihn, daß er wichtigere Geſchäfte hintan ſetzte, und ſich leidenſchaftlich poetiſchen Tändeleien überließe. Man ging noch weiter, und griff ſogar ſeinen moraliſchen Charakter an, ſuchte in Spottgedichten, die kein Rechtſchaffener ohne den größten Unwillen las, ſein Herz verdächtig zu machen. Man borgte den Stachel der Satire einem Juvenal ab, und richtete ihn gegen Metaſtaſio. Man legte ihm Gefühlloſigkeit zur Laſt und verglich ihn mit Cinna. Man beſchuldigte ihn der Verſchwendung, einer niedrigen Schmeichelei und einer lächerlichen Eitelkeit. Mit einem Worte: es gab keine moraliſchen Fehler und Gebrechen, die die Verleumdungsſucht unſern Metaſtaſio nicht angedichtet hatte. — Dieſe Anſchuldigungen verdienen um ſo weniger eine Widerlegung, jemehr

ſie von dem unglücklichen Geiſteszuſtand und Geſchmacke ihrer Urheber zeugen, und gegen einen Dichter ſind, den die gelehrte Welt eben ſo bewunderte, als ihn jeder Rechtſchaffene verehrte.

Obgleich Metaſtaſio die praktiſche Jurisprudenz gewählt hatte, ſo wurde er deswegen den Muſen nicht untreu Er blieb ihr Liebling wie zuvor, und ſie ſeine unzertrennliche Freundinnen. Man ſah bald den Rechtsgelehrten wieder als Dichter an den Stufen des Altars des Apollo's erſcheinen, und dem Gott der Dichtkunſt ein ſeiner würdiges Opfer bringen. Es ward die Oper, die Gärten der Heſperiden (gli Orti Esperidi) genannt, welche bei Gelegenheit der Geburts-Gedächtnißfeier der Kaiſerin Eliſabeth von Braunſchweig-Wolfenbüttel auf dem Theater zu Neapel 1723 mit allgemeinem Beifalle aufgeführt wurde. Die berühmte Sängerin Bulgarini zeigte ſich hier als wahre Künſtlerin, und ſie trug durch ihre Kunſt viel zu dem ſtarken Effekte bei, den dieſe Oper machte. Auf das Anſuchen dieſer Virtuoſin verfaßte Metaſtaſio das folgende Jahr, 1724, eine andere Oper, nämlich die verlaſſene Dido (la Didone abandonnata), ein Werk, das den Grund zu ſeinem Ruhme legte. Italien ſah hier das erſtemal Dichtkunſt und Muſik ſich dahin vereinigen, um Leidenſchaften und Täuſchung zu erregen. Dieſe beiden vortreflichen Werke Metaſtaſio's machten

die gebildetere Welt lüstern nach mehrern Produkten des Dichters. Er befriedigte auch den allgemeinen Wunsch des Publikums, und schrieb die Oper Siroe, welche 1726 in Venedig bei einem ungemeinen Zulaufe von Zuschauern gegeben ward. Das Jahr darauf erschien sein Cato in Utika für die Bühne zu Rom, und 1729 Semiramis und Alexander in Indien, zwei Werke der erhabenen Gattung, voll großer Charaktere, die meisterhaft entwickelt sind, reich an sentimentalischem Ausdruck, und in einem dahinreißenden Stil abgefaßt.

Groß war der Ruhm, den diese Arbeiten dem Dichter erwarben, so groß, daß er bis über die Grenzen Italiens drang. Es lebte um diese Zeit der berühmte Apostolo Zeno als Dichter am Hofe Kaiser Karls VI. in Wien; ein Mann, der sich sowohl durch seine Poesien, als auch andere gelehrte Arbeiten ungetheilten Beifall erworben hatte. Seine dramatischen Werke, profanen und religiösen Inhalts, und seine Oratorien, sind Produkte, die sich durch eine kunstvolle Knotenschürzung und Auflösung, durch erhabene Gesinnungen, durch Lieblichkeit und Harmonie, und durch eine unwiderstehliche Macht aufs menschliche Herz, durch Neuheit in der Erfindung, Energie des Dialogs, Reichthum an Gedanken und malerische Schilderungen empfehlen. Dieser große Dichter war Metastasio's Freund; er kannte die

Arbeiten deſſelben, und wußte ſie zu würdigen. Er wünſchte ihn zu ſeinem Nachfolger, überzeugt, daß ihm noch die Nachwelt für ſeinen Wunſch danken würde. Zeno's Geſundheit fing an zu wanken; die beſtändige Anſtrengung des Geiſtes zehrte ſeine Kräfte auf. Zeno empfahl Metaſtaſio; und konnte er wohl einen Würdigern empfehlen? Sogleich erging ein Ruf an den Dichter, und 1730 reiſte dieſer als kaiſerlicher Hofpoet, mit einem jährlichen Gehalt von 3000 Gulden, nach Wien.

Kaiſer Karl VI. nahm ihn mit ungemeiner Freundlichkeit auf, und gab ihm deutlich zu erkennen, wie ſehr er ihn ſchätzte. Dieß machte einen ſo tiefen Eindruck auf die zarte Empfindung des Dichters, und auf ſein zur Dankbarkeit geſchaffenes Herz, daß er von dieſem Momente an enthuſiaſtiſcher Anhänger und Verehrer des geſammten Erzhauſes ward, und es immer blieb. Auch verkannte man ihn bei Hofe nicht. Die vornehmſten Perſonen ſuchten ihn von ihrer Achtung zu überzeugen.

Von jetzt an verlebte Metaſtaſio eine lange Reihe von mehr als 50 Jahren am kaiſerlichen Hofe, und ſein ſchöpferiſches Genie erzeugte eine große Zahl dichteriſcher Werke, die ihm einen unvergänglichen Nachruhm ſichern. Unter allen italieniſchen Schriftſtellern hat wohl keiner ſeine Mutterſprache meiſterhafter zu behandeln gewußt, als er. Mit der An-

muth und Abwechslung der Gegenstände, mit der Lebhaftigkeit und Erhabenheit der Bilder, verbindet er eine unnachahmlich leichte, edle, reine, wohlklingende Schreibart, so daß seine Werke gewiß so lange leben werden, als die schöne Poesie ihren Werth behauptet. Als Operndichter übertraf er alle seine Vorgänger und Nebenbuhler sehr weit. Er gab sowohl dem Inhalt als der Einkleidung der ernsthaften Oper neue und wesentliche Vorzüge. Kein Dichter verstand sich so vollkommen auf eine glückliche Wahl des Subjects, auf leichte und doch wirkungsvolle Verbindung der Scenen, auf den schönsten, zauberischen Wohlklang des Versbaues und der Sprache. Vorzüglich war er Meister in der großen dramatischen Kunst, das Herz zu rühren und Leidenschaften zu erregen. Mit allen diesen Vorzügen verband er auch große Kenntnisse und Erfahrungen in der Musik überhaupt, und in der Komposition und Singkunst insbesondere. Der redendste Beweis von seinen vortrefflichen musikalischen Einsichten ist seine Schülerin, die Madame Martinez, welche im Ausdrucke als Sängerin nicht ihres gleichen haben soll, und deren Kompositionen über die Worte des Metastasio, durch den Beistand dieses Dichters, das Eigene im Ausdruck erlangt haben, welches daran bewundert wird.

Ausser seinen dramatischen Arbeiten lieferte Metastasio eine große Anzahl von Oratorien, kleinerer

Dramen, religiöser Handlungen, Kantaten, Epitaphien, Sonnetten, Gesängen u. s. w. die, wenn sie auch gleich nicht alle ohne Unterschied der Strenge der Kritik entgehen, doch immer von dem großen Talente des Autors zeugen. Metastasio's prosaische Lucubrationen, sein Auszug aus der Poetik des Aristoteles, und aus der Dichtkunst des Horaz, haben ihn, gleich seinen theatralischen Arbeiten, verewigt. Sie verrathen einen Gelehrten von tiefen Kenntnissen, enthalten viele neue und nützliche Bemerkungen, und beleuchten manches Dunkle der berühmtesten ältern und neuern Schriftsteller. Man lernet daraus das Große und Erhobene der dramatischen Poesie, ihre Schönheiten, aber auch ihre Schwierigkeiten kennen, und sieht mit Vergnügen sich vollkommen befriedigt, und für die auf diese Lektüre verwandte Mühe hinlänglich belohnt.

Seine Briefe, welche bei weitem den größten Theil seiner nachgelassenen Werke ausmachen, empfehlen sich vorzüglich durch ihre Form. Stil und Manier ist vortrefflich, und die Italiener besitzen vielleicht kaum Etwas, was in dieser Hinsicht eine Vergleichung mit Metastasio's Briefen aushalten könnte. Sie können gewiß als vortreffliche Muster, besonders den Italienern, dienen. Metastasio bleibt in ihnen immer entfernt von der tödtenden Weitläuftigkeit und dem Wortkram, deren sich die

Prosaiker dieser Nation gewöhnlich schuldig machen. Sie sind mit vieler Leichtigkeit und Grazie geschrieben; man verkennt den Mann nie, der seine größte Lebenszeit am Hofe zubrachte, der bemüht ist, jedem etwas Angenehmes zu sagen, ohne doch Treu und Glauben zu verletzen, und zum platten Schmeichler herab zu sinken. Gegen seine Ueberzeugung spricht er nicht, aber er sagt nicht alles das, wovon er überzeugt seyn mochte. Er hat am Hofe, in der großen Welt, alle die Urbanität gelernt, die man zum Theil gewiß nur da lernen kann; allein er hat nie aufgehört, ein sehr rechtschaffener Mann zu seyn. Es finden sich in seinen Briefen mehrere an seine Freunde, die mit einer Herzlichkeit geschrieben sind, die nicht geheuchelt ist, und die so ziemlich für seinen Charakter bürgen würden, wenn man auch sonst nicht wüßte, welch ein redlicher Mann er war, und wie er als solcher, unabhängig von seinem Dichterwerth, die Liebe aller derer besaß, die ihn kannten. Sein vertrautester auswärtiger Freund war der größte Sänger aller Zeiten, Farinelli. Ihre Freundschaft änderte sich nicht, als Farinelli die Stelle eines Günstlings am spanischen Hofe verlor, und ins Exil weichen mußte.

Junge Poeten und Gelehrte übersandten diesem Vater der italienischen Literatur ihre Kindlein, und baten um sein geneigtes Urtheil. Dieses gab er ihnen

dann, mit seinem Segen. Gewöhnlich war Metastasio hier sehr schonend, und um so weniger für Fremde unterrichtend, als man der Herren Werklein gewöhnlich nicht kennt, auf welche sich Metastasio's Kritik bezieht Metastasio haßte alle gelehrte Fehden; Ruhe und Frieden ging ihm über alles, er wollte diese sich nicht stören lassen; darum lobt er mehr, als er tadelt, doch verschweigt er den Tadel *nicht* ganz; aber die Herren waren nicht nur sapientes, sie ließen hinterher sein Urtheil wohl drucken, um damit zu prahlen. Aus Amerika her schickte man ihm Gedichte zur Beurtheilung, und so gut wußte er dieß genus irritabile vatum zu behandeln, daß er keine literarische Fehden davon trug. Er mochte wohl wissen, daß ein strengeres Urtheil doch nichts helfe.

Wie groß Metastasio's Talent zu Gedichten aus dem Stegreif war, zeigt folgende Anekdote. Er hatte einen Proceß wegen der Verlassenschaft seines Wohlthäters, der ihn zum Erben eingesetzt hatte, und bat die Prinzessin Belmonte, daß sie bei den Richtern eine Fürbitte für ihn einlegen möchte. Sie erwiederte, daß sie bereit dazu wäre, wenn er ihr die Sache in Versen vortragen, und sein Recht darin vertheidigen wollte. Nach einiger Weigerung ließ er sich dazu bereit finden, und trug ihr seine Sache mit so viel Kraft und Gefühl in Versen vor, daß die Prinzessin bis zu Thränen gerührt wurde. Am fol-

genden Tage begab sie sich zu den Richtern, empfahl ihn und brachte ihnen so viel Interesse für ihren Klienten bei, daß sie verlangten, er sollte ihnen auch seine Sache in Versen vortragen. Er that dieß mit einem solchen Enthusiasmus, daß er alle Anwesenden tief rührte, und gewann bald darauf seinen Proceß.

Die Zufriedenheit Kaiser Karls VI. besaß Metastasio in einem so hohen Grade, daß ihm der gütige Monarch zu dem gewöhnlichen Gehalte noch eine Pension von 2000 Gulden jährlich auswarf. Die Kaiserin Theresia folgte dem Beispiele ihres Vaters und wies dem Dichter einen Gnadengehalt von 1500 Gulden jährlich zu Mailand an. Der jähe Todesfall des Kaisers Franz versetzte Theresien in tiefe Trauer. Metastasio nahm es auf sich, den betrübten Geist der Monarchin aufzuheitern. Er schrieb ein Gedicht unter dem Titel: Die Wünsche des Volks, und überreichte es der Kaiserin. Theresia fand des Trostes viel in dem Gedichte, und beehrte den Verfasser desselben mit einem eigenhändig geschriebenen Billet, worin sie ihm dankte und die gedachte Pension von 1500 Gulden mit den Worten zusicherte, daß er sie als einen Beweis der Achtung und Freundschaft annehmen sollte, mit welcher sie ihm zugethan wäre.

Als die Kaiserin 1767 von den Blattern genaß, verfaßte Metastasio ein Karmen: la publica Fe-

licità. Theresia nahm es mit Vergnügen auf, und der Dichter erhielt abermals ein eigenhändiges Billet von seiner Monarchin voll der schmeichelhaftesten Ausdrücke: sie nennt ihn darinn den großen Metastasio, spricht von dem Feuer seines Geistes und seinem großen Talente. — Eine Ode, die Metastasio auf das Lustschloß Schönbrunn verfaßte, und der Kaiserin übergab, brachte ihm ein drittes Billet zuwege, das deutlich zeigt, wie sehr Theresia die Verdienste des Dichters geschätzt habe. Auch konnte er sich der Achtung des Königs und der Königin von Spanien rühmen. Beide Monarchen bewunderten seine Erfindung, seine Verse, und lasen mit Vergnügen seine Schriften. Viele Großen der deutschen Kaiserstadt schätzten seinen geistreichen Umgang und bewiesen ihm öffentlich ihre Achtung. Kein Fremder von Rang und Bedeutung kam nach Wien, ohne den berühmten dramatischen Dichter kennen zu lernen, und keiner verließ ihn, ohne sein Freund geworden zu seyn.

So vortheilhaft indessen Metastasio's Lage am kaiserlichen Hofe war, so war sie doch mühsam wegen der vielen Arbeiten, mit denen man ihn überhäufte. Es verging kein Festtag, kein Namenstag in der kaiserlichen Familie u. dergl. m. wo er nicht Gedichte machen mußte. Einst schrieb er an einen seiner Freunde folgendes über diesen Gegenstand:

„Zur Strafe meiner Sünden hat das Stück: il Re pastore Seiner Majestät so wohl gefallen, daß ich in drei Monaten ein ähnliches verfertigen soll. In der Lage, in der sich mein Kopf, wegen der Spannung aller Nerven, befindet, ist es eine erschreckliche Sache, wenn man sich mit den Musen abgeben muß. Noch mühsamer wird meine Arbeit durch den Zwang, den man mir dabei auflegt. Erstlich darf ich kein griechisches oder römisches Sujet nehmen, weil unsre keuschen Nymphen dieß, wie sie sagen, unanständige Kostum verwerfen. Ich muß daher zu der morgenländischen Geschichte meine Zuflucht nehmen, damit die Frauenzimmer, die Männer-Rollen übernehmen, sich von Fuß bis zum Kopf verhüllen können. Ferner muß jeder Kontrast zwischen Tugend und Laster aus solchen Stücken wegbleiben, weil kein Frauenzimmer eine hassenswürdige Rolle spielen will. Endlich darf ich nicht mehr als fünf Personen auftreten lassen, weil jedes eine wichtige Person vorzustellen wünscht. Die Dauer der Vorstellung, die Veränderung der Scenen, die Arien, und beinahe die Zahl der Verse ist mir vorgeschrieben. Sagen Sie mir, ob nicht der geduldigste Mann darüber toll werden sollte? Ich habe dabei keinen andern Trost als die fortdauernde Gewogenheit meiner Gebieterin. Für den Re pastore hat sie mir einen prächtig gearbeiteten goldenen Leuchter mit der verbindlichen Aeusserung geschenkt, daß ich meine Augen schonen möchte.“

Metaſtaſio war ein Mann von feſtem Charakter, in allen Verhältniſſen ſich ſelbſt gleich und immer liebenswürdig. Er führte das regelmäſſigſte Leben; alle ſeine Stunden waren gezählt, alle ſeine Handlungen vorher durchgedacht und beſtimmt. Seine Religionsübungen, die Verrichtungen ſeines häuslichen Lebens, die Beſchäftigungen ſeines Geiſtes, ſeine geſellſchaftliche Unterhaltung, ſein Frühſtück, Mahlzeit und Abendeſſen, und ſein Schlaf, alles hatte eine feſtgeſetzte Zeit, und nur auſſerordentliche Fälle mußten es ſeyn, wenn er von dieſer Gewohnheit abwich. Selbſt zum Verſemachen beſtimmte er täglich einige gewiſſe Stunden, und nur durch die wichtigſten Urſachen konnte er ſeinem Vorſatze untreu gemacht werden. Die Gegenſtände, über welche er gewöhnlich ſprach, waren alle aus dem Reiche der Gelehrſamkeit und dem Gebiete der ſchönen Wiſſenſchaften. Um politiſche Händel bekümmerte er ſich gar nicht. Aufſchlüſſe über die Politik des Hofes, an dem er lebte, durfte man bei ihm nicht ſuchen. Treu ſeinem Kaiſer, oder ſeiner Kaiſerin ergeben, kümmerte ihn alles übrige nicht. Fade Diſcurſe, Ausfälle auf die Handlungen der Menſchen um ihn her, Spitzfindigkeiten und Grübeleien hörte man in ſeinem Umgange nicht. Er diſputirte nie; er philoſophirte mit Beſcheidenheit, und nur Wahrheit allein war es, die er ſich zu erforſchen bemühte. Wo Metaſtaſio als Kritiker auftrat, da

beobachtete er die äuſſerſte Mäßigung und Schonung.

Dieſe weiſe Lebensart trug allerdings ſehr viel zu dem bewundernswürdigen Gleichgewichte der Seele unſers Dichters bei, und machte, daß er alle die Uebel nicht kannte, welche ein unruhiges Gemüth zu begleiten pflegen, die Nerven reizen, und tauſend Unbequemlichkeiten erzeugen. Die Mäßigkeit, welche er in jedem Genuſſe beobachtete, und ſeine ächtchriſtliche Reſignation erhielten ihn beſtändig bei frohem Muthe, und machten ihn zu einem muntern, aufgeweckten Geſellſchafter. Noch als ein Greis von 84 Jahren, beſaß er alle Munterkeit des Mittelalters, und ſein Tod ſchien noch weit entfernt zu ſeyn, als ein Zufall die Annäherung deſſelben beſchleunigte. Pabſt Pius VI. beſuchte bei ſeiner Anweſenheit in Wien, in der Charwoche, die heiligen Gräber in fünf Kirchen. Es war eine Art von Proceſſion, mit welcher dieſe Religions-Ceremonie geſchah. Metaſtaſio wollte den heiligen Vater ſehen, und ſtand lange am Fenſter, um den Zug genau zu beobachten. Er erkühlte ſich, bekam einen Rheumatiſmus, der endlich in ein tödtliches Fieber überging. Ein Delirium wechſelte mit dem andern ab; der Kranke litt viel. Er hatte lichte Augenblicke, und da war er heiter und ruhig. Kein Klagelaut kam über ſeine Lippen.

Als er die Gefahr, die ſeinem Leben drohte, erkannte, ſäumte er nicht, ſich zu dem wichtigern Schritte nach der Ewigkeit vorzubereiten. Er empfing die Sakramente, und ſtarb als Weiſer und Chriſt am 12ten April 1782, im 85ſten Jahre ſeines Lebens, nachdem er 55 Jahre lang drei Kaiſern gedient hatte. Er ſtarb mit einer bewundernswürdigen Gemüthsruhe, und mit dem Bewußtſeyn *eines* Tugendhaften. Ganz Wien bedauerte ſeinen Verluſt. Die Wiſſenſchaften, beſonders die ſchöne Literatur, verloren vieles an ihm. Rom und Neapel hatte der Dichter immer für ſein Vaterland angeſehen, und Rom und Neapel gaben der Welt unzweideutige Beweiſe ihres Schmerzes über ſeinen Verluſt. In allen gelehrten Geſellſchaften Italiens, deren Mitglied er war, las man Lobreden auf ihn ab, und zergliederte die Verdienſte, die er ſich um den Parnaß erworben hatte.

Dankbar bis an ſein Ende gegen jeden, der ihm Freundſchaft erwies, war er es auch im Tode gegen Signor Martinez, Ceremonienmeiſter bei der apoſtoliſchen Nunciatur in Wien, in deſſen Hauſe er von ſeiner Ankunft in der Kaiſerſtadt an gewohnt, und viele Gefälligkeiten genoſſen hatte. Er ſetzte die Familie ſeines Freundes zu Erben ein. Die Erbſchaft betrug ungefehr hundert tauſend Gulden, die größtentheils bei der Wiener Bank angelegt waren.

ein Vermögen, das er seinem Fleiße, und der Güte der Kaiserin Theresia zu danken hatte. Seine aus einigen tausend Büchern, und größtentheils aus prächtigen Ausgaben klassischer Autoren bestandene Bibliothek wurde im Sommer 1797 für die königlich-portugiesische Hofbibliothek zu Lissabon gekauft.

Metastasio war ein aufmerksamer Beobachter seiner selbst. Seine Empfindungen und Handlungen zeugten deutlich von dem veredelten Geiste, der ihn belebte. So unschuldig seine Schriften alle sind, so unschuldig war auch sein Lebenswandel. Er war verträglich, bescheiden, vermied sorgfältig jeden theologischen Streit und dachte hell. Einheimische und Fremde schätzten ihn. Personen von jedem Range hatten Achtung vor ihm. Bei mehrern Gelegenheiten bewies er eine seltene Großmuth. Hier zum Beschluß eine Anekdote, und mit derselben, zugleich ein Beweis, wie gerecht und uneigennützig seine Denkart war.

Ein reicher Mann, mit dem Metastasio in genauer Verbindung stand, hinterließ ihm nach seinem Tode ein förmliches, gerichtlich ausgefertigtes Testament, das ihn zum Erben des sämtlichen Vermögens des Verstorbenen, das auf hundert tausend Thaler geschätzt wurde, erklärte. Metastasio war damals noch jung. Im Besitze eines so ansehnlichen Vermögens hätte er bequem und, un-

abhängig von jedem, und ganz seiner Lieblingsneigung gemäß leben können. Allein er erfuhr, daß der Verstorbene noch Verwandte zu Bologna hätte. Er reiste dahin, kundschaftete die Verwandten aus, und sagte, voll Edelmuth, zu einem seiner Freunde: „Segnen sollen diese das Andenken des Verblichenen, und weder ihm noch mir fluchen!“ Die Verwandten wurden vorgerufen: Metastasio redete sie also an: „Mein Freund hat mir zwar sein ganzes Vermögen vermacht, aber wie ich glaube, aus keiner andern Ursache, als um es so lange in Verwahrung zu nehmen, bis ich die Würdigsten seiner Verwandten ausgeforscht hätte, um es unter sie nach Billigkeit zu vertheilen.“ Sogleich zahlte er den Versammelten das ganze Vermögen aus, ohne das Geringste für sich zu behalten.

# Franz, Graf Algarotti.

## Königl. Preuß. Kammerherr.

Algarotti, aus einer alten und reichen Familie entsprossen, war am 11ten December 1712 zu Venedig gebohren. Frühe fühlte er sich zu den Wissenschaften hingezogen, und da er die edle Ehrbegierde hatte, das ganze Gebiet menschlicher Kenntnisse zu durchwandern, so studirte er, außer den alten Sprachen, nicht nur die mathematischen und philosophischen Wissenschaften, sondern selbst die Theologie und Medizin. Mehrere Jahre brachte er in Lyon und in Rom, am längsten aber in Bologna zu, wo er seinen Geist mit den edelsten Kenntnissen schmückte. Mit den ernstern Wissenschaften verband er das Studium der Künste, besonders der Mahlerei. Auf Physik, Geometrie und Algebra legte er sich nicht in der Absicht, um den Ruhm eines großen Mathematikers zu erlangen, sondern er studirte diese Wissenschaften gründlich, weil er sie für nützlich hielt, um das alte und neue System der Philosophie darnach zu beurtheilen, welches er in Bologna näher untersuchte

und verglich. Bei der Astronomie folgte er den Grundsätzen des unsterblichen Newtons, und zu Folge dieses Führers rückte er bald in die Kommentarien des Instituts zu Bologna verschiedene Abhandlungen ein, welche mit den verdientesten Lobsprüchen aufgenommen wurden. Selbst das Ausland wurde jetzt schon auf einen jungen Gelehrten aufmerksam, dessen Kenntnisse seinen Jahren weit überlegen waren.

In Rom suchte sich Algarotti in der Mahlerei, Architektur und andern freien Künsten zu vervollkommnen, durchwanderte von da aus die herumliegenden Gegenden, und besah alles Merkwürdige und Seltene mit forschendem Blicke. Von hier begab er sich im Jahre 1733 nach Paris, machte sich mit der schönen Litteratur der Franzosen bekannt, und erwarb sich besonders die Freundschaft eines Fontenelle, Maupertuis und Voltaire. In einem Alter, wo andere sich gewöhnlich noch unterrichten lassen, schrieb er ein wissenschaftliches Buch, das ihm die Hochachtung aller Gelehrten erwarb, das sogar ins Russische und Portugiesische übersetzt, und im Original neunmal neu gedruckt wurde. Dieß sind seine berühmten Dialogen über die Optik des Newton, worinn er sich bemühte, einer Dame über die Natur des Lichts und der Farben Unterricht zu ertheilen, mit einer Faßlichkeit und Anmuth, die allgemeine Bewunderung erregte. Algarotti war in

Italien gewiſſermaßen der erſte, der die Philoſophie auf eine Art vortrug, daß ſie für jeden Menſchen allgemein faßlich wurde. Faſt alle Briefe, die Voltaire an den Grafen ſchrieb, waren mit Lobſprüchen ſeiner Dialogen angefüllt, und ſelbſt Friedrich der Große fing noch als Kronprinz mit dem Verfaſſer dieſes meiſterhaften Produkts einen Briefwechſel an, welcher bis an ſein Ende fortgedauert hat.

Nachdem Algarotti die Philoſophie mit dem Gürtel der Grazien umwunden hatte, ſo wagte er es, die italieniſche Poeſie mit hohen, erhabenen Gedanken zu bereichern, und dem Stil durch große, neue und glänzende Bilder einen unerwarteten Schwung zu geben. Er verdient daher mit Recht den Namen eines Dichters, der, nach dem Horaz, nicht den Verſemachern und Reimſchmieden, ſondern bloß denen zukommt, welche jenes göttliche Feuer und jene bezaubernde Stimme beſitzen, die man haben muß, wenn man große Dinge beſingen will. Algarotti war einer von den ſeltenen Menſchen, die die Natur mit dieſen glücklichen Talenten bereichert hat. Er beſaß ſie in einem ſo hohen Grade, daß er bereits in ſeinem 17ten Jahre verſchiedene Gedichte machte, die viel Anlage verriethen. Kaum war er 21 Jahre alt, als Johann Peter Zanotti, ohne Wiſſen des Grafen, ſeine Gedichte, mit einer gerechten Empfehlung derſelben, drucken ließ. Sein vornehmſtes

Muſter unter den Alten war Horaz, und er wußte das, was er aus dieſer reichhaltigen Quelle ſchöpfte, ſo vorzutragen, als wenn die Gedankenfolge dieß einmal ſo mit ſich bringen müßte. Die poetiſche Epiſtel iſt von ihm mit vorzüglichem Glücke bearbeitet worden. Man bemerkt in dieſen Gedichten des Grafen das Originelle der Sprache, den Charakter eines edlen und erhabenen Dichters, die reiche Fruchtbarkeit ſeiner poetiſchen Ader, die ſtarke und angenehme Harmonie, den Ausdruck der Empfindungen, den Ueberfluß und die Schönheit eines einfachen, mannichfaltigen und glänzenden Stils, der alle Gegenſtände, die er bearbeitet, belebt.

Der gute Geſchmack in den Künſten war der Familie Algarotti gleichſam angeerbt. Der Vater und der Onkel waren Verehrer derſelben, und bemühten ſich, die beſten Meiſterſtücke der Mahlerei in ihr Kabinet zu bekommen. Dieß gab Gelegenheit, daß ſich unſer Graf früh auf dieß Studium legte, ſo wie ſeine andern gelehrten Kenntniſſe ihn zu den erſten Grundſätzen der Kunſt führten, und die verborgenſten Quellen des guten Geſchmacks ihm entdeckten. Verſehen mit den Erleuchtungen der Philoſophie und der Kritik ſuchte er die Modelle des Schönen in ganz Italien auf, und ließ auch die kleinſte Stadt nicht unbeſucht, ſobald ſie einen Künſtler von Bedeutung hervorgebracht hatte. Hier ſuchte er ſolche Stü-

cke auf, die der Vergeſſenheit entzogen zu werden verdienten, und ſandte ſeinen Freunden eine Beſchreibung davon. Er ließ es auch nicht bei einer bloßen Beſchreibung bewenden, ſondern ließ ſich in eine gelehrte Unterſuchung ihrer verſchiedenen Verdienſte ein. Er ſprach von dieſen Gemälden mit ſo vieler Einſicht und Beſtimmtheit, daß, wenn man ſeine Briefe darüber lieſt, man die Gemälde ſelbſt zu ſehen glaubt, nämlich den ganzen Ausdruck, die Haltung und die Delikateſſe des Kolorits. So wurden die Kunſtwerke vieler Mahler, die kaum jemand dem Namen nach gekannt hatte, nach Verdienſt gewürdigt, und ihnen eine Stelle unter ihren Mitbrüdern angewieſen, die ſie verdienen.

Algarotti verband ſich genau mit einem ſehr geſchickten Zeichner, Mauro Teſi, der unter dem Namen Maurino bekannt war. Dieſer Künſtler ward unter einem ſo geſchickten Meiſter, als der Graf war, ein berühmter und einſichtsvoller Mahler, er lebte bei ſeinem großmüthigen Mäcenas, der ihm viel Achtung bewies, und ſeine Lage ſo glücklich als möglich zu machen ſuchte. In Geſellſchaft dieſes Mannes ſuchte der Graf alles Schöne und Seltene auf. Er mußte, wo ſie hinkamen, die merkwürdigſten Tempel, Palläſte, Häuſer, Triumphbogen und Gegenden zeichnen. Algarotti ſelbſt übte ſich nicht bloß im Zeichnen, ſondern auch in Kupfer zu ſtechen. Die-

ser philoſophiſche Künſtler hatte die glückliche Gabe, ſehr gut zu treffen. Er erfand auch verſchiedene Vaſen im antiken Geſchmack, und ließ ſie von Maurino in Kupfer ſtechen. Ausgerüſtet mit ſolchen theoretiſchen und praktiſchen Kenntniſſen, ſchrieb er ſeinen Verſuch und ſeine Briefe über die bürgerliche Baukunſt. Er erklärt philoſophiſch den Urſprung und die Fortſchritte dieſer Kunſt. Ueberall bemerkt man den vollkommenen Meiſter in der Theorie, den tiefen Kenner der Kunſt und einen eleganten, reinen Schriftſteller. Solchen Produkten konnte es nicht an dem allgemeinſten Beifalle fehlen.

Einen großen Theil ſeines Lebens brachte Algarotti auf Reiſen zu, nicht um ſeine Neugierde zu befriedigen, ſondern um ſich zu unterrichten und die Sitten der verſchiedenen Nationen kennen zu lernen. In dieſer Rückſicht bereiſte er ganz Italien, die Schweiz und Deutſchland; er ging nach Paris und London, und beſah die vornehmſten Städte in Frankreich und England. Zweimal beſuchte er Paris und dreimal London; das zweitemal ging er mit dem Lord Baltimoré nach Petersburg zu Schiffe. Er ſammelte auf ſeinen Reiſen viele gelehrte Schätze ein, und theilte ſie zum Theil ſeinen Freunden in ſehr intereſſanten Briefen mit. Unter andern enthält ſeine Reiſe nach Rußland, die er in zwölf Briefen beſchrieb, ſehr viele wichtige Dinge, und empfiehlt ſich durch die

Mannichfaltigkeit, Schönheit und Neuheit der darinn vorgetragenen Sachen.

In allen Städten, wo Algarotti sich aufhielt, erwarb er sich die Achtung und Freundschaft der edelsten Menschen aus jedem Stande. Als er von St. Petersburg zurückkehrte, besuchte er den Prinzen von Preußen, nachmals Friedrich den Großen, in Rheinsberg, unterhielt sich mit ihm von Philosophie und Literatur, und nahm die ganze Achtung desselben mit sich, wovon der vertrauteste Briefwechsel zwischen beiden ein unvergänglicher Beweis ist. Kaum hatte Friedrich im Jahre 1740 die Regierung seiner Staaten angetreten, so schrieb er an seinen Freund, daß er mit der größten Ungeduld die Zeit erwarte, ihn wieder bei sich zu sehen. Eine so ehrenvolle Einladung bestimmte den Grafen, London zu verlassen und nach Berlin zu reisen, wo er gemeinschaftlich mit dem Könige lebte und studirte, der ihm seine Schriften mittheilte, so wie der Graf wieder dem Könige die seinigen. Bei diesem glänzenden Aufenthalte am Hofe des Königs, bei der bezaubernden Einsamkeit auf den Lustschlössern, bei den öffentlichen und Privatreisen, war der Graf Algarotti der unzertrennliche Rathgeber und vertraute Freund der Gedanken des Königs, der vor ihm den Glanz seiner Majestät ablegte, ihn Antheil nehmen ließ an seinem Studiren, an seinen Unterhaltungen,

an seiner Tafel, an seinen Schauspielen, mit einem Worte, er lebte ganz für ihn. Er begleitete auch den König auf seiner Reise nach Königsberg, wo er sich huldigen ließ. Er ernannte ihn bei dieser Gelegenheit zum Reichsgrafen von Preußen, welche Würde sich auch auf seinen Bruder und deren Nachkommenschaft erstreckte. Bald nachher erhob er ihn zu seinem Kammerherrn und zum Ritter des Ordens fürs Verdienst, und legte ihm den Charakter eines Geheimen Kriegsraths bei. Es fehlte auch nicht an kostbaren Geschenken, die er ihm von Zeit zu Zeit reichen ließ. Im Jahre 1741 schickte ihn der Monarch nach Turin mit einem geheimen Auftrage. Nach seiner Rückkunft hielt er sich eine Zeit lang an dem Hofe zu Dresden auf, wo er sich in der Zeichnung vollkommener machte, und von August III. mit vieler Auszeichnung behandelt wurde.

Im Jahre 1747 war Algarotti wegen seiner schwächlichen Gesundheit genöthigt, sich von seinem königlichen Freunde zu trennen. Er verließ das kalte Klima von Deutschland, um die reine Luft von Italien wieder einzuathmen. Anfangs hielt er sich in seinem väterlichen Hause zu Venedig auf, dann wählte er Bologna zu seinem Aufenthalte, weil ihm die heitere Luft der benachbarten Berge seiner Gesundheit sehr zuträglich zu seyn schien. Von hier aus machte er öfters Reisen nach Venedig, um seinen Bruder und

seine Familie zu besuchen, und hielt sich dann einige Zeit in dieser Stadt auf. Indessen nahm seine Krankheit zu, und es entstand daraus die Schwindsucht. Er ging nach Pisa, aber selbst die mildere Gegend dieses Orts verbesserte seine Umstände nicht. Mit philosophischer Standhaftigkeit ertrug er alle Beschwerden, und selbst die Annäherung des Todes. In der letzten Zeit suchte er sich damit zu zerstreuen, daß er des Morgens mit seinem Freunde Maurino über Mahler- und Bildhauerkunst sich unterhielt, und so gleichsam im Schooße der Künste starb, die er beständig geliebt, und zu deren Verbesserung er nicht wenig beigetragen hatte. Nachmittags ließ er sich seine Werke vorlesen, die in Livorno aufs neue gedruckt wurden; er verbesserte vieles darin, um sie der Vollkommenheit näher zu bringen. Des Abends vergnügte er sich an einem Instrumental- und Vokalkoncerte, das er in seinem Zimmer halten ließ. So näherte sich seine letzte Stunde, und am 3ten Mai 1764 verschied er zu Pisa, in einem Alter von 52 Jahren.

Sobald König Friedrich das Absterben des Grafen, seines Freundes, erfuhr, ließ er ihm auf dem Kirchhofe zu Pisa ein prächtiges Grabmahl errichten, mit der Inschrift: Algarotto Ovidii aemulo, Newtoni discipulo, und er erlaubte dem Bruder des Verstorbenen, auf dieß Monument den Namen desjenigen eingraben zu lassen, der es ihm zu Ehren hatte setzen lassen.

Algarotti besaß alle die Talente, welche ihn zur Zierde seines Jahrhunderts machten. Seine Gelehrsamkeit war eben so gründlich als ausgebreitet. Die Grundlage zu seinen Studien war die Bekanntschaft mit den gelehrten Sprachen, nämlich mit der griechischen, lateinischen, italienischen, französischen und englischen. Er brachte es darin so weit, daß er die beiden letztern mit Eleganz schrieb. Als dieser Grund gelegt war, so bemühte er sich, einen reichen Schatz von Kenntnissen zu sammeln. Er studirte die Kritik, die Literatur, die Mythologie, die Geschichte der Nationen, der Wissenschaften, der Bücher, kurz, alles, was auf Gelehrsamkeit Bezug hat. Er wußte es, wie schwer es halten würde, sein dichterisches Genie mit dieser trockenen Materie zu unterhalten; allein selbst diese Studien hatten bei ihm nicht die gewöhnliche Wirkung, den Geist zu unterdrücken, und ihn gegen alle Grazie der Einbildungskraft unempfindlich zu machen, so wenig, als sein Stil dadurch steif wurde. Beweise davon sind seine gelehrten Schriften, die er über so mancherlei Gegenstände herausgegeben hat.

Er schrieb eine Abhandlung über die Dauer der Könige zu Rom, worin er verschiedene Stellen aus den griechischen und römischen Schriftstellern über diesen Gegenstand untersuchte, die Meinung des Newton darüber annahm, und die allgemein angenomme-

ne Meinung bestritt. Eine andere schrieb er über die Schlacht bei Zama, worin er starke Gründe gegen die Meinung des Chevalier Folard über die Stellung des Kriegsheeres anführt. Eine dritte Abhandlung aber redete über die Yncas, worin ihre Meinungen, ihre Lebensart, ihre Sitten, ihre politischen Gesetze und ihre Eroberungen beschrieben werden, die der erste Gesetzgeber Perus mit der mächtigen Unterstützung der Religion und der Waffen machte. In der Abhandlung über das Heidenthum werden die großen Vortheile gezeigt, welche die römische Politik von dieser Religion zog, und die Vergrößerung, welche die Majestät des Reichs und die aufbrausende Tapferkeit der Römer dadurch erhielt. Die Abhandlung über den Handel beschäftigt sich mit den Abwechslungen desselben bei verschiedenen Nationen der Alten und Neuern. In der Abhandlung über Descartes zeigt er die Meinungen dieses Gelehrten über die Philosophie und Geometrie, und vergleicht die Verdienste desselben mit denen eines Galilei, Newton und anderer neuern Philosophen. Die Abhandlung über den Horaz erzählt die Geschichte des Lebens und die Grundsätze dieses Dichters, und enthält eine gelehrte Prüfung seiner Gedichte. — Algarotti schrieb auch einen Versuch über die Nothwendigkeit in seiner Muttersprache zu schreiben, eine Abhandlung über den Reim, eine über die französische Sprache u. a. m. Verschiedene Schriften über politische und militairi-

ſche Gegenſtände, beſonders ſeine militairiſchen Briefe, verdienen eine ehrenvolle Erwähnung.

Aus ſeinem Briefwechſel mit dem Könige von Preußen, den Prinzen, den Gelehrten und mit ſeinen Freunden, lernt man ſeine Philoſophie, ſein poetiſches Talent, ſeine Gelehrſamkeit und ſeine großen Kunſtkenntniſſe, worin er jeden andern ſeines Zeitalters übertraf, kennen; doch ſtimmen darin alle überein, daß er ſich noch mehr durch ſeinen vortrefflichen, edlen, freien Charakter und durch ſein einnehmendes und gefälliges Betragen vor ſo Vielen ſeines Standes auszeichnete. „Niemand, ſagt Voltaire in einem ſeiner Briefe, hat mehr, als ich, ſeine allgemeinen, ſo viel umfaſſenden Kenntniſſe und ſeine Herzensgüte bewundert. Er iſt eben ſo liebenswürdig in ſeinem geſellſchaftlichen Umgange, als in ſeinen Schriften.“

Nach ſeinem friedfertigen und ſanften Charakter vermied er jeden Zwiſt, jeden Streit. Weit entfernt von Neid und Tadelſucht, die nur leider zu oft unter den Gelehrten herrſchten, ſchätzte er die Philoſophen, die Dichter und die Künſtler; er unterhielt ſich mit ihnen in Briefen, und erbat ſich von ihnen öfters einen guten Rath. Er war ein abgeſagter Feind von dem gelehrten Hochmuth und einem Stolz, der gewöhnlich von Schwachheit und Unwiſſenheit begleitet wird. Ganz Italien und vornehmlich Bologna, das

ihn als jungen Schüler gesehen hatte, sah hernach den philosophischen Hofmann mit dem nehmlichen sanften Charakter wieder. Die großen Belohnungen, die ihm seine Tugenden erwarben, und die ehrenvollen Auszeichnungen, die ihm seine Verdienste verschafften, hatten mehr seine Bescheidenheit, als eine gewisse stolze Miene vermehrt. Weder sein Glück, noch die Gunst der Fürsten, hatten seine Bescheidenheit vermindert. Das Hofleben konnte seine Liebe zur Wahrheit und Offenheit nicht verändern, weil Ehrgeiz und Geldbegierde nie Eindruck auf den Grafen machten, der reich und freidenkend war. Er war zufrieden, daß er bei einem Könige, der ihn liebte, ein ehrenvolles und ungebundenes Leben führen konnte. Winkelzüge, Schmeicheleі, Ränke und Kabalen waren einem Manne gänzlich unbekannt, der für sich nichts verlangte, der seinen Kredit eben so wenig, als die Vertraulichkeit seines Monarchen auf Unkosten Anderer mißbrauchen wollte. Er war völlig uneigennützig, vornehmlich in dem Stücke, wenn es darauf ankam, einem Freunde der Wissenschaften angenehme Dienste zu leisten. Er lieh seinen Freunden gern Bücher und andere Sachen, die ihnen Vergnügen machen konnten. Er war wohlthätig, so, daß er einigen, die es verdienten, jährliche Pensionen von seinem eigenen Vermögen gab. Er war klug, leutselig und gelehrig; nie nahm er die zerstreute Miene eines tiefsinnigen Geometers an, noch jenes

froſtige Anſehen gewiſſer Philoſophen, worüber Horaz ſich mit vollem Recht aufhält.

Seine Phyſionomie war offen, ſein Geſicht ſtets fröhlich, ſein Blick durchdringend und lebhaft, ſeine Manieren artig, verbindlich und zugleich mit einem gewiſſen Anſehen verbunden. Er bediente ſich keines entſcheidenden Tons, er ſprach nicht mit Sentenzen, aber mit einer gewiſſen liebenswürdigen Beſcheidenheit und einer einnehmenden Beredſamkeit. Sein Ausdruck im Sprechen war immer treffend, und ſeine Begriffe und Vorſtellungen ſo bündig, daß man hätte glauben ſollen, er habe ein Buch zur Hand, woraus er alles das, was er ſagte, herläſe. Selbſt bei den ſchwerſten Gegenſtänden, ohne daß er ſich dazu vorbereitete, bemerkte man eine gewiſſe Ordnung und Beſtimmtheit beim Vortrage. Alles, was er ſagte, ſagte er mit einer unnachahmlichen Kunſt und allgemein verſtändlich. Er befriedigte einen jeden von ſeinen Zuhörern durch die Gabe einer deutlichen Darſtellung, indem er mit Geiſt und einem einnehmenden Tone die Philoſophen, die Dichter, die Liebhaber der ſchönen Künſte, die Gelehrten und diejenigen unterhielt, welche fremde Länder kennen zu lernen wünſchten, oder gelehrte, auch politiſche Neuigkeiten hören wollten. Selbſt das

ſchöne Geſchlecht hörte ihn gern, und fand Vergnügen an ſeinen angenehmen und belehrenden Unterhaltungen. Kurz, wer ihn kannte, liebte ihn, und bedauerte ſeinen Verluſt.

# Friedrich von Hagedorn.

Sekretair in Hamburg.

Deutschland ist gegen seine großen Männer nicht immer so dankbar, als es seyn sollte. Engländer, Italiener und Franzosen reden mit Enthusiasmus von ihren großen Dichtern, lesen und studiren ihre Werke, und ehren das Andenken derselben auf mancherlei Weise. Wir Deutschen stimmen in diesen Enthusiasmus ein, vergessen aber öfters darüber, daß unsere Literatur Werke erzeugt hat, die den Ausländern an die Seite gesetzt werden können. Besonders sinken unsere frühern klassischen Dichter immer mehr in eine unverdiente Vergessenheit. Zwar ist es unleugbar, daß Sprache und Dichtkunst der Deutschen in den letzten Jahrzehenden des 18ten Jahrhunderts vor den glücklichsten Versuchen der schönen Redekünste in der ersten Hälfte desselben große und wesentliche Vorzüge gewonnen haben. Aber konnte das Beste entstehen, wenn das Bessere nicht voranging? Und sind wir überall so reich an guten Mustern, daß wir Ursache hätten, die Werke eines Hagedorn, Haller,

Kleist, Gellert, Uz u. a. zu vergessen und ungelesen zu lassen? Ehrwürdig sey uns das Andenken dieser edlen Männer, die in der Geschichte des deutschen Geschmacks Epoche gemacht haben.

Hagedorn steht billig an ihrer Spitze, denn man kann ihn als den Wiederhersteller des guten Geschmacks in der Dichtkunst im 18ten Jahrhunderte betrachten. Er stammte aus einem adelichen Geschlechte, aus dem sich manche Mitglieder durch Würden und Verdienste ausgezeichnet hatten, und war am 23sten April 1708 in Hamburg gebohren. Sein Vater war königlich dänischer Conferenz- und Staatsrath und Minister bei dem niedersächsischen Kreise. Mit den Eigenschaften eines vorzüglichen Geschäftsmannes verband er Geschmack und Liebe zur Literatur, besonders zur Poesie, und die letztere Neigung pflanzte sich auch auf seinen Sohn fort, der schon früh anfing Gedichte zu machen. Er wurde überhaupt unter den Augen seines Vaters sehr sorgfältig erzogen. In einem Alter von 15 Jahren verlor er diesen treuen Pfleger seiner Jugend, und mit ihm zugleich die Mittel, ohne Sorgen der Nahrung die Ausbildung seiner trefflichen Talente zu verfolgen; denn der Vater hinterließ seinen Kindern nichts, als das schmerzhafte Andenken an ehemalige Reichthümer. Es fanden sich indessen doch Freunde, die den fähigen Jüngling unterstützten, und das Hamburgische Gymnasium

war eine treffliche Anstalt für ein junges Genie, dem es ein Ernst war, seinen Geist mit Kenntnissen aller Art zu bereichern. Ueberwiegend war schon damals sein Hang zur Dichtkunst, und er studirte in dieser Hinsicht vorzüglich die Alten und die Ausländer. Ausser mehrern Gelegenheitsgedichten schrieb er noch auf der Schule zwei poetische Briefe, die in die Wochenschrift: der Hamburgische Patriot, eingerückt wurden, und die eine Satire über die damalige Mode, nichts als französische Bücher zu lesen, enthielten. Auch in französischen und italienischen Versen machte er schon damals einige Versuche.

Im Jahre 1726 ging er nach Jena, um die Rechte zu studiren. Er konnte aber diesem Studium keinen sonderlichen Geschmack abgewinnen, besuchte die Vorlesungen nachlässig, und lebte übrigens ziemlich locker. Da er die Kunst nicht verstand, Einnahme und Ausgabe in ein richtiges Verhältniß zu bringen, so gerieth er in Schulden, und mußte deswegen ein halbes Jahr auf dem Carcer zubringen, eine Zeit, die er sehr gut benutzte. Von Jena kehrte er nach drei Jahren in seine Vaterstadt zurück, und bald darauf ging er nach London, wo er sich als Privatsekretair bei dem dänischen Gesandten aufhielt. Er gewann die Britten lieb, ehrte in ihnen den Geist der Freiheit, der damals noch nicht so tief gesunken war, und bewunderte den Edelmuth, womit sie das

gelehrte Verdienst zu unterstützen pflegten. Im Sommer 1731 ging er in Gesellschaft des Gesandten durch Brabant und Holland nach Hamburg zurück; und da jener zum Präsidenten beim Obergerichte zu Schleswig ernannt wurde, hoffte er die Anwartschaft auf eine Sekretairstelle bei eben diesem Gerichte zu erhalten; sie wurde ihm aber nicht zu Theil. Schon früher rechnete er, auch wegen der Dienste und Verbindungen seines Vaters und eines nahen Verwandten, der dänischer Admiral war, auf irgend eine Beförderung in Dännemark, aber die Hoffnung blieb unerfüllt. Durch diese und ähnliche Erwartungen getäuscht, verlebte Hagedorn noch ein Paar Jahre in seiner Vaterstadt, ohne Versorgung und Einkünfte, in mancher Verlegenheit über sein Auskommen; aber doch weniger darüber bekümmert, als seine gute Mutter, deren wiederholte Versuche, ein Jahrgehalt beim dänischen Hofe zu erlangen, gleichfalls fehlschlugen.

Das Ziel ihrer Sorgen fand diese rechtschaffene Frau noch 1732 im Grabe, und ihr Sohn wurde das Jahr darauf Sekretair bei dem englischen Court in Hamburg, oder bei der Gesellschaft der daselbst residirenden Kaufleute, eine Bedienung, zu der ihn seine große Kenntniß der englischen Sprache und der Geschichte empfahl. Er konnte nun ziemlich gemächlich leben, denn das Jahrgehalt dieser Stelle von 100 Pfund Sterling war damals nicht unbeträchtlich;

auch war ſie mit einer bequemen freien Wohnung in dem ſogenannten engliſchen Hauſe verbunden, und mit Geſchäfften, die ihm noch Unabhängigkeit und Muſe genug übrig ließen. In dieſer neuen Lage heirathete er die Tochter eines engliſchen Schneiders, eine Perſon, die weder jung, noch ſchön, noch geiſtreich war, die ihn aber durch die Ausſicht auf eine reiche Erbſchaft blendete. Um dieſen Schritt, der allerdings etwas Befremdendes hatte, zu tadeln oder zu rechtfertigen, müßte man mit der ganzen damaligen Lage ſeiner Umſtände und Verhältniſſe näher bekannt ſeyn. Eigennutz und Habſucht waren es gewiß nicht, die ihn dazu beſtimmten; wohl aber konnte der Wunſch, ſeine ökonomiſchen Umſtände zu verbeſſern, der bisherigen öftern Verlegenheiten entübrigt zu ſeyn, und zur Einrichtung eines ordentlichen Haushalts zu gelangen, auf ſeine Wahl Einfluß haben, und ihn zur Aufopferung der Hinſicht auf Jugend, Schönheit und Talente des Geiſtes, bei allem lebhaften Gefühle für den Werth dieſer Vorzüge, bewegen. Sie überlebte ihn übrigens mehrere Jahre, und genoß ebenfalls im engliſchen Hauſe einer freien Wohnung und eines anſtändigen Wittwengehalts.

Seit ſeiner Anſtellung war Hagedorns fernes Leben, ohne ſonderlich merkwürdige Vorfälle, der Literatur, der Dichtkunſt, der Freundſchaft und dem geſelligen Umgange gewidmet. Seine liebſte und

meiſte Beſchäftigung war das Bücherleſen; und ſeine nicht gemeine Sprachkenntniß ſetzte ihn in den Stand, die beſten und geſchmackvollſten Werke der Alten und Neuern in der Urſchrift zu leſen, ſo wie ſein geläutertes und feines Gefühl ihn des Vollgenuſſes aller ihrer Schönheiten fähig machte. Nicht wenig Zeit verwendete er auf die Ausarbeitung und Ausfeilung ſeiner Gedichte und auf ſeinen Briefwechſel. In der Wahl ſeines Umgangs und ſeiner vertrautern Freunde war er nicht minder behutſam, als glücklich. Man kennt die letztern aus ſeinen Gedichten; zu den vorzüglichſten, die er in Hamburg um ſich hatte, gehörte Carpſer, Wilkens, Doktor Lipſtorp, der jüngere Liſcov, Brockes, Zink, Bohn, der engliſche Prediger Murray und der Kaufmann Behrmann, Verfaſſer von zwei Trauerſpielen, dem er eine ſeiner Fabeln widmete.

Die größten Reize für den Dichter hatte der Aufenthalt auf dem Lande, wo er ſeine glücklichſten Stunden verlebte. Sein Lieblingsaufenthalt war das nahe bei Hamburg an der Alſter liegende Kloſtergut Harvſtehude, dem er auch eines ſeiner Lieder beſonders gewidmet hat, ſo wie er in einem andern die Freuden der Alſterfahrt beſingt. Harvſtehude paßte ganz für einen denkenden Kopf und Dichter. Sein Eigenthümliches iſt der Charakter einer ſanften ländlichen Gegend, wo die Alſter noch die angenehme

ſchmale Enge hat, womit ſie ſich durch blumigte Wieſen, die am Rande des Fluſſes mit niedrigen Büſchen beſetzt ſind, und in einer kleinen Entfernung von hohen Eichen und ſchattichten Linden umkränzt werden, in vielen reizenden Krümmungen fortwindet. Kleine, ſich allmählich erhebende Anhöhen, wechſeln dort mit angenehmen Thälern, und der Platz ſelbſt, wo ehedem das katholiſche Jungfernkloſter ſtand, iſt ein liebliches Thal, Marienthal genannt. Zu Hägedorns Lebzeiten eignete er ſich noch mehr zum Aufenthalt eines Dichters. Die ganze Gegend war an den Wochentagen meiſtens ſtill und einſam. In neuern Zeiten hat man eine engliſche Parthie dort angelegt, und das Wirthshaus ſehr verſchönert. Dadurch iſt es aber ein ſehr beſuchter Luſtort der vornehmern Welt geworden, wo es faſt täglich von Menſchen wimmelt. Das Thal war deſto einſamer und anziehender, weil auf der einen Seite ſich längs demſelben hinziehende Hügel den Anblick der nahen Stadt verhindern, und den ſüßen Wahn unterhalten, man ſey fern vom Geräuſch derſelben; und auf der andern Seite die durch Wieſen und Gebüſche ſich ſchlängelnde Alſter es von der ganzen übrigen Welt zu trennen ſcheint.

Einige hundert Schritte von dem Harveſtehudiſchen Wirthshauſe iſt ein Pachthof, nahe an dem Landhauſe der Konventualinnen des Hamburgiſchen

Johannisklosters. Vor demselben ist ein ansehnlicher, mit vielen Bäumen besetzter Platz, die auch in der größten Mittagshitze die erfrischendsten Schatten geben und eine angenehme Dämmerung verbreiten. Der Sage nach soll Hagedorn hier seine meisten Gedichte verfertiget haben. Den größten Theil seiner Sinngedichte hingegen schrieb er in einem einsam gelegenen kleinen Hinterzimmer in dem Hause seines Freundes und Verlegers Bohn, worinn dessen auserlesene Bücherſammlung befindlich war, und wo er sich oft auf einige Nachmittagsstunden einzufinden und einzuschließen pflegte.

Hamburg besaß während Hagedorns Lebensperiode eine nicht kleine Anzahl gelehrter und einsichtsvoller Männer, von einem nach Verhältniß der damaligen Zeiten glücklich und vielseitig ausgebildeten Geschmack. Die patriotische Gesellschaft, die im Jahre 1724 gestiftet wurde, und eigentlich Fortsetzung der ehemaligen deutschübenden Gesellschaft war, trug viel dazu bei, diese Männer einander näher zu bringen, und durch geselligen Umgang und feinern Weltbrauch unterschieden sie sich sehr vortheilhaft von den mehr isolirten und selten so traulich vereinten akademischen Gelehrten, bei denen es gewöhnlich auch Kollisionen giebt, die hier bei der Mannichfaltigkeit der Aemter, Pflichten und Lebensweisen wegfielen. Hagedorn fand also den Ton eines geselligen, heitern

und doch belehrenden Umgangs unter dieſer Klaſſe von Hamburgs Einwohnern ſchon geſtimmt; er ſelbſt aber trug in der Folge nicht wenig bei, ihn zu veredeln und noch mehr zu beleben. Faſt täglich fand er ſich um Mittag auf dem Saale des damals Dreſſerſchen Kaffeehauſes ein, und ließ ſich nicht gern anders, als dort, von Fremden ſprechen. Auch traf man ihn mehrere Jahre hindurch jeden Freitag an dem Mittagstiſche ſeines vertrauteſten Freundes Carpſer, wo ſich dann die geiſtvollſten Männer und Reiſende jedes, ſelbſt fürſtlichen Standes, deſto williger einfanden, um ſeiner Freundſchaft zu genießen.

Jene weiſe Mäßigung, welche den Genuß jeder ſinnlichen Freude erhöht, war dem Dichter nicht eigen. Seine Jovialität, ſein Hang zur Freude und zu anakreontiſchen Mahlen, führte ihn öfters zu weit. Daß er den Wein nicht bloß beſungen, ſondern auch in der Fülle der Freude, worinn er oft geſagt haben ſoll: ein ehrlicher Mann müſſe nur 45 Jahre lang leben wollen, zu reichlich genoſſen habe, wird ſelbſt durch das Zeugniß derer eingeſtanden, die für ſeinen Geiſt und für ſein Herz die größte Hochachtung äuſſern. Darinn iſt denn wohl, wo nicht die Anlage, doch die mitwirkende und befördernde Veranlaſſung ſeiner podagriſchen Beſchwerden, und der Waſſerſucht, ſeiner letzten ſchmerzhaften Krankheit, zu ſuchen. Die Liebe zum Leſen verließ ihn auch in dieſer traurigen

Periode nicht, und er soll am 28sten October 1754. in einem Alter von 47 Jahren, mit dem Buche in der Hand gestorben seyn.

Hagedorn war ganz Dichter, lebte ganz den Musen, und seine Kunst war ihm nicht Nebengeschäft oder Erholung, sondern unverrücktes Augenmerk seines Denkens und Wirkens. Die Natur hatte ihm die beste Anlage zur Dichtkunst schon in einer für alle Eindrücke des Schönen und Guten lebhaft empfänglichen Seele verliehen; und wenn seine Phantasie gleich nicht durch vorzügliche Kraft oder ungewöhnlich kühnen Schwung in die höhern Regionen der Dichtkunst ihren Flug nahm, so wirkte sie doch in einem nicht geringen Maaße auf seine ganze Denkart, und gab derselben überall einen dichterischen Anstrich. Genie und Geschmack waren in ihm gleich vortheilhaft ausgebildet. Die niedere Stufe der Kultur, auf welcher beide damals noch in Deutschland standen, muß man nie aus dem Auge verlieren, wenn man Hagedorns große Verdienste um deutsche Art und Kunst richtig würdigen und beurtheilen will. Seit Opitz Zeiten hatte die Dichtkunst keine Vor-, sondern Rückschritte gemacht, und Hagedorn wurde nur durch seine vertraute Bekanntschaft mit den Werken der gebildetsten und größten Dichter vor der Ansteckung des Verderbnisses seiner Zeitgenossen und Landsleute bewahrt. Er und Haller waren es vor-

nehmlich, die man nicht nur als Retter, als Wiederherſteller, ſondern als neue Schöpfer und Verbeſſerer des poetiſchen Geſchmacks anſehen und verehren muß. Während Gottſcheds Schule und die Schweizer einander über Gegenſtände der Poeſie und des Geſchmacks überhaupt befehdeten, ging er, ohne Antheil an gelehrten Streitigkeiten zu nehmen, ruhig und unbefangen ſeinen Gang fort, und lehrte durch ſein Beiſpiel reinen und guten Geſchmack ſchätzen.

Hagedorns Dichtergeiſt entzündete ſich meiſt an fremdem Feuer, und er war weniger Original, als geiſtvoller und freier Nachahmer der Alten und Neuen, vorzüglich der Franzoſen. Dabei haben aber alle ſeine Gedichte, und vorzüglich die lyriſchen, ein gewiſſes unverkennbares Gepräge, ein inneres Vollgewicht an Sinn und Ausdruck, wodurch ſie der Kenner auch dann gar bald unterſcheiden würde, wenn er von einem oder dem andern den Verfaſſer nicht wüßte. Nur wenigen unter ihnen merkt man Vorbedacht, Kunſt und Abſicht an; die meiſten ſind freie Ergießungen eines heitern, für Geſelligkeit und Lebensgenuß, für Simpathie, Freundſchaft und Liebe rein geſtimmten Herzens. Den erſten Rang unter den Erzeugniſſen ſeiner Muſe nehmen die moraliſchen Gedichte ein. In dieſen Gedichten, die doch mehr ſatiriſch, als didaktiſch, und nichts weniger als poetiſche Ausführungen wiſſenſchaftlicher Gegenſtände nach einem

ſyſtematiſchen Plane ſind, war Horaz ſein Muſter; wie dieſer ſuchte er nützliche Lehren und fruchtbare Sittenſprüche in einem gefälligen Tone vorzutragen, und mit kleinen ſatiriſchen Gemälden zu beleben. Als ſein gelungenſtes Produkt in dieſem Fache betrachtet man mit Recht das Gedicht mit der Aufſchrift: die Glückſeligkeit; es beſtraft die falſchen Meinungen der Menſchen über dieſen Gegenſtand und ihre herrſchenden Leidenſchaften, die daraus entſpringen.

Als Fabeldichter hat Hagedorn wenig ſelbſt erfunden; doch weiß er die Erfindungen Anderer auf eine gute Art ſich eigen zu machen; er legt viel von ſeiner eigenen Denkart hinein, viel von ſeinem ernſten Weſen; er hüllt ſeine Moral ſehr oft in den Schleier der ſokratiſchen Ironie, aber ſie iſt ſtrafend, ohne Rückhalt. Die Erzeugniſſe ſeiner lyriſchen Muſe ſind Ergießungen eines feinen Epikureers, eines heitern, für Geſelligkeit und Lebensgenuß, für Mitgefühl, Freundſchaft und Liebe geſtimmten Herzens. Hagedorn gab zuerſt den fröhlichen Geſellſchaften, den Kreiſen munterer Jünglinge und lächelnder Schönen Stoff zu einem Zeitvertreibe, an dem auch der gute Geſchmack Theil haben konnte, und bei dem ſie nicht zu erröthen brauchten, wie bei dem Scherze der Günther und Pikander. Der Deutſche lernte durch ihn, den Becher in der Hand, einen angenehmen Rundgeſang anſtimmen, eine Vau-

deville Millern, und den Kuß einer Phyllis mit Gefühl besingen. Seit Hagedorns Zeiten dürfen wir die Franzosen nicht um ihre Chansons beneiden, er ist der Vater einer großen Schaar von Sängern des Weins und der Liebe unter uns geworden. — Für die hohe Ode hat sein Geist nicht Erhebung, seine Phantasie nicht Lebhaftigkeit genug. Nur sinnliche Gegenstände, wie der Wein, reißen ihn zu höherer Begeisterung hin. Seine Sinngedichte, meist von eigener Erfindung, zeichnen sich bald durch einen interessanten Gedanken, bald durch Scharfsinn, bald durch naive Wendung aus; doch in manchem spricht mehr der belehrende Verstand, oder das gute Herz, als der epigrammatische Witz.

Die mannichfaltigen gelehrten Kenntnisse und die ausgebreitete Belesenheit, die Hagedorn besaß, hatten auf seine Gedichte einen sehr vortheilhaften Einfluß. Sie bereicherten seinen Verstand mit einer Menge von Ideen; sie boten ihm Stoff zur Erfindung, Ausbildung und Nachahmung dar; und durch die Zweckmäßigkeit, womit er las, übte er zugleich sein Urtheil und seinen Scharfsinn, die beim Genuß fremder Geisteswerke nie in ihm müßig oder unthätig ruhten. Nie war er ohne seinen Horaz und ohne weiße Kartenblätter in der Tasche, auf denen er sich dasjenige anmerkte, was er hörte oder las, oder was ihm einfiel. An seinen eigenen Geisteswerken besserte

er beſtändig mit einer muſterhaften Stetigkeit und Sorgfalt. In dieſer Abſicht pflegte er ſeine neuen Gedichte erſt ein Paar Jahre auf die Seite zu legen, ſie dann zu muſtern, und was ihm nicht gefiel oder ſich nicht wollte verbeſſern laſſen, das opferte er ohne Schonung dem Vulkan. Aber auch fremdes Urtheil machte er ſich gern zu Nutze; in dieſer Abſicht ließ er die moraliſchen Gedichte, als ſeine größern Stücke, allemal erſt einzeln in Quart abdrucken, und vertheilte ſie an Freunde und Kenner, um ihr Gutachten einzuholen. Wenn er über die Wahl der Ausdrücke oder über ihre wahre Bedeutung, ſelbſt über die Rechtſchreibung eines Wortes, zweifelhaft war, ſo ließ er ſich die Mühe nicht verdrießen, in eigenen Briefen ſeine Freunde, ſelbſt jüngere, um Rath zu fragen. Wieland nennt ihn daher mit Recht den Dichter, den an Feinheit des Geſchmacks Keiner, von welcher Nation es ſey, übertroffen, der unter allen unſern Dichtern ſeine Werke am meiſten gefeilt hat, und dem Wenige an Fleiß jemals gleichen werden.

Der ſittliche Charakter des Dichters läßt ſich durch keine noch ſo mühſame Schilderung ſo vollkommen und treffend darſtellen, als er überall in ſeinen Gedichten erſcheint; in dieſen wird unfehlbar jedem aufmerkſamen und mitempfindenden Leſer ſein Geiſt und Herz gleich liebenswürdig. Schon ſeine erſte Erziehung und der frühe Umgang mit Männern aus der größern

und kleinern Welt, seine Sprachkenntniß und Lektüre, sein Aufenthalt in London und sein Leben in Hamburg, seine zwar nicht glänzende, aber doch freie und glückliche Lage, trugen nicht wenig dazu bei, ihn auf eine mehr als gewöhnliche Art auszubilden, und ihm jene Humanität zu ertheilen, die ein Hauptgepräge seines ganzen Charakters war. Man hat ihn sehr oft den deutschen Horaz genannt, und wirklich findet man fast alle Eigenthümlichkeiten dieses edlen römischen Dichters in seinem eifrigen deutschen Verehrer und Nachahmer wieder, der sich nach ihm und durch ihn gebildet hatte; vornehmlich jene Urbanität, jene feine Tinktur von Gelehrsamkeit, Weltkenntniß und Politesse, die man aus dem Lesen der besten Schriftsteller und aus dem Umgange der kultivirtesten und vorzüglichsten Personen seines Zeitalters, unvermerkt annimmt. Von einer solchen Gemüthsstimmung war die Bescheidenheit unzertrennlich, von der Hagedorn's Gedichte sowohl, als seine Briefe, zahlreiche Beweise geben. Bei seiner weichen und nachgiebigen Sinnesart übte er diese Tugend bisweilen bis zum Uebermaaß. Es war ihm nicht schwer, Andern gar bald das Uebergewicht einzuräumen, und oft Männer für fähiger und einsichtsvoller zu erkennen, denen er doch in jeder Hinsicht überlegen war. Nur wenn Einfalt, Dünkel oder Aberwitz seine satirische Laune rege machte, oder wenn gar Tücke und Argliſt seine Galle reizten, nur dann

ſchonte er des Spottes und der Bitterkeit nicht; ſonſt aber war er in ſeinem Umgange eben ſo vorſichtig, ſo anſtändig und ſo gutherzig, wie in ſeinen Schriften.

Ungeachtet ſeine Glücksumſtände oft ſehr kümmerlich und immer beſchränkt genug waren, ſo war doch Mildthätigkeit eine ſeiner vornehmſten Tugenden. Sie äußerte ſich nicht bloß in eigener Freigebigkeit, ſondern auch in unabläſſigen Aufforderungen fremder Milde, ſo oft er irgend Gelegenheit fand, Hülfsbedürftige zu unterſtützen und aufzumuntern. Seine herrſchende Stimmung zur Theilnahme, zum Mitgefühl und Wohlwollen machte ſein Herz für Liebe und Freundſchaft ungemein empfänglich. Daß er die Empfindungen beider nicht bloß kannte und zu ſchildern verſtand, ſondern daß er innig von ihnen beſeelt war, lehren ſeine Gedichte zur Genüge. Von der Wärme und Herzlichkeit, womit er ſeinen hierinn mit ihm völlig gleichgeſinnten Bruder (der 1780 als geheimer Legationsrath und Generaldirektor der bildenden Künſte in Dresden ſtarb) liebte, zeugen die ſchönen Schlußzeilen des Lehrgedichts, die Freundſchaft, und zahlreiche Stellen ihres Briefwechſels. Seinen übrigen Freunden, und der Freundſchaft ſelbſt, hat er in ſeinen Gedichten ſo manches ſchöne Denkmal geſetzt, daß ſein ächter Sinn für dieſe edelſte Tugend der Menſchheit von keinem ſeiner Leſer überſehen werden kann. Ueberall aber äußert ſich die-

ser Sinn eben so herzlich und zugleich so fein, so sanft und schonend, als unverkennbar. Nicht minder anziehend ist die Frucht seiner ächten Lebensweisheit, die Genügsamkeit und Mäßigung seiner Wünsche, und seine Liebe zur Unabhängigkeit und Freiheit. In seinen Gedichten ergreift er jeden Anlaß, diese Denkart, wenn auch nur durch gelegentliche Winke, an den Tag zu legen.

Möge der neue Abdruck der Werke dieses klassischen Dichters, den Eschenburg im Jahre 1800 besorgt hat, dazu beitragen, sein Andenken unter uns zu erneuern!

## Christian Daniel Friedrich Schubart.

Hof- und Theaterdichter in Stutgard.

Freilich kein klassischer Dichter, aber doch gewiß ein genialischer Kopf, den seine sonderbaren Schicksale, seine Verirrungen und Thorheiten eben so merkwürdig machen, als seine großen Talente. Es hätte vielleicht nur eines günstigern Schicksals und einer regelmäßigern Anwendung seiner Kräfte gebraucht, um ihm eine Stelle unter unsern geistreichsten Schriftstellern anzuweisen. Aber auch so wie er war, verdient Schubart unsre Aufmerksamkeit.

Er wurde am 26sten März 1739 zu Obersontheim in der Grafschaft Limpurg gebohren. Sein Vater war damals Kantor und Pfarrvikar daselbst, zog aber 1740 als Schullehrer und Musikdirektor nach Aalen, welche Stelle er 1744 mit dem dortigen Diakonat vertauschte. In dieser Stadt ward also Schubart erzogen, und von da schreibt sich sein derber deutscher Ton und mancher Unfall her, den er in der Folge litt. Er schien in seiner Jugend wenig Anla-

ge zu haben, und ſtatt eines offenen Kopfes bemerkte man für ſein Alter viel Dummheit und Trägheit; im ſiebenten Jahre konnte er weder leſen noch ſchreiben. Aber mit einem mal ſprang die Rinde, welche ihn einſchloß, und er holte nicht nur ſeine Mitſchüler in kurzer Zeit ein, ſondern übertraf ſie auch alle. Um eben dieſe Zeit erwachte auch ſein muſikaliſches Genie, und er würde einer der größten Muſiker geworden ſeyn, wenn er dieſem Triebe hätte folgen wollen. Als ein Knabe von zehen Jahren ſetzte er ſeinem Bruder eine Piſtole auf die Bruſt, fragte ihn, ob er ſchieſſen ſollte, und ſobald ihm dieſer es erlaubte, drückte er los — und welch ein Schrecken! die Piſtole ging los, doch flog die Kugel zum Glück nicht durch die Bruſt ſeines Bruders, ſondern durch die Taſchen und ſo weiter zur Wand hinaus. In der Meinung, er habe ſeinen Bruder ermordet, rannte er fort, und war im Begriff, von einer Anhöhe ſich in ein Waſſer zu ſtürzen, doch rettete ihn noch ein Bürger auch aus dieſer Gefahr.

Da er zum Studiren beſtimmt war, ſo ſchickte ihn ſein Vater im Jahr 1753 nach Nördlingen, auf das daſige Lycäum. Hier las er die Griechen und Römer, fand viel Geſchmack an den beſten deutſchen Dichtern, und übte ſich in lateiniſchen und deutſchen Ausarbeitungen, die größtentheils Beifall fanden. Er dichtete Volkslieder, welche ihrer Beſtimmung

entsprachen, und komponirte schon damals für das Klavier. Von Nördlingen kam er 1756 in die Schule zum heiligen Geist nach Nürnberg, und er fand in dieser Stadt viel Nahrung für seinen Geschmack an Musik und Kunst.

Das Universitätsleben war für Schubarten eine Zeitperiode, nach der er sich um so mehr sehnte, je ungebundener sein Sinn und je erhabener sein Begriff von akademischer Freiheit war. Er machte sich im Herbst 1753 auf, seinen theologischen Kursus in Jena zu machen, blieb aber auf der Reise dahin in Erlangen hängen. Hier war er anfangs fleißig, studirte aber nachher tumultuarisch, ohne Ordnung, ohne Klugheit und ohne Fleiß. Da er die große Kunst ökonomisch zu leben von Jugend auf nicht gelernt hatte, und in Erlangen viele Schulden machte, so ließen ihn seine Gläubiger aufs Karzer setzen. Diese hatten ihm alles, sogar das Bette genommen; ein Herrnhuther, ein Erlanger Bürger, schickte ihm eins und versprach ihm seinen fernern Beistand. Er bekam nach vier Wochen wieder seine Freiheit, da aber seine Aeltern die Last der Ausgaben nicht mehr tragen konnten, so wurde er endlich nach Hause gerufen.

Mit einem brausenden Studentenkopfe, einer Seele voll wissenschaftliche Trümmer, und einem beinahe ganz verwüsteten Herzen, kam Schubart

nach Aalen zurück. Seine Gesundheit hatte durch Ausschweifungen gelitten, und er konnte sich seitdem nie wieder ganz erholen. Sein Vater war indessen zufrieden, daß er predigen konnte, ziemlich fertig Latein sprach, und kühn und verwegen über die Revolutionen in der Philosophie zu raisonniren wußte. Etliche neue Sonaten, die er mit Ausdruck und Fertigkeit auf dem Klavier spielte, erwarben ihm dessen volle Gunst wieder. Seine Predigten, worinn er Cramer zum Muster nahm, gefielen allgemein. Auch die Poesie half ihm, seinen Beifall zu vermehren. Er hätte es in der Kanzelberedsamkeit weit bringen können; aber er zerstreute sich zu viel durch Nebendinge, studirte die Bibel zu wenig, predigte zuletzt meistens aus dem Stegreife und wurde so ein Schwätzer. Einmal war er gar so unsinnig, eine ganze Predigt in Versen zu halten. Die Musik zog ihn auch von ernsten Geschäften ab, und er zeigte alle Abwege zu einem großen Orgelspieler. Aber er that auch darinn zu viel und zu wenig; zu viel, weil er die Wissenschaften darüber vernachläßigte; zu wenig, weil er sie nicht genug studirte, und ihr nicht seinen ganzen Fleiß vorzüglich widmete. Das geringe Einkommen seines Vaters nöthigte ihn, Hauslehrer in Königsbronn zu werden, wo ihm seine Tonkunst und seine Laune auch überall Eingang verschafften. Er verließ aber diese Stelle bald, um in Aalen und auf den angrenzenden Dörfern den Geistlichen im Predigen

beizustehen. Hier erhielt er den Ruf als Schullehrer und Organist in Geißlingen, den er auch annahm. So klein der Ort ist, und so gering sein Gehalt war, nahm er doch diese Stelle bloß aus dem Grunde an, daß er seinen Aeltern nicht weiter beschwerlich fallen wollte. Er hatte bei dem Antritt seines neuen Amts mit mancherlei Schwierigkeiten zu kämpfen, die er aber, so viel es sich thun ließ, glücklich bestritt. Ihm dankte die Schule mancherlei glückliche Reformen, er zog einige gute Schüler, und studirte nie fleißiger, als damals. Im Jahre 1764 heirathete er die Tochter des Oberzollers Büchler, eine Person, die ganz für ihn geschaffen war, sich in alle seine wunderlichen Launen schicken konnte. Allen Kummer, alle Leiden, die er ihr so oft verursachte, ertrug sie mit der größten Geduld, wenn sie nur so glücklich war, ihn nach einiger Zeit wieder in ihre Arme zu schließen.

In eine ganz neue Welt wurde Schubart versetzt, als er im Jahre 1768 die Stelle eines Organisten und Musikdirektors in Ludwigsburg erhielt, wo damals der Herzog Karl von Würtenberg einen sehr glänzenden Hofstaat führte. Nun trieb er die Musik als Hauptgeschäft; sein eigentliches Amt war, in der Hauptkirche die Orgel zu spielen, und der Kirchenmusik vorzustehen. Er erwarb sich darinn vielen Beifall, und zog gute Schüler und Schülerinnen. Dabei gab er verschiedenen Offizieren Unterricht in

den Wissenschaften, und hielt ihnen Vorlesungen in der Geschichte und Aesthetik. Aber alle seine großen Bekanntschaften, der laute Beifall, den er genoß, und die Gelegenheit zum reichsten Verdienste konnten ihn doch nicht vor weit wichtigern Feinden, und selbst vor Mangel sichern. Er konnte sich nicht mit den Geistlichen vertragen, und verzehrte immer mehr, als er einnahm. Kein Mensch verstand die Kunst zu leben weniger als er. Klugheit war eine Tugend, wornach er nicht einmal strebte, weil er sie meist mit schurkischer Schlauheit verwechselte. Er ging also am hohen lichten Mittage in die Falle, welche ihm seine Feinde stellten. Sein steter Umgang mit deutschen und welschen Virtuosen war Oelguß in sein wild loderndes Feuer. Er wurde immer kälter gegen Religion und Tugend, las Freigeister, Religionsspötter und Bordelschriftsteller, und theilte das Gift wieder mit, das er einsog. Er versank in Laster, seine Frau wurde schwermüthig, und ihr Vater holte sie mit ihren Kindern ab. Bald zogen ihn nun auch seine Vorgesetzten wegen der Unsittlichkeit seines Wandels zur Verantwortung. Ein verdächtiger Umgang mit einem Mädchen brachte sie vornämlich dahin, ihn ins Gefängniß zu werfen. Er befand sich nun im Kerker bei Wasser und Brod, mußte auf faulem Stroh liegen, indessen ihn die Kälte plagte und Ungeziefer seine Gesellschafter waren. Weniger seine unmoralische Lebensart als ein satirisches Lied, das

er auf einen Hofmann gemacht hatte, zog ihm die Landesverweisung zu, und er verließ Ludwigsburg mit einem Thaler in der Tasche, ohne zu wissen, wohin er sich eigentlich wenden sollte.

Schubart kam nach Heilbronn, und fand hier, vornämlich in dem Hause des Bürgermeisters von Wachs Zutritt, dessen Gemahlin er auf dem Flügel unterrichtete. Dieß gab ihm Gelegenheit, noch in manchen andern Häusern Eingang zu bekommen und Lektionen zu geben. Hier hätte er gewiß sein Glück machen können, da er viele Freunde und Gönner fand, die sich für ihn interessirten. Weil er aber als Hitz- und Feuerkopf sein Brod nicht lange an einem Orte ruhig verzehren konnte, so verließ er Heilbronn bald wieder, ging nach Mannheim, entschloß sich aber plötzlich, seine Wohnung in Heidelberg zu nehmen. Er hatte zu dieser Reise nicht mehr als fünf Kreuzer, und auch diese gab er einem preußischen Soldaten mit einem Stelzfuß, der ihn um ein Almosen ansprach. Als er nach Kastell kam, einem artigen, dicht am Nekar liegenden Landhause, überfiel ihn ein Regen. Er trat unter, fand in dem einsamen Zimmer einen Flügel. Man nöthigte ihn herein, bewirthete ihn, klatschte ihm wegen seines herrlichen Spiels Beifall zu, und der alte Baron, der Herr von Kastell, versicherte ihn seiner Gnade.

Auch in Heidelberg erwarb sich Schubart als Musikus und Gelehrter den Beifall vieler Vorneh-

men und Großen. Er erhielt Empfehlungen an den Grafen von Neſſelrodt in Mannheim, ging alſo dahin zurück, und lebte in dem Hauſe dieſes Mannes. An ſeiner Tafel fand man Gelehrte und Künſtler, und Schubart wußte mit jedem in ſeinem Lieblingsfache ſich zu unterhalten. Er war hier ganz zufrieden, und lebte in einem ungeſtörten Genuß der Freude, als er plötzlich Befehl bekam, ſich nach Schwezingen zu begeben, um vor dem Churfürſten zu ſpielen. Dieſer empfing ihn, entfernt von allem äuſſern Glanz, wodurch ſich Fürſten auszuzeichnen pflegen, ſehr gnädig. Der Churfürſt war mit ſeinem Spiel zufrieden. So lange er in Schwezingen war, beſtrebten ſich die Größten und die Kleinſten, die mit dem Hofe in Verbindung ſtanden, ihm Gefälligkeiten zu erzeigen. Vielleicht wäre er auch von dem Churfürſten irgendwo angeſtellt worden, wenn er nicht über die Akademie in Mannheim allzufrei geurtheilt hätte; dieß unüberlegte Urtheil beſchleunigte ſeinen Fall.

Er, der keinen Kreuzer Geld hatte, ſondern ſein ganzes Vermögen bei ſich trug, wußte nicht, wohin er ſich wenden ſollte. Und gerade in der Verlegenheit meldete ſich der Bediente des Grafen von Schmettau bei ihm, und erſuchte ihn, ſogleich zu ſeinem Herrn zu kommen. Er bot ihm, bis ſich andere Ausſichten für ihn öffneten, ſeinen Tiſch und ſeine Börſe an. Dieſer Herr, der einige Jahre

churſächſiſcher Geſandter in Madrid geweſen war, verband mit den vortrefflichſten Eigenſchaften eines redlichen Staatsmannes ſehr ſeltene Kenntniſſe in den neuern Sprachen, nebſt Geſchmack an den Künſten, die er liebte, und zu beurtheilen wußte. Schubart entſchloß ſich jetzt, nachdem er mit dem Sekretair des churbaieriſchen Geſandten, Baron von Leiden, bekannt worden war, weil er doch nicht wußte, was er anfangen ſollte, und nicht immer dem Grafen zur Laſt fallen wollte, katholiſch zu werden, da er auf die Art ſein Glück im Baieriſchen machen zu können hoffte. Der Graf billigte dieſen Entſchluß, wenigſtens als Deſperationsmittel; er nahm nun von allen ſeinen Freunden, ſelbſt vom Churfürſten Abſchied, von dem er beſchenkt wurde. Doch den Tag vorher, ehe er nach Mannheim reiſen ſollte, bekam er eine Anwandlung vom Schlage, der ihm die ganze rechte Seite erſchütterte. Der Graf zeigte ſich hier als ſein Freund, er kam nicht von ſeinem Bette, bis er ſich ganz erholt hatte, und ſo nahm Schubart von allen ſeinen Freunden in Mannheim Abſchied, und reiſte mit ſeinem Gönner, dem Baron von Leiden, nach Würzburg. Hier ſpielte er vor dem Fürſtbiſchoff, und fand Beifall. In München ſelbſt bekam er bald Eingang in den beſten Häuſern, ſpielte einigemal vor dem Churfürſten mit Beifall, und machte mit den berühmteſten Muſikern Bekanntſchaft. Unter andern lernte er den Geheimenrath Lori kennen,

der ihn sogleich in sein Haus nahm, für ihn als seinen eigenen Sohn sorgte, und dafür bloß seinen Umgang verlangte. Doch dieser würdige Mann mußte in der Folge ein Opfer der Kabale und des religiösen Hasses werden, indem er in Neuburg als Verbannter starb.

Noch immer war jetzt Schubart entschlossen, das Lutherthum mit dem Pabstthum zu vertauschen; aber ein ungünstiger Zufall zerstörte auf einmal die heitern Aussichten, mit denen er sich schmeichelte. Ein angesehener Mann in Mannheim, der sich seinetwegen in Stutgard erkundigt hatte, erhielt eine Antwort, welche ihn so schwarz malte, daß er in München allen Kredit verlor. Unter andern war ihm in diesem Briefe zur Last gelegt, daß er keinen heiligen Geist glaube, und daß er vorzüglich deshalb das Würtenbergische habe räumen müssen. Nun konnte er auch in München nicht länger bleiben, und kaum wurde ihm so viel Zeit gelassen, daß er Abschied nehmen konnte; denn was sollten sie bey den Katholiken mit einem Menschen machen, der keinen heiligen Geist glaubte?

Schubart wußte nun eigentlich nicht, wohin er seinen Wanderstab setzen sollte. Da ihm Augsburg am nächsten lag, so wanderte er dahin, und bald eröffnete sich ihm hier eine sehr ergiebige Erwerbsquelle.

Er wurde Zeitungsschreiber, und in Kurzem war seine deutsche Chronik eines der gelesensten politischen Blätter. Er schrieb diese Chronik, oder diktirte sie vielmehr im Wirthshause beim Bierkruge und einer Pfeife Tabak, mit keinen Subsidien, als seiner Erfahrung und dem Bischen Witz versehen, womit ihn Mutter Natur beschenkt hatte. Seine Bekanntschaften unter Vornehmen, Künstlern und Gelehrten waren in Augsburg nicht minder groß und ausgebreitet, als an andern Orten. Er gab Unterricht in der Musik und in Wissenschaften, schrieb und dichtete. Auch Lesestunden hielt er, worinn er die neuesten Stücke berühmter Dichter, und in der Folge Klopstocks Messias mit großem Beifall vorlas. Alle diese Geschäfte wurden ihm reichlich bezahlt, und er hätte sich also dadurch das bequemste Leben verschaffen können, wenn er die Kunst zu leben verstanden hätte. Aber er beging die Unvorsichtigkeit, den gefallenen Jesuiterorden anzugreifen, der nichts weniger als todt war, und legte dadurch den ersten Stein zu seinem Gefängnisse. Gleich darauf mischte er sich in die Sache des berüchtigten Gaßner, und vermehrte dadurch den Haß der Jesuiten gegen sich, die sich dieses Betrügers annahmen. Man fing nun an, ihm heimlich und öffentlich nachzustellen, und seine Sicherheit in Augsburg nahm mit jedem Tage ab. Besonders stellten ihm die Jesuitenschüler allenthalben nach. An einem Abende ward er plötzlich auf Befehl des katho-

lischen Bürgermeisters arretirt. Zwar nahmen sich die Häupter des protestantischen Theils des Raths seiner an; aber alles, was sie bewirken konnten, war, daß er zwar seine Freiheit, aber auch zugleich den Befehl erhielt, sogleich die Stadt zu verlassen. Er fragte nach seinem Verbrechen, erhielt aber vom Bürgermeister von Rhem bloß die despotische Antwort: „Wir handeln nicht ohne Ursache, und das mag Ihnen genug seyn.“

Schubart verließ also Augsburg und ging nach Ulm. Auf seiner Reise dahin fand er zu Günzburg in der Gaststube einige Pfaffen beim Bierkruge, die eins der letzten Blätter seiner deutschen Chronik vor sich liegen hatten. Sie brüllten in ihrem Hottentotten-Dialekt: „Jetzt hand mer den Galgenkerl, den Schubart! werden 'm wohl d' Zung rausschneiden, und da Kätza lebendig verbrennen. Dann schreib Hund!“ Schubart konnte nichts bessers thun, als mit ihnen auf sich selbst schimpfen.

In Ulm schrieb Schubart seine Chronik fort, und machte sich dadurch viele Freunde und Feinde. Im Schooße seiner Familie, mit der er sich jetzt wieder vereinigte, lebte er glücklich, und als jovialischer Gesellschafter war er überall willkommen. Ausser seiner Chronik schrieb er zu verschiedenen Büchern Einleitungen, Vorreden, Nachschriften, verschiedene

Aufsätze für das Ulmer Intelligenzblatt und andere Journale. In dem Leben des Pabstes Ganganelli ist die Einleitung, und der ganze vierte Theil von ihm; auf Bitten seiner Freunde schrieb er auch Ekstads Leben. Schriftlich und mündlich wurde er um diese Zeit gewarnt, sich vorzusehen, weil ein Gewitter über seinem Haupte sich zusammen zöge, das mit dem fürchterlichsten Krachen auf ihn herabstürzen würde. Der kaiserliche Minister in Ulm, General Ried, ein stolzer Mann, war äusserst gegen ihn aufgebracht, weil er einmal vor ihm spielen sollte, welches er, aus Mangel eines tüchtigen Flügels, nicht that. Seine Religionsverwandte bliesen in dieses Feuer, und Ried lauerte nur auf eine Gelegenheit, um den armen Schubart unter einem bessern Vorwande unglücklich zu machen. Als dieser also aus einem Wiener Briefe die Nachricht in seine Chronik setzte: „die Kaiserin Maria Theresia sey plötzlich vom Schlage gerührt worden," war so etwas schon hinreichend, daß der Minister den Entschluß faßte, ihn nach Ungarn in ewige Gefangenschaft führen zu lassen. Dieses Vorhaben offenbarte er dem Herzoge von Würtenberg, und nun wurde beliebt, den gefährlichen Menschen auf einem kürzern Wege auf die Seite zu schaffen. Seine herzogliche Durchlaucht erklärten nämlich, sie wollten Schubarten selbst in Verwahrung nehmen, weil sie nicht wenig an diesem Manne auszusetzen fänden.

In Ulm selbst hatte Schubart zu viele Freunde, daß man ihm schwerlich daselbst etwas hätte thun können; er selbst ging willig in die Schlinge hinein, die ihm gelegt ward. Am 22sten Januar 1777 lud ihn der Klosteramtmann Scholl von Blaubeuren zum Mittagessen in den ulmischen Gasthof zum Baumstark. Er nahm es an, ohne etwas zu ahnen, obgleich seine Frau keine gute Vorbedeutung hatte. Den andern Tag fuhr er in Gesellschaft seines Führers mit dem Schlitten ab, und kam in Blaubeuren an. Keiner empfing ihn, er ward in ein Zimmer geführt, wo ein Mädchen am Spinnrocken saß, sein Führer verließ ihn sogar. Nach einer kleinen Weile trat der Major von Varenbühler an der Spitze des Grafen von Sponeck, des Blaubeurischen Oberamtmanns und seines Führers ins Zimmer, und der erste kündigte ihm auf Befehl seines Durchlauchtigsten Herzogs Arrest an. Schubart glaubte anfänglich es wäre Scherz, doch die betroffene Miene des Majors sagte es ihm leider bald genug, daß hier an kein Scherzen zu denken wäre.

„Ich hoffe, — sagte Schubart mit einer Fassung, die für einen so flüchtigen Menschen, als er damals war, nicht stärker und männlicher seyn konnte — der Herzog werde mich nicht ungehört verdammen, noch weniger mich im Kerker versaulen lassen.“ — Er aß den Mittag nichts, setzte sich mit

dem Major in den Wagen, jammerte über seine Frau und Kinder, und empfahl sie dem Major dringend. Dieser hat sich ihrer auch hernach redlich angenommen.

Bald erfuhr der Gefangene, daß er auf den Asberg in sehr enge Verwahrung genommen werden sollte. „Was wird dich dort erwarten?“ dachte er, als der Wagen vor der Festung stille hielt. Der Herzog und seine Gemahlin waren selbst zugegen, und er wurde dicht am Zimmer vorbei geführt, wo sie herunter schauten. Er empfahl dem Kommandanten Rieger sich und seiner Familie. Bald brachte ihm dieser die fröhliche Nachricht, daß der Herzog seiner Frau einen Jahrgehalt von 200 Gulden ausgemacht, und seine Kinder in die Akademie zu Stutgard aufgenommen hätte. Bei seiner schrecklichen Langeweile war das noch sein einziger Trost, daß der Kommandant Rieger ihn oft besuchte. Dieser Mann, der selbst vier Jahre lang kein Menschenantlitz gesehen hatte, dem man seine spartsame Kost von oben herunter haspelte, ihm weder Stuhl nach Tisch gab, seinen Kerker nie auskehrte, ihm Bart und Nägel wachsen ließ, und ihm nicht einmal einen Nachtstuhl erlaubte — dieser Mann, der noch weit mehr ausgestanden hatte als Schubart, erquickte seinen Gefangenen leiblich durch Speise, Trank, Arznei und Pflege, und geistlich durch Trost, sanfte Bestrafun-

gen und Mittheilung geiſtlicher Bücher. Unglücklicherweiſe war aber die Bibliothek des Kommandanten um ein halbes Jahrhundert zurück, und dieſer Zufall hatte den Einfluß auf die Geiſtesrichtung des Gefangenen, daß er ſich zur Myſtik und Theoſophie hinneigte — eine Stimmung, die ſich von einem entnervten, zur Hypochondrie geneigten und mit einer feurigen Einbildungskraft begabten Manne leicht erwarten läßt.

Aus ſeinem dumpfen Kerker wurde Schubart im Februar 1778 vom Kommandanten, auf Befehl des Herzogs, in ein luftiges, trockenes, heiteres Zimmer gebracht, wo er wieder aufathmete, da er in dem vorigen ſo ſchwach geworden war, daß er ſich an den Wänden halten mußte, um nicht plötzlich umzuſinken. Er hatte jetzt eine freie Ausſicht, und konnte auch wieder Menſchen ſehen, und ſchien von nun an kein abgeriſſenes Glied von der menſchlichen Geſellſchaft zu ſeyn. Oefters beſuchte ihn der als Mechaniker ſo berühmte Pfarrer Hahn von Kornweſtheim, und da dieſer ſelbſt dem Myſticismus und der Schwärmerei huldigte, ſo war es natürlich, daß Schubarts myſtiſche Stimmung immer mehr befeſtigt wurde, und ſich auf ſeine ganze übrige Lebenszeit in ihm feſtſetzte.

Zehen Jahre hatte er im Kerker zugebracht, ohne je von einem Richter verhört worden zu ſeyn. Im

März des Jahres 1787 erhielt er endlich seine Freiheit wieder, und der Herzog ertheilte ihm die Stelle eines Hof- und Theaterdichters in Stutgard. Noch im Kerker hatte er seine Gedichte in zwei Bänden herausgegeben, die von seinen zahlreichen Verehrern mit enthusiastischem Beifall aufgenommen wurden, an denen aber die kältere Kritik mancherlei auszusetzen fand. Schubart war allerdings nicht ohne poetisches Genie, nicht unglücklich in der Versifikation; aber seine Imagination war zu dürftig, zu matt, und langsames Feilen und Kritik war seine Sache nicht. Er gehörte überhaupt zu jener Art Kraft- und Feuermänner, die, wenn es um Wahrheit zu thun ist, laut schreien und glühend seyn zu müssen glauben, die von ruhiger Untersuchung, ordentlicher Darstellung und einem edlen Vortrage keinen Begriff haben. So zeigte er sich in seiner Vaterlandschronik, die er in Stutgard wieder zu schreiben anfing, und die ihm ein sehr zahlreiches Publikum verschaffte. Auch seine musikalischen Arbeiten und die Geschichte seines Lebens fing er nun an öffentlich bekannt zu machen; aber ehe er beides geendiget hatte, trat er am 10ten October 1791, in einem Alter von 52 Jahren, von der Bühne ab.

Schubart hatte ein weiches, gutes Herz, und er war durchaus unfähig, irgend ein lebendiges Geschöpf vorsätzlich zu kränken; empfangene Beleidigun-

gen konnte er wohl fühlen, aber nie dadurch zur Empfindlichkeit, und noch weit weniger dadurch zum Zorn und zur Rachbegierde gereizt werden; seine Seele wußte nichts von Eifersucht und Neid; ob er gleich ein ehrliebender Mann war er doch sehr weit vom stolzen Ehrgeiz entfernt, und ehrte von ganzem Herzen alles, was an Andern gut und verdienstlich war; er besorgte von niemand Arges, weil sein Herz selbst ganz arglos war; er war keiner Art von Verstellung fähig, nicht einmal darauf bedacht, die Behutsamkeit im Reden oder im Betragen zu beobachten, welche selbst dem ehrlichsten Menschen eigen seyn darf, vielmehr lag sein Innerstes ganz offen da, daß man nur sein offenes Auge ansehen durfte, um von seinem Gutmeinen und von seiner ganz unbefangenen Ehrlichkeit überzeugt zu werden; von egoistischer Selbstsucht und von Eigennutz war er weit entfernt; seine Dienstfertigkeit, sein Mitleiden und seine Wohlthätigkeit kannte keine Grenzen. Man kann denken, daß bei solchen Eigenschaften sein Umgang von jedermann geliebt und gesucht ward, da er ohnehin auch äußerst lebhaft, munter und unterhaltend war. Diese Eigenschaften waren ihm durchaus natürlich, so, daß es bei ihm angebohrner Instinkt und das Gegentheil unmöglich zu seyn schien. Wenn dieser Charakter ausgebildet, wenn seine angebohrne Herzensgüte durch feste Grundsätze veredelt worden wäre, so würde er einer der vortrefflichsten Menschen gewesen seyn; aber

da es ihm an Ausbildung und wohldurchdachten festen Grundsätzen fehlte, so ließ er sich nur zu oft vom Leichtsinn, von der Sirenenstimme der Verführung, von der Lebhaftigkeit seiner üppigen Einbildungskraft hinreißen, und selbst von schlechtdenkenden Leuten, die sich seiner mit leichter Mühe bemächtigen konnten, mißbrauchen.

Schubart selbst schildert sich in der Geschichte seines Lebens als einen Menschen, der sich ohne feste Grundsätze in die Welt wagte, den Zweck seines akademischen Studirens beinahe gar nicht erreichte, indem er tumultuarisch studirte, jede Anstrengung scheute, und nur das ergriff, was er ohne viele Mühe haschen konnte; der überall anrannte, weil er weder Weltklugheit, noch Geschmeidigkeit genug hatte, sich nach Andern zu bequemen. Bald hatte er Anwandlungen von schwärmerischem Pietismus, bald erstickte er jede fromme Empfindung in den Armen eines Mädchens oder bei lustigen Trinkgelagen; bald war er Skeptiker und bald glaubte er an jesuitische Träume von Magie. Das ganze Glück des Lebens bestand, nach seiner Meinung, darinn, frei rasen zu dürfen. Er war immer unzufrieden mit seinem Schicksale, ausschweifend in seinen Ergötzlichkeiten, oft nachlässig in seinem Amte, ein Spötter gegen die Geistlichkeit, ein geheimer Hasser des obrigkeitlichen Ansehens, ein Lüstling, ein kühner Beurtheiler der wichtigsten Dinge

und Personen; mit einem Worte, sagt er in der angeführten Schrift, ich war ein Lasterhafter, der nicht einmal die Kunst verstand, das Leben recht zu gebrauchen. — Die Mittelstraße kannte er nicht; in allem, was er begann, schweifte er über die Grenze hinaus. Indessen ist es doch auch bei seinen letzten Ausschweifungen in einer andächtelnden Schwärmerei sichtbar genug, daß sie nur ein Werk seiner Phantasie gewesen sind, dabei aber doch sein Herz seinen eigenthümlichen Charakter behalten hat, und sein gesunder Menschenverstand noch überall hervorleuchtet. Seine Sitten waren von der pöbelhaftesten und gemeinsten Art.

## Ritter Karl Broschi, genannt Farinelli.

Sänger am spanischen Hofe.

Die Musik ist vermuthlich die älteste aller schönen Künste; sie ist mehr als irgend eine andere Kunst, ein unmittelbares Werk der Natur. Darum treffen wir sie auch bei allen Völkern an, selbst bei solchen, die sonst von keiner andern etwas wissen. Der Ton hat eine Kraft, die, theils von Natur, theils durch Gewohnheit und Association, solche bewegliche Eindrücke auf die Phantasie macht, daß selbst der wildeste Barbar Vergnügen daran findet. Es ist gewiß nicht alles Fabel, was die griechische Tradition vom Orpheus sagt, der die Griechen durch Musik aus ihrer Wildheit soll gerissen haben. Was für ein anderes Mittel könnte man brauchen, ein wildes Volk zu einiger Aufmerksamkeit und zur Empfindung zu bringen? Musik dringt ein, weil sie die Nerven angreift, und sie spricht, weil sie bestimmte Empfindungen erwecken kann. Die wesentliche Kraft der Musik liegt aber im Gesang; dieser hat über alle Werke der Kunst den Vorzug, um Leidenschaft zu erwecken.

Zu allen Zeiten ſtunden daher diejenigen in groſſer Achtung, denen die Gabe verliehen war, durch die Reize eines göttlichen Geſangs jedes fühlende Herz zu bezaubern. In dieſer groſſen Kunſt hat das 18te Jahrhundert vielleicht keinen berühmtern Mann erzeugt, als Farinelli, den Italien an die Spitze ſeiner Sänger ſetzt.

Sein eigentlicher Geburtsname war Karl Broſchi. Er ſtammte aus einem adelichen, aber armen Geſchlechte, und wurde am 24ſten Jan. 1705 zu Andria im Königreiche Neapel gebohren. Ein unglücklicher Fall vom Pferde und ein daraus entſtandener gefährlicher Schaden war Urſache, daß er in ſeiner Jugend entmannt werden mußte. Den erſten Unterricht im Singen erhielt er von ſeinem Vater Salvatore Broſchi, und als dieſer die ſeltenen Talente des Knaben für den Geſang gewahrte, ſo beſchloß er, ihre Ausbildung auf dem ſicherſten Wege zu befördern. Er ſandte ihn daher nach Neapel in die Schule des berühmten Porpora, der ſich die Bildung des Knaben ſehr angelegen ſeyn ließ, und ihn überhaupt ſo lieb gewann, daß der junge Broſchi jedesmal dabei ſeyn mußte, wenn Porpora eine Reiſe machte. Zu Neapel ſang er öfters in dem Hauſe dreier Brüder, die mit dem Zunamen Farina hieſſen. Dieſe Verehrer Thaliens nahmen ihn in einen beſondern Schutz, und legten ihm den Na-

nen Farinelli bei, unter dem er in der Folge in allen Ländern bekannt wurde. Schon damals, etwa 15 Jahre alt, lernte er den berühmten Metastasio kennen, und knüpfte mit ihm ein enges Freundschaftsband, das in der Folge durch einen ununterbrochenen Briefwechsel unterhalten wurde. Beide Verehrer der Musenkünste harmonirten auch in ihren Gesinnungen, und es herrschte unter ihnen ein edler Wetteifer, den Keim jeder sittlichen Tugend in sich zu nähren.

Farinelli's Ruhm erscholl von Neapel aus, wo er in seinem 15ten Jahre in der Oper Angelika und Medoro sang, und seitdem wurde er auf die vornehmsten italienischen Bühnen berufen, und überall reichlich belohnt. Zwischen den Jahren 1722 und 1734 sang er zu Neapel, Rom, Venedig, Bologna, Ferrara, Piacenza, Parma, Lucca, Florenz, Mailand, Turin, und zwar mehr als einmal in den meisten dieser Städte, sechsmal zu Rom und zu Venedig siebenmal.

Der Ruhm seiner Geschicklichkeit drang nun auch über die Alpen. Lord Esser, der englische Gesandte am Turiner Hofe, erhielt den Auftrag, ihn nach London einzuladen, wo er für sechs Monate 1500 Pfund Sterling zur Belohnung erhielt. Noch aber hatte er sich nicht zum ersten Sänger neuerer Zeiten, wofür

man ihn gemeiniglich hält, geſchwungen, denn er bemühte ſich jetzt mehr, das Ohr, als das Gemüth der Zuhörer zu ergötzen. Aber ſein günſtiges Schickſal verſchaffte ihm Gelegenheit, dieſen Fehler zu erkennen und abzulegen. Er war in ſeiner Jugend dreimal in Wien. Im Jahre 1732 wurde er daſelbſt zum kaiſerlichen Kammerſänger ernannt. Kaiſer Karl VI. gewann ihn ſehr lieb, theils wegen ſeines vortrefflichen Geſangs, theils auch, weil er die neapolitaniſche Mundart ſehr ächt und poſſirlich ſprach. Der Kaiſer war ein feiner Kenner der Tonkunſt, und accompagnirte ihm oft auf dem Klavier. Eines Tages ſagte der Kaiſer in einem freundſchaftlichen Geſpräch zu ihm: „Erwählen Sie einen einfachern und leichtern Weg, und mit den Gaben, die Ihnen die Natur reichlich zugetheilt hat, werden Sie alle Herzen einnehmen.“ Dieſe Erinnerung machte auf Farinelli einen ſolchen Eindruck, daß er von Stund an einen ganz verſchiedenen Weg einſchlug.

Im Jahre 1734 kam er nach London, und entzückte das Publikum daſelbſt in dem Grade, daß, als er einſt auf dem Theater ſang, eine Lady zu ihrer Loge herausrief: Ein Gott ein Farinelli! Sein Einkommen belief ſich auf 5000 Pfund Sterling; nur allein vom Prinzen Wallis erhielt er vor ſeiner Abreiſe eine goldene Doſe mit Diamanten beſetzt, in der ein Paar Beinſchnallen und überdieß 100 Gui-

neen lagen. Im Jahre 1737, da sein Ruhm aufs höchste gestiegen war, trat er zum letztenmale in London auf die Bühne, weil er einem Rufe an den spanischen Hof folgte. Die spanische Königin Elisabeth suchte ihren Gemahl Philipp V. durch die Zaubertöne dieses großen Sängers von der Jagd abzuhalten, die seinen Kräften nicht mehr angemessen war. Auf der Reise nach Spanien sang er in Paris vor dem Könige und fand so allgemeinen Beifall, daß die Franzosen, die sonst die italienische Musik verabscheuten, anfingen, in ihrem falschen Wahne zu wanken. Der König schenkte ihm sein Bildniß, mit Diamanten besetzt, nebst 500 Louisd'or, und vom Adel erhielt er eine Anweisung auf 800 Pfund Sterling.

In Spanien wurde Farinelli aufs gnädigste empfangen, und bald konnte der König keinen Tag ohne ihn leben, denn er fand im Umgange mit diesem Künstler außerordentlich viel Vergnügen. Farinelli sprach zierlich Italienisch und Französisch, ein wenig Deutsch und Englisch, und in kurzer Zeit auch Castilianisch. Durch seine Höflichkeit und Klugheit machte er sich bei jedermann beliebt. In seinem Umgange war er ungemein aufrichtig, selbst gegen die königlichen Personen, welches eigentlich der Grund war, warum der König einen so hohen Werth auf ihn setzte. Hierzu gesellte sich noch eine süße Erinne-

rung Italiens, wo sich der König einige Zeit aufgehalten hatte. Wenn er des Morgens erwachte, war das immer sein erstes Wort: „Man lasse Farinelli wissen, daß ich ihn diesen Abend zur gewöhnlichen Stunde erwarte.“ Gegen Mitternacht erschien Farinelli, und wurde nie vor Tages Anbruch entlassen, da er sich dann in seine Zimmer, die ihm bei Hofe zur Wohnung angewiesen waren, zur Ruhe begab, ob er gleich auch ein Wohnhaus in der Stadt hatte. Bei dem Könige sang er jeden Abend nie mehr als drei bis vier Singstücke, und zwar immer dieselben, nämlich die zwo Arien von Hasse: Pallido il sole und E pur questo dolce amplesso, eine Menuet, die Farinelli nach Belieben varirte, und ein in Musik gesetztes Gleichniß von einer Nachtigall, und wenn ja nicht gesungen wurde, so durfte doch die Arie von der Nachtigall nie übergangen werden. Nur wenn der König am folgenden Tage das Abendmahl genoß, hatte Farinelli die Freiheit, eine ganze Nacht zu schlafen. Der Sänger liebte den König eben so zärtlich, als er von ihm geliebt wurde, und war auf nichts mehr bedacht, als ihn aufzuheitern; er besaß auch wirklich hierinn eine große Geschicklichkeit, ob er gleich selbst zur Melancholie geneigt war. Sein ordentlicher Gehalt bestand aus 2000 Carolins, ohne die Geschenke vom Könige, unter denen sich einst das Bildniß desselben mit Diamanten befand, welches auf 5000 Thaler geschätzt wurde.

Unter Philipps Thronfolger, dem Könige Ferdinand, bekam Farinelli einen ausgebreiterern Wirkungskreis. Als nehmlich im Jahre 1750 eine Oper errichtet wurde, so übertrug man ihm die Direktion derselben. Er hielt als Direktor bei der Gesellschaft nicht nur auf die strengste Zucht und Ordnung, sondern gab auch selbst das beste Beispiel von Mäßigkeit und Enthaltsamkeit; denn ob er gleich zu jeder Stunde des Tages freien Zutritt zum Könige hatte, so machte ihn dieß doch so wenig stolz, daß er sich vielmehr oft im Beiseyn Anderer erinnerte, er sey nur ein Sänger. Auch nahm er nie einen Platz an der Tafel der Großen des Hofes an, welchen sie ihm öfters anboten. Ueberhaupt brauchte er die königliche Gnade nur, um Gutes damit zu stiften. Der Monarch bot ihm mehrmals sehr ehrenvolle Staatsbedienungen an, aber Farinelli schlug alles aus. Nun ließ Ferdinand insgeheim die Proben seines Adels aus Neapel kommen, um ihn mit dem Ritterorden von Calatrava zu beehren. Eines Tages zeigte er ihm das Ordenskreuz mit den Worten: „Ich will doch sehen, ob Du alles ausschlägst, was von unserer Hand kömmt.“ Farinelli fiel vor dem Könige auf die Knie, und verbat sich diese Ehre, bis er die Proben von ächtem Adel seines Geblüts herbeigeschafft hätte. „Ich habe schon die Stelle eines Chirurgus vertreten, antwortete der König, und gefunden, daß Dein Geblüt gut ist;“ und hing ihm mit eigener

Hand das Kreuz vor die Brust. Er empfing nachher den Orden mit aller Feierlichkeit vom Großmeister in dem Kloster der Damen der Komthurey von Calatrava.

Nach Ferdinands Tode, welcher den 10ten August 1759 erfolgte, beschloß Farinelli, in sein Vaterland zurück zu kehren. Er erwartete die Ankunft König Karls III. aus Italien, dankte demselben für die zugesicherte Fortsetzung seines Gehalts, und reiste dann nach Italien zurück. Er wählte Bologna zu seinem Aufenthalt, und brachte daselbst seine übrige Zeit in Ruhe zu. Gewöhnlich bewohnte er ein Landhaus in der Nähe der Stadt, wo er sich auf seinen mancherlei Flügel- und Klavierinstrumenten, welche er aus Spanien mitgebracht hatte, und auf der Viola d'Amour vergnügte. Um seinen Geist nicht unthätig zu lassen, suchte er die Nähe des würdigen Paters Martini zu benutzen, und vermochte diesen großen Musikgelehrten, seine Geschichte der Musik zu schreiben. Da es dem Pater zu diesem Unternehmen an der nöthigen musikalischen Bibliothek fehlte, so unterstützte er ihn mit seinen Reichthümern, und durch die Munificenz dieses Mäcens wurde Martini in den Stand gesetzt, die zahlreichste musikalische Bibliothek zu sammeln, welche vielleicht jemals in der Welt gewesen ist.

Als der Kaiser Joseph II. im Jahre 1769

durch Bologna reiste, und sich nur wenige Augenblicke daselbst aufhielt, fragte er sogleich nach Farinelli's Wohnung. Da man ihm sagte, er wohne eine halbe italienische Meile von der Stadt, bezeigte er sein Bedauern, daß er ihn nicht sehen könnte, und setzte hinzu: „Ein Mann, der mit einer so großen Macht, die er besessen, niemanden geschadet, und allen Menschen Gutes gethan hat, ist wahrhaftig aller Ehren werth.“ Da aber der Kaiser bei seiner Rückkehr sich etwas länger zu Bologna aufhielt, so hatte Farinelli die Ehre, sich eine geraume Zeit und ganz allein mit ihm zu unterhalten. Dieser behielt seine Stimme hell und schön bis an sein Ende. Er sang oft, und nur er fühlte den Unterschied des Alters. In den drei letzten Wochen seines Lebens sang er fast den ganzen Tag, empfand von Tag zu Tag mehr die Wirkungen der Melancholie, wozu er von Natur geneigt war, und starb am 16ten Sept. 1782 an einem Fieber im 78sten Jahre seines Alters, ohne daß er während seiner Krankheit den mindesten Verlust der Geisteskräfte empfand.

Farinellis Stimme war überaus hell, anmuthig, durchdringend und biegsam nach seinem Willen, und was ihm einen ganz eigenen Vorzug gab, war der außerordentliche Umfang der Lunge. Sein Triller war kernhaft, durchaus von gleicher Rundung und Stärke, so lange er auch von Anfang bis zu En-

de war. Er mochte die Stimme erheben oder erniedrigen, so war sie immer gleich anmuthig; alles war in seinem Gesange vortrefflich. Er übte sich jeden Morgen einige Stunden, studirte auf neue Variationen, und bemerkte die Vortheile, die ihm die Natur gewährte. Daher erschien er jeden Abend auf der Schaubühne mit neuen Passagen und Kadenzen, ohne der Composition des Tonkünstlers Gewalt anzuthun. Schwerlich hat je ein Sänger gleiche Fertigkeit besessen, die Stimme allmählich und mit Anmuth zu verstärken, und wenn sie den höchsten Grad der Stärke erreicht hat, sie eine Zeit lang darinn zu erhalten, welches die Italiener Messa di voce nennen.

Von den sittlichen Fehlern, welche den Tonkünstlern anzukleben pflegen, war er entweder ganz frei, oder denselben sehr mäßig ergeben. Anfangs liebte er die Glücksspiele, aber bald entsagte er ihnen ganz. Um seine Stimme rein zu erhalten, vermied er alle Ausschweifungen, und ob er gleich im Aufwande die Pracht liebte, so vermied er doch die Verschwendung. Nie ließ er sich durch Gunst oder Bestechung verleiten, dem Könige von Spanien einen Menschen zu empfehlen. Einer der Großen am Hofe zu Madrid verlangte durch seine Empfehlung Vicekönig in Peru zu werden, und bot ihm ein Geschenk von viermal hundert tausend Piastern an. Ein Anderer überschickte ihm eine mit Gold angefüllte Küste, und verlangte nichts anders,

als seine Freundschaft; er schlug aber beides aus. Dagegen nahm er sich der Bedrängten mit wahrer Großmuth an. Da nach dem Erdbeben zu Lissabon die Tonkünstler und Tänzer des dasigen Theaters ihre Zuflucht zu ihm nahmen, unterstützte er sie aus seiner eigenen Börse mit 2000 Dublonen. So sehr er aber geneigt war, sich für Andere zu verwenden, so schwer fiel es ihm, etwas für sich selbst zu verlangen. Sein Bruder wurde nicht durch seine Empfehlung, sondern seiner Verdienste wegen, zum Kriegskommissariat zur See befördert. Dieser starb im Jahre 1756 in der Blüthe seines Alters. Er war Kapellmeister in den Diensten des Herzogs von Würtemberg gewesen, und ein zu London gedrucktes musikalisches Werk ist Zeuge von seiner Stärke in der Tonsetzunge.

Farinelli war freigebig und dankbar gegen einen jeden, der ihm einige Wohlthat erwiesen hatte. Seinem ehemaligen Lehrer Porpora schickte er oft beträchtliche Geldsummen nach London, Wien und Neapel, und unterstützte viele andere Künstler. Vielen berühmten Sängern verschaffte er Gelegenheit, sich während seines Aufenthalts in Spanien vor dem Könige hören zu lassen, und er zeigte nicht die geringste Eifersucht. Ueberhaupt hörte man ihn nie von einem Menschen Uebels sprechen, und wenn man ihn beleidigte, übersah er es großmüthig. Man hat sogar Beispiele, daß er seine Neider mit Wohlthaten

überhäufte. Einem spanischen Edelmann, der darüber murrte, daß der König einen Kastraten so vieler Gnadenbezeigungen würdigte, verschaffte er für seinen Sohn eine von ihm verlangte Stelle im Militairstande, und überreichte ihm selbst das königliche Dekret. Er war überhaupt vorsichtig, sich durch nichts auszuzeichnen, wodurch er den Neid und Haß der Nation wider sich erregen konnte. Seine edle Denkungsart blieb auch nicht unbekannt; jedermann bewarb sich um seine Freundschaft, und er erhielt in Spanien von den einheimischen und fremden Staatsministern Besuche.

Gegen Personen von niederm Stande war er ungemein herablassend und freundlich. Sein Schneider brachte ihm einmal ein neues Kleid von hohem Werthe, und Farinelli wollte ihn eben bezahlen lassen, als der Schneider sagte: „Ich gehe schon lange bei Ew. Excellenz aus und ein, ich habe oft die Ehre, Sie mit meinen Händen zu berühren und anzukleiden; dennoch hab' ich noch nie das Glück gehabt, Ihren himmlischen Gesang, von dessen Lob der ganze Hof voll ist, zu hören. Darum bitt' ich mir es nicht zu verübeln, wenn ich" — Er hatte noch nicht ausgeredet, als Farinelli, freundlich lächelnd, ihn bei dem Clavicembal sich auf einen Stuhl niedersitzen hieß, und mit der nehmlichen Energie und Kunst, als wenn er vor

dem Könige ſänge, ihm eine Arie vorſang. Hierauf gab er ſeinem Kaſſirer Befehl, ihm das Kleid doppelt zu bezahlen. — So erwarb er ſich die Liebe der Großen und Geringern.

# Wolfgang Gottlieb Mozart.

Kaiserlicher Kapellmeister in Wien.

Nie hat ein Tonkünstler das weite Gebiet seiner Kunst so ganz umfaßt, in jedem Zweige derselben so geglänzt, als Mozart. Von der Schöpfung einer Oper bis zum einfachen Liede, von der kritischen Erhabenheit einer Simphonie bis zum leichten Tanzstückchen herab, tragen seine Werke den Stempel der reinsten Phantasie, der eindringendsten Empfindung, des feinsten Geschmacks. Ihre Neuheit und Originalität ist der getreueste Abdruck seines Geistes. Dazu denke man sich eine unbegreifliche Leichtigkeit, mit welcher er die meisten seiner Werke schuf, und eine bewundernswürdige Vollkommenheit im Klavierspielen. Alle diese so seltenen, so mannichfaltigen, innig verwebten Vorzüge bestimmen den Rang, der ihm unter den Genien der Künste gebührt. Unstreitig war er einer der großen, schöpferischen Geister, die in ihrer Kunst Epoche machen, weil sie dieselbe vervollkommnen, oder doch ihren Nachfolgern neue Ansichten und Pfade eröffnen, nach deren Erschei-

nung aber die Kunst gewöhnlich stille steht oder rückwärts geht. Seine Werke zeichnen sich vorzüglich durch die Verbindung der höchsten, strengsten Komposition mit Leichtigkeit und Anmuth, höchste Fülle der Harmonie ohne Ueberladung, Vollstimmigkeit mit edler Simplicität gepaart, vor den Werken aller andern Tonkünstler aus. Ueberzeugt, daß wahre Schönheit nur allein gefällt, ging sein großer Geist, nicht fröhnend der Mode, kraftvoll eine neue Bahn.

Schon sein Vater, Leopold Mozart, war ein verdienter Tonkünstler. Dieser war im Jahre 1719 zu Augsburg gebohren, studirte die Rechtsgelehrsamkeit, kultivirte aber dabei sein musikalisches Talent mit einem solchen Erfolg, daß er 1743 als Vicekapellmeister in Salzburg angestellt wurde. In seiner Violinschule, die er 1756 zum erstenmal drucken ließ, erkennt man den gründlichen und geschickten Virtuosen, den vernünftigen und methodischen Lehrmeister und den gelehrten Tonkünstler. Seine praktischen Werke, deren Zahl sehr beträchtlich ist, hatten für ihre Zeit und ihre Bestimmung, wahres Verdienst.

Leopold Mozart erzeugte mit seiner Gattin sieben Kinder, von denen aber nur zwei am Leben blieben, Maria Anna und unser Wolfgang, gebohren am 27sten Januar 1756. An beiden Kindern, und vorzüglich am Sohne, nahm der

Vater viel Talent zur Musik wahr, und die Ausbildung desselben war sein angelegentlichstes Geschäft. Schon im dritten Jahre versuchte sich Wolfgang auf dem Klavier, im vierten spielte er bereits größere Stücke, und im fünften komponirte er schon. Seine schnellen Fortschritte in der Musik setzten selbst den Vater, der doch beständig um ihn war, ihn stündlich beobachtete, in Erstaunen; es waren nicht die Fortschritte eines gewöhnlichen schnellfassenden Lehrlings; es waren Riesenschritte eines Genies.

Ohne Bedenken konnte der Vater jetzt schon das Ausland zum Zeugen der ausserordentlichen Talente seines Sohnes aufrufen. Er unternahm im Jahr 1762 mit ihm und seiner Schwester eine Reise nach München, wo der Knabe ein Klavierkonzert vor dem Churfürsten spielte, und mit seiner Schwester die größte Bewunderung erndete. Im Herbst dieses Jahres wurde das kleine Virtuosenpaar dem kaiserlichen Hofe zu Wien vorgestellt; auch hier waren die beiden der Gegenstand des allgemeinen Erstaunens. Kaiser Franz I. unterhielt sich mit ihm, und nannte ihn nur scherzend den kleinen Hexenmeister. Unter andern hätte dieser Monarch zu ihm gesagt: es sey keine so ausserordentliche Kunst zu spielen, wenn man auf die Tasten sehen könne; aber mit verdeckter Klaviatur — das wäre etwas! — Mozart, darüber keinen Augenblick verlegen, ließ die Tasten bedecken,

und spielte wie vorher. „Auch dieses ist noch nichts für Mozarts Geist, fuhr der Kaiser fort, aber mit einem einzigen Finger spielen, möchte eher etwas heißen.“ Auch bei dieser Zumuthung blieb er sich gleich, und spielte zur größten Verwunderung mehrere Stücke auf diese Art. Damals schon äusserte er einen Charakterzug, der ihm in der Folge geblieben ist: Verachtung alles Lobes der Großen und Vornehmen, und einem entschiedenen Widerwillen, vor ihnen zu spielen, wenn sie nicht Kenner waren. Er spielte dann gewöhnlich nichts als Tanzmelodien und unbedeutende Tändeleien. Aber in Gegenwart der Kenner war er ganz versammelt, voll Feuer und Enthusiasmus.

Bis jetzt hatte er kein anderes Instrument behandelt als das Klavier; aber ehe sein Vater es merkte, konnte er auch geigen, ohne Anweisung von jemand erhalten zu haben. — Nächst diesen Fertigkeiten und dem ausserordentlichen Kunstsinn besaß der Knabe einen Fleiß, der für seinen zarten Körperbau vielleicht zu groß war. Man mußte ihn vom Klavier wegrufen, oft mit Ernst wegjagen, sollte ihn nicht die aufgehende Sonne dabei überraschen. Auch andere Wissenschaften begriff er leicht, und vornehmlich hatte er eine große Freude am Rechnen. Während er Arithmetik studirte, bemahlte er Tische und Fußboden mit Ziffern, sprach von nichts, als arithmeti-

schen Aufgaben, und widmete sich dieser Wissenschaft mit demselben allumfassenden Eifer, wie der Tonkunst.

Im Jahr 1763, da Wolfgang sieben Jahre alt war, machte der Vater die erste bedeutende Reise mit seinen Kindern durch Deutschland. Auf ihr verbreitete sich der Ruhm des jungen Meisters allgemein. Vorzüglich zeigte er seine Fertigkeit im Klavierspielen. Vor dem Churfürsten in München spielte er ein Violinkonzert, wozu er zwischen den Kadenzen aus den Kopf präludirte; dann zu Augsburg, Mannheim, Mainz, Frankfurt, Koblenz, Kölln, Aachen und Brüssel. Von hier gingen sie nach Frankreich, wo sich die Familie 21 Wochen aufhielt. Zu Versailles ließ sich der kleine achtjährige Mozart in der königlichen Kapelle vor dem Könige und dem ganzen Hofe auf der Orgel hören. Damals schätzte man sein Orgelspiel noch höher als sein Klavierspiel. In Paris gaben sie zwei Akademien fürs Publikum, worauf der Vater mit seinen Kindern in Kupfer gestochen erschien und überhaupt viel Bewunderung und Lobeserhebungen genoß. Der Knabe ließ jetzt schon seine ersten Klaviersonaten stechen, spielte in London vor den Könige von England, und in zwei großen Konzerten, die er gab, waren alle Simphonien von seiner Komposition. Die allgemeine Bewunderung beseelte ihn immer mit neuem Muthe zu größerer Aus-

bildung. Er ſang auch Arien mit vielem Ausdrucke, und ſeine Fertigkeit auf dem Klavier war ſchon ſo groß, daß ſie die ſchwerſten Sachen beim erſten Anblick bezwang. Man legte ihm in Paris und London Stücke von Händel und Bach vor, die er mit erſtaunender Fertigkeit vom Blatt ſpielte. Beim Könige von England ſpielte er auf der Stelle eine vortreffliche Melodie zu vorgelegten Baßnoten. Hier ſchrieb er ſechs Klaviersonaten, welche er in London ſtechen ließ und der Königin widmete.

Im Sommer 1765 bereiſte die muſikaliſche Familie Flandern, Brabant und Holland. Die Kinderpocken warfen hier die beiden jungen Virtuoſen aufs Krankenbette, aber auch dieſe Krankheit war unvermögend, den immer aufwärts ſtrebenden Genius zu unterdrücken. Da er das Bette nicht verlaſſen konnte, mußte man ihn ein Brett über die Decke einrichten, auf dem er ſchreiben konnte, und ſelbſt dann, als die mit Pocken bedeckten Finger der Feder den Dienſt aufkündigten, ließ er ſich kaum vom Schreiben und Spielen abhalten. Er ſchrieb hier ſechs Klaviersonaten, die er bei ſeiner Geneſung ſtechen ließ, und zum Inſtallazionsfeſte des Prinzen von Oranien ſetzte er einige Simphonien, Arien und Variazionen.

Drei Jahre waren über dieſer muſikaliſchen Reiſe verfloſſen, und als ſie nun wieder nach Salzburg zu-

rück gekommen waren, studirte Mozart unter der Anleitung seines Vaters die höhere Komposition. Emanuel Bach, Hasse und Händel waren seine Klassiker, ihre Werke, sein unablässiges Studium; auch italienische Meister aus den frühern Zeiten studirte er eifrig. Als er in seinem 12ten Jahre zu Wien vor dem Kaiser Joseph spielte, übertrug ihm derselbe die Komposition einer Opera *buffa*. Sie hieß La finta semplice, erhielt den Beifall des Kapellmeisters Hasse und des Dichters Metastasio, kam aber nicht aufs Theater. Während seines Aufenthaltes zu Wien war letzterer, der ihn sehr liebte, der Kapellmeister Hasse und der Fürst Kaunitz seine beständigen Gesellschafter. Oft gab man ihm hier die erste beste italienische Arie, zu welcher er auf der Stelle in Gegenwart Aller die Musik mit voller Instrumentalbegleitung schuf. Zur Einweihung der Waisenhauskirche setzte der zwölfjährige Komponist eine Messe und dirigirte ihre Aufführung in Gegenwart des ganzen kaiserlichen Hofes.

Im Jahr 1769 wurde er Koncertmeister am Salzburger Hofe, und noch in diesem Jahre reiste er nach Italien, wo er mit feurigem Enthusiasmus aufgenommen wurde. In Mailand erndete er großen Beifall im Firmianischen Hause ein, und komponirte auch Verschiedenes. Nachdem er hier die Scrittura zur ersten Opera für das Karneval 1771 erhalten hatte,

reiſte er im März 1770 weiter. In Bologna fand Mozart einen großen Bewunderer an dem berühmten Pater Martini. Dieſer war, nebſt den andern Kapellmeiſtern ganz auſſer ſich, als ihn der junge Mozart über jedes Fugenthema die dazu gehörige Risposta nach dem Rigore modi angab, und die Fuge augenblicklich auf dem Klaviere ausführte. In Florenz machte er die Bekanntſchaft eines jungen Engländers, Thomas Linley, eines Knaben von vierzehn Jahren, und alſo mit ihm von gleichem Alter. Dieſer ſpielte die Violine mit einer bewundernswürdigen Fertigkeit und Lieblichkeit. Die Freundſchaft zwiſchen den beiden bewunderten Knaben erreichte ſehr bald einen hohen Grad von Zärtlichkeit; ſie zeigten ſich abwechſelnd nicht wie Knaben, ſondern wie vollendete Meiſter ihrer Kunſt. Unter vielen Thränen und Umarmungen trennten ſie ſich, und Mozart kam nun mit ſeinem Vater gerade in der Charwoche in Rom an, wo er ſogleich Gelegenheit hatte, viele Meiſterſtücke der erhabenen Kirchenmuſik zu hören. Den erſten Rang darunter verdient unſtreitig Allegri's berühmtes Miserere, welches am Mitwoch und Freitag dieſer Woche, in der Sixtiniſchen Kapelle, bloß von Vokalſtimmen aufgeführt wird und das Meiſterſtück des erhabenen, feierlichen Kirchengeſanges, die höchſte Tendenz der Kunſt ſeyn ſoll; ſo zwar, daß es den päbſtlichen Muſikern bei Strafe der Exkommunikation verboten ward, Kopien

davon zu machen. Dieß brachte Mozarten auf die Idee, bei Anhörung deſſelben recht aufmerkſam zu ſeyn, und es dann zu Hauſe aus dem Gedächtniſſe aufzuſchreiben. Es gelang ihm über alle Erwartung. Am Freitag nahm er den Aufſatz zur Wiederholung deſſelben mit, um das Mangelhafte zu ergänzen. Der Ruf hievon verbreitete ſich in Rom und erregte allgemeines Aufſehen und Erſtaunen, vorzüglich da er das Stück in einer Akademie ſang, wobei der Kaſtrat Kriſtofori zugegen war, der es in der Kapelle mitgeſungen hatte und durch ſein Erſtaunen Mozarts Triumph erhöhte. Selbſt der heilige Vater, Pius VI, verlangte bei einem zweiten Beſuche in Rom, den ſeltenen Künſtler zu ſehen, und ertheilte ihm das Kreuz und Breve als Ritter vom goldenen Sporn. Die Bewunderung ſeines Spiels ging einſt ſo weit, daß man ihn für einen Zauberer hielt und behauptete, ſeine Macht beſtehe in der Talismanie eines Ringes, den er am Finger trug. Wie erſtaunte man erſt, als er, auf Verlangen, den Ring von ſich legte, und dennoch eben ſo zauberiſch ſpielte!

Allenthalben wurden ihm Opern-Akkorde für den Karneval angetragen; da er aber bereits für Mailand verſagt war, ſo mußte er ſie alle ausſchlagen. Sein Mithridates kam noch vor Ende 1770 aufs Theater, erhielt allgemeinen Beifall, ward zwanzig mal nach einander aufgeführt und verſchaffte ihm ſo-

gleich den Akkord auf die Opera seria für den Karneval 1773. Lucio erhielt noch größern Beifall als Mithridates, und wurde ununterbrochen sechs und zwanzigmal aufgeführt.

Begleitet von der Bewunderung einer Nation, die von der Natur zur Richterin der Tonkunst berufen scheint, kam Mozart nach 6 Monaten wieder in seine Vaterstadt, wo er einen Brief vom Grafen Firmian aus Mailand fand, worinn ihm dieser im Namen der Kaiserin Maria Theresia die Komposition einer großen theatralischen Serenate zur Vermählung des Erzherzogs Ferdinand auftrug. Aehnliche Aufträge erhielt er auch in den folgenden Jahren, wo er sich meistens in Salzburg aufhielt, bis er 1777 zum letztenmal nach Paris reiste. Leicht hätte er hier sein Glück machen können, aber die französische Musik gefiel ihm nicht, und er kehrte mit dem Schlusse des Jahrs 1778 nach Salzburg zurück.

Alles, was Mozart von dieser Zeit an komponirte, trägt den Stempel der Vollendung in einem vorzüglich hohen Grade. Besonders war jetzt sein hoher Beruf zum dramatischen Tonsetzer ganz entschieden. Dieses beweist sein ausserordentlich freier Sinn, mit dem er den Charakter jeder Person, Lage und Empfindung aufs genaueste zu treffen wußte. Dieses Talent erklärt zugleich den allmächtigen Zauber seiner Werke. Daher hat jede Komposition einen

bestimmten, scharfgezeichneten, eigenthümlichen Charakter, den selbst die Wahl der Tonart nicht verleugnet. Den Uebergang aus seiner frühern in die klassische Periode macht die ernsthafte Oper Idomeneo, welche er 1781 für den Fasching in München schrieb. Sie ist eines seiner vollendetsten Meisterwerke; es herrscht durchaus eine Wärme der Empfindung, eine Gedankenfülle, die sich nur von der Jugendkraft eines Genies, wie Mozart, erwarten ließ.

Von München reiste er, in seinem 25sten Jahre, nach Wien, und wählte nun diese Kaiserstadt zu seinem beständigen Aufenthalte. Einstimmig erklärte man ihn jetzt unter einer Menge großer Klavierspieler, die daselbst lebten, für den größten. Eine bewundernswürdige Geschwindigkeit, die, vorzüglich in Rücksicht auf die linke Hand, einzig genannt zu werden verdient, Feinheit und Präcision, der redendste Ausdruck, und ein Hauch der Empfindung, mit dem nur ein Mozart seine Töne beleben konnte, waren die hervortretendsten Charakterzüge seines Spiels, welche, gepaart mit seiner Gedankenfülle, mit der Weiche der Komposition, jeden Hörer bezaubern mußten. Seine Klavierkompositionen aller Art, Sonaten, Variationen, Konzerte wurden bald allgemein bekannt und beliebt. Jedes neue Werk überraschte durch Neuheit des Stils und der Gedanken. Man

ſtaunte über die Höhe, zu der ſich die Muſik durch ſeine Werke ſo ſchnell emporſchwang.

Nicht lange nachdem Mozart ſeinen Aufenthalt in Wien aufgeſchlagen, faßte der Kaiſer Joſeph die glückliche Idee, den Geſchmack an italieniſchen Opern durch kräftige Unterſtützung deutſcher Singſpiele zu verdrängen, und den Nationalgeſchmack zu heben. Er verſammelte die beſten Sänger und Sängerinnen und ließ von Mozart eine Oper ſetzen. Für dieſe Virtuoſen ſchuf Mozart die liebevolle Muſik zu Brezners Entführung aus dem Serail 1782. Dieſes Singſpiel wurde zu Wien und Prag, und in der Folge allenthalben, wo es gegeben ward, mit ſolch einem Enthuſiasmus von Kennern und Nichtkennern aufgenommen, als wenn alles bisher Gehörte und Gekannte keine Muſik geweſen wäre. Alles war entzückt, hingeriſſen von den neuen Zaubermelodien. Dieſes Kunſtwerk ſchrieb Mozart in ſeinem Bräutigamsſtande mit Konſtanze Weber, der Schweſter der berühmten Sängerin Lang. Den Einfluß, den dieſe Seelenſtimmung auf die Kompoſition dieſes Singſpiels hatte, iſt unverkennbar. Es iſt voll ſüßer Gefühle ſchmachtender Liebe.

Der Lieblingskomponiſt ſeines Zeitalters — denn dafür ward nun Mozart allgemein anerkannt — bereicherte auch in den folgenden Jahren, das Theater, Klavier und die Inſtrumente mit ſo

vielen neuen Produkten seines unerschöpflichen Genies, daß sie nicht einzeln angeführt werden können. So bekannt aber auch sein Talent war, so sehr man seine Kompositionen suchte, so wenig dachte man daran, ihn zu belohnen und zu unterstützen. Zwar hatte er oft beträchtliche Einnahmen, aber bei der Unsichetheit und Unordnung der Einkünfte, bei den häufigen Kindbetten, den langwierigen Krankheiten seiner Gattin, in einer Stadt, wie Wien, mußte Mozart im eigentlichen Verstande, dennoch manchmal darben. Er beschloß daher diese Stadt zu verlassen, wo sich keine Stelle für einen Kopf, wie Mozart, fand. Sein Plan war nach England zu gehen, wo er um so mehr ein besseres Schicksal erwarten konnte, da man ihn schon öfters von dort aus mit lockenden Versprechungen eingeladen hatte. Schon war alles zur Abreise fertig, als der Kaiser ihm den Titel eines kaiserlichen Kammerponisten mit einem Jahrgehalt von 800 Gulden und der Zusicherung ertheilte, daß man in Zukunft auf ihn Bedacht nehmen werde. Er nahm es willig an, und blieb. Das Anstellungsdekret ist am 7ten Dec. 1787 ausgestellt. Aber der Türkenkrieg und der dadurch veranlaßte Tod des Kaisers Joseph raubte Mozarten eine große Stütze seiner Hoffnungen; er blieb Kapellmeister mit 800 Kaisergulden und ohne Wirkungskreis.

Schnell war seine eigene Laufbahn zu Ende, aber ehe er von der Bühne abtrat, schuf er noch einige

große Werke, die das Bedauern über sein frühes Hinsinken um so lebhafter und allgemeiner machten. In den letzten vier Monaten seines Lebens, wo er schon kränkelte, und zwei Reisen machte, schrieb er eine Klavierkantate, die Zauberflöte, la Clemenza di Tito, ein Klavierkonzert, eine Freimaurer-Kantate und ein Requiem.

Die Zauberflöte, welche Mozart für das Theater des allbekannten Schikaneders, nach dessen Text setzte, ist sein schönstes, vollendetstes, allen Foderungen der Aesthetik Genüge leistendes Werk. Mozarts Opern gefielen alle; aber welche wurde allgemeiner, als diese? Wenn man Aeneas in Latium, Idomeneo, die Mädchen aus Flandern kaum den Namen nach kennt, so wurde die Zauberflöte allenthalben aufgeführt, nachgesungen, und unter den mannichfaltigsten Gestalten bearbeitet, um sie ja für jeden Ort anwendbar zu machen. Man zog die größere Partitur in eine kleinere zusammen; sie erschien in Quartetten, Quintetten, in Duetten für Flöte und Geige. Mehr als 6 verschiedene Klavierauszüge schafften musikliebenden Individuen namenloses Vergnügen; ja auch für bloße Klavierspieler, denen Natur die Gabe des Gesangs versagt hatte, machte man sie brauchbar. Man zog sie in vierhändige Sonaten aus; auch als einfache Klaviersonaten mit Begleitung einer Violine oder Flöte gab sie wenigstens eine süße Reminiscenz. Auf den Re-

bouten und Tanzböden ertönte Papageno bald als Walzer, bald als Angloise. Liebende benutzten die feierlichen Chöre, in Harmoniepiecen ausgezogen, zu Ständchen; auf den Jahrmärkten erschallte der Vogelfänger aus der Drehorgel, von der Tambourine begleitet. Wenn freilich das alles nur Verstümmlungen des großen Meisterwerks sind, so beweisen sie doch den allgemeinen Beifall des Publikums; und noch lange wird dieses Tonstück das deutsche musikalische Publikum beschäftigen, unterhalten und kultiviren, wenn dieses in der That das richtige Gefühl und den feinen Geschmack besitzt, den man bei ihm voraussetzen sollte, weil dieses Meisterwerk so allgemein gefallen hat.

Auf Verlangen der böhmischen Stände schrieb Mozart zur Krönung des Kaisers Leopold II. als böhmischen Königs zu Prag, die Komposition zu der ernsthaften Oper von Metastasio: la Clemenza di Tito. Er begann die Komposition in seinem Reisewagen von Wien, und vollendete sie innerhalb 18 Tagen in Prag. Diese Oper hat einen ganz eigenen Charakter und gleicht keiner der andern Arbeiten dieses Künstlers. In den Arien herrscht das Gefühl eines sinnenden, trauernden, stillen Geistes, und alle zärtliche Empfindungen färben sich mit einer Farbe von Schwermuth an. Nur in den Finalchören rafft er sich gewaltsam aus seinen hinsterbenden Schlum-

mer empor. Es ist das letzte Auflodern des verlöschenden Lichts, das noch einmal alle seine Kräfte sammlet, ehe es in gänzliche Finsterniß versinkt. Bei ihrer ersten Aufführung gefiel diese Oper, die jetzt noch immer mit dem größten Entzücken gehört wird, nicht so sehr, als sie es verdiente. Ein Publikum, von Tanz, Ball, Vergnügen aller Art und dem prunkenden Geräusch des Krönungsfestes betäubt, konnte ohnmöglich für die einfachen Schönheiten Mozartischer Kunst Sinn haben. Ueberhaupt fordert der Genuß dieses Kunstwerks eine rein gestimmte Seele und ein vollkommen ruhiges Gemüth. Auch wirkt es nur nach und nach, und nur wiederholtes, aufmerksames Hören weihet allmählig in seine erhabenen Mysterien ein.

Mozarts Schwanengesang war das berühmte Requiem, das ein Unbekannter bei ihm bestellt hatte, um bei der Aufführung desselben sich zu seinem Tode vorzubereiten. Es brachte ihm nämlich wenige Monate vor seinem Tode ein unbekannter Bothe einen Brief ohne Unterschrift, der nebst mehrern schmeichelhaften Aeusserungen die Anfrage enthielt: ob Mozart die Komposition eines Requiem übernehmen wolle? und um welchen Preis und binnen welcher Zeit er sie liefern könne? Mozart, der ohne Mitwissen seiner Frau nicht den geringsten Schritt zu thun pflegte, erzählte ihr den sonderbaren Auftrag,

und äuſserte dabei den Wunsch, ſich in dieſer Gattung auch einmal zu verſuchen, um ſo mehr, da der höhere pathetiſche Stil der Kirchenmuſik immer ſein Lieblingsſtudium war. Sie rieth ihm zur Annahme des Auftrags. Demnach ſchrieb er dem unbekannten Beſteller zurück, er werde das Requiem für eine gewiſſe Belohnung verfertigen. Die Zeit der Vollendung könne er nicht genau beſtimmen, doch wünſche er den Ort zu wiſſen, wohin er das vollendete Werk zu liefern habe. Nach einiger Zeit erſchien derſelbe Bothe wieder, brachte nicht nur die bedungene Belohnung mit, ſondern auch das Verſprechen einer beträchtlichen Zulage bei Uebergabe der Partitur, da er mit ſeiner Forderung ſo billig geweſen ſey. Uebrigens ſolle er ganz nach der Laune ſeines Geiſtes arbeiten. Doch ſolle er ſich gar keine Mühe geben, den Beſteller zu erfahren, indem es gewiß umſonſt ſeyn werde.

Während dem erhielt Mozart den ehrenvollen und vortheilhaften Antrag, für die Prager bei der Krönung des Kaiſers Leopold die ernſthafte Oper zu komponiren. Eben als er mit ſeiner Frau in den Reiſewagen ſtieg, ſtand der Bothe, gleich einem Geiſte, wieder da, zupfte die Frau am Rocke, und fragte: „Wie wird es nun mit dem Requiem ausſehen?“ Mozart entſchuldigte ſich mit der Nothwendigkeit der Reiſe und der Ohnmöglichkeit, ſeinem

unbekannten Herrn Nachricht davon geben zu können; übrigens werde es bei seiner Zurückkunft seine erste Arbeit seyn; es käme nur auf den Unbekannten an, ob er so lange warten wolle. Damit war der Bothe gänzlich befriedigt. Schon in Prag kränkelte und medizinirte Mozart unaufhörlich. Seine Farbe war blaß, sein Blick matt und traurig, obschon sich seine frohe Laune im Zirkel vertrauter Freunde nicht verleugnete. Nach seiner Zurückkunft in Wien nahm er sogleich seine Seelenmesse vor, und arbeitete mit außerordentlicher Anstrengung und einem lebhaften Interesse daran. Seine Unpäßlichkeit nahm in demselben Verhältnisse zu, und stimmte ihn zur düstern Schwermuth. Mit inniger Betrübniß sah seine Gattin seine Gesundheit immer mehr hinschwinden. Als sie an einem schönen Herbsttage mit ihm in den Prater fuhr, ihm Zerstreuung zu verschaffen, und sie beide einsam saßen, fing Mozart an vom Tode zu sprechen, und behauptete, daß er das Requiem für sich setze. Thränen standen ihm dabei in den Augen, und als sie ihm den schwarzen Gedanken auszureden suchte, sagte er: „Nein, nein, ich fühle mich zu sehr, mit mir dauert es nicht mehr lange: gewiß, man hat mir Gift gegeben. Vergebens suche ich mich von diesem Gedanken loszuwinden!“

Seiner Frau fiel dieſe Rede mit all' ihrer vernichtenden Gewalt auf die Seele. Sie war kaum vermögend, ihn zu tröſten, und das Grundloſe ſeiner ſchwermüthigen Vorſtellung zu beweiſen. In der Meinung, daß vielleicht die Arbeit des Requiem ſeine Nerven zu ſehr angreife und den Grund zu einer Krankheit legen könne, berief ſie den Arzt und nahm ihm die Partitur der Requiemkompoſition weg. Sein Zuſtand beſſerte ſich etwas, und er war fähig, eine kleine Kantate für ein geſellſchaftliches Feſt zu verfertigen. Ihre gute Ausführung und der Beifall, mit dem ſie aufgenommen ward, gab ſeinem Geiſte neue Schnellkraft. Er ward munterer und verlangte wiederholt, ſein Requiem fortzuſetzen und zu vollenden. Seine Frau fand nun keinen Anſtand, ihm ſeine Noten wieder zu geben. Doch dieſes Wiederaufleben war die letzte geſammelte Kraft des verlöſchenden Lichtes. In wenigen Tagen verfiel er in ſeine vorige Schwermuth, ward immer matter und ſchwächer, bis er endlich ganz auf's Krankenlager ſank, von dem er nicht wieder aufſtand. Am 5ten Dec. 1791 war er nicht mehr. Noch Tags vorher ließ er ſich die Partitur an ſein Bette bringen. „Hab ich es nicht geſagt, daß ich dieß Requiem für mich ſchreibe?“ ſagte er, als er noch einmal dem Ganzen einen Abſchiedsblick widmete. Die Aerzte waren in Beſtimmung ſeiner Krankheit nicht einig.

Gleich nach ſeinem Tode erſchien der geheimniß-

volle Bothe mit einem Billet, worinn Mozart ersucht ward, das Requiem zu senden, und eine Summe zu bestimmen, um welche er jährlich eine gewisse Anzahl Quartetten machen könnte. Die Wittwe lieferte es an den Bothen ab, und sah ihn von dem Augenblicke an nicht wieder, erfuhr nicht das Mindeste von der Seelenmesse, noch von dem Besteller, so sehr man sich auch bemühte, den räthselhaften Bothen auszuforschen. Man erfuhr auch nie, daß das Requiem irgendwo aufgeführt worden wäre.

Mozart hatte eigentlich zu schnell gelebt — dieß war das Gift, welches seinen Lebensfaden zerriß, denn es war wohl nur eine hypochondrische Grille, ein Spiel seiner Einbildung, daß er wähnte vergiftet worden zu seyn. Sein ganzes Leben war Lebensconsumtion. Bei dem beständigen Haschen und Ringen nach ewig neuen Ideen, bei dem Sinnen und Rechnen, bei der übermenschlichen Anspannung der Einbildungskraft war nichts anders denkbar, als frühe Zerstörung seiner organischen Thätigkeit. Schon das beständige Sitzen und das Arbeiten in die späte Nacht — die Geistesanstrengung abgerechnet — mußte seinem Körper schaden. Und die übrige Lebensweise war eben nicht geschickt, sein Leben zu verlängern. Er war — wie das bei Dichtern und Virtuosen oft der Fall ist — kein guter Wirth, wußte das Geld nicht auf Wochen und Monate einzutheilen, und

kannte seinen Werth gar nicht. Oft mußte er bei anhaltender Arbeit mit Frau und Kindern darben; war der Impertinenz mahnender Gläubiger ausgesetzt. Nun kamen einig Rollen Louisd'or. Schnell änderte sich die Scene, es ging jetzt in Freuden. Mozart betrank sich in Champagner und Tokaier, lebte locker, und war mit seinem Gelde in wenig Tagen so weit, als vorher. Auch außer der Ehe hatte er mit Theaternymphen und andern hübschen Mädchen und Weibern mancherlei Liebesabentheuer. Man weiß, wie oft er in seine Gesundheit stürmte, wie manchen Morgen er mit Schikaneder verchampagnerte, wie manche Nacht er verpunschte, und nach Mitternacht gleich wieder an die Arbeit ging, ohne seinem Körper die mindeste Erholung zu gönnen. — Es bedurfte kein Gift, um bei einer solchen Lebensweise nur 35 Jahre zu erreichen.

Sonst war sein sittlicher Charakter gut und liebenswürdig. Unbefangene Herzensgüte und eine seltene Empfänglichkeit für alle Eindrücke des Wohlwollens und der Freundschaft waren seine Grundzüge. Er überließ sich diesen liebenswürdigen Regungen ganz, und wurde oftmals das Opfer seines gutmüthigen Zutrauens, beherbergte und pflegte seine ärgsten Feinde und Verderber bei sich. Er hatte zwar oft mit einem schnellen Blicke auch versteckte Charaktere aus dem Innersten ausgeholt. Aber im Ganzen genommen hatte

er doch zu viel Gutmüthigkeit, um Menſchenkenntniß zu erlangen. Dieß verleitete ihn zu mancher Unklugheit. Für die Freuden der Geſelligkeit hatte er einen offenen, empfänglichen Sinn. Unter Freunden war er vertraulich wie ein Kind; voll munterer Laune, die ſich gewöhnlich in die drolligſten Einfälle ergoß. In ſeiner Ehe mit Conſtanze Weber lebte er vergnügt. Er fand an ihr eine gute, liebevolle Gattin, die ſich an ſeine Gemüthsart vortrefflich anzuſchmiegen wußte, und dadurch ſein ganzes Zutrauen und eine Gewalt über ihn gewann, welche ſie nur anwendete, ihn von Uebereilungen abzuhalten. Er liebte ſie wahrhaft, vertraute ihr alles — ſelbſt ſeine Verletzungen der ehelichen Treue — und ſie vergalt ihm ſeine Anhänglichkeit mit treuer Sorgfalt.

Nie verrieth er einen gewiſſen Kunſt-Air, Kaprizen oder Pedanterie, die manchem Gelehrten und Künſtler für den geſelligen Umgang ungenießbar machen. Er ſprach ſelten und wenig von ſeiner Kunſt, und immer mit einer liebenswürdigen Beſcheidenheit. Hochſchätzung des wahren Verdienſtes und Achtung für die Perſon leiteten ſeine Urtheile in Kunſtſachen. Es war rührend, wenn er von Haydn oder andern großen Meiſtern ſprach; man glaubte nicht den allgewaltigen Mozart, ſondern einen ihrer begeiſterten Schüler zu hören. Mit dieſer edlen Beſcheidenheit verband er aber auch ein eben ſo wohlanſtändiges Be-

wußtseyn seiner Künstlerwürde, eine edle Selbstschätzung. Nie jagte er nach dem Beifalle der Menge, und alles, was bloß aus Neugier, ihn anzugaffen, kam, war ihm gleichgültig. Oft ging dieses Betragen vielleicht zu weit. Bisweilen war er, auch in Gegenwart großer Herren vom höchsten Range, nicht zum Spielen zu bringen, oder er spielte nichts als Tändeleien, wenn er merkte, daß er keine Kenner vor sich hatte. Aber er war der gefälligste Mann von der Welt, wenn er sah, daß man Sinn für seine Kunst besitze. Oft spielte er stundenlang dem geringsten, ihm vielleicht unbekannten Menschen vor. Mit ermunternder Aufmerksamkeit hörte er die Versuche junger Künstler an, und weckte durch liebevolle Beifallsäußerungen das schlummernde Selbstbewußtseyn. Verstellung und Schmeichelei war seinem arglosen Herzen gleich fremd, jeder Zwang, den er seinem Geiste anthun mußte, unausstehlich. Freimüthig und offen in seinen Aeußerungen und Antworten beleidigte er nicht selten die Empfindlichkeit und Eigenliebe, und zog sich manchen Feind zu.

Die Körperbildung Mozarts hatte nichts Auszeichnendes. Er war klein; sein Gesicht, wenn man das große feurige Auge ausnimmt, kündigte die Größe seines Geistes nicht an. Sein Blick schien unstet und zerstreut, außer wenn er beim Klavier saß. Sein ganzes Antlitz veränderte sich dann. Ernst und ver-

sammelt ruhte sein Auge; auf jeder Muskelbewegung drückte sich die Empfindung aus, welche er durch sein Spiel vortrug und in dem Zuhörer so mächtig wieder zu erwecken vermochte. Er hatte kleine schöne Hände. Beim Klavierspielen wußte er sie sanft und natürlich zu bewegen. Zu bewundern ist es, wie er damit so vieles, besonders im Basse, greifen konnte. Diese Fertigkeit muß man der vortrefflichen Applikatur zuschreiben, die er, nach seinem eigenen Geständnisse, dem fleißigen Studium der Bachischen Werke zu danken hatte.

Sein Gehör war so fein, faßte die Verschiedenheit der Töne so gewiß und richtig auf, daß er den geringsten Fehler oder Mißton, selbst bei dem stärksten Orchester, hörte, und dasjenige Subjekt oder Instrument, welches ihn beging, genau anzugeben wußte. Als er einst nach Berlin kam, und beim Absteigen im Gasthofe den Komödienzettel, auf dem seine Entführung aus dem Serail angekündigt war, las, begab er sich ins Schauspielhaus und hörte im Parterre seiner Oper zu. In der ersten Arie des zweiten Akts war aus Versehen des Ausschreibers in der zweiten Violinstimme ein ♮ statt eines x geschrieben. „Wollt ihr Fis greifen!“ rief Mozart zu wiederholten malen, und zog dadurch die Aufmerksamkeit eines seiner Nachbarn auf sich, der, unwillig, in seinem Ohrenschmause unterbrochen zu werden, frag-

es, was er wolle? Er möchte sich still verhalten. „Ei was, erwiederte Mozart, ich habe Fis componirt, und die zweite Geige greift immer F.“ — Wie er das wissen könne? — „Ei das muß ich wissen, ich habe ja die Oper gesetzt: ich bin Mozart!“

Nichts brachte ihn so sehr auf, als Unruhe, Getöse oder Geschwätz bei der Musik. Da gerieth der sonst so sanfte, muntere Mann in den größten Unwillen, und äußerte ihn sehr lebhaft. Es ist von ihm bekannt, daß er einst mitten im Spiele aufstand, und die unachtsamen Zuhörer verließ. Man nahm ihm dieses vielfältig, wiewohl mit Unrecht, übel. Tief empfand er alles, was er vortrug. Sein ganzes Wesen war dann Gefühl und Aufmerksamkeit: wie konnte ihn also kalte Gefühllosigkeit, Unachtsamkeit oder gar störendes Geschwätz in der Laune und Fassung erhalten? Als Künstler vergaß er da alle andere Rücksichten. Seine Reizbarkeit war so groß, daß er bei Aufführung einer guten Musik zu Thränen gerührt wurde, vorzüglich durch Haydn's Werke. Aber nicht allein Musik, auch jeder andere rührende Gegenstand ergriff sein ganzes Gefühl und erschütterte ihn. Seine Einbildungskraft war in ununterbrochener Thätigkeit, immer mit Musik beschäftigt, daher schien er oft zerstreut und gedankenlos.

Bewundernswürdig war die Leichtigkeit, womit er seine Werke niederschrieb. Seine rege Einbil-

dungskraft stellte ihm das ganze Werk, wenn es empfangen war, deutlich, lebhaft vor. Die große Kenntniß des Satzes erleichterte ihm den Ueberblick der gehemmten Harmonie. Man trifft in seinen Konzept-Partituren selten auf durchstrichene oder ausgebesserte Stellen. Wenn er den Text zu einer Singkomposition bekam, so ging er lange Zeit damit herum, dachte sich ganz hinein, und erregte die Thätigkeit seiner Phantasie. Am Klavier arbeitete er alsdann die Gedanken vollständig aus, und nun erst setzte er sich zum Schreiben. Während dessen kam er aber nicht ans Klavier. Er hörte klingen, schmettern, pauken, während er schrieb. Schon als Knabe zeigte er diese außerordentliche Leichtigkeit im Komponiren, womit er in seinen letztern Jahren auch die überraschte, die mit seinen Talenten vertraut waren. Die Ouverture zum Don Juan ist ein merkwürdiger Beleg, wie schnell er arbeitete. Die Oper war fertig, die Sänger lernten bereits an ihren Parthieen; noch fehlte die Ouvertyre. Man ersuchte Mozart, sie zu vollenden. Schon war die Generalprobe vorüber; man redete jetzt ernsthaft mit Mozart, daß die Ouverture vollendet seyn müßte. „Heute Mittag werd' ich sie schreiben," sagte er; aber er fuhr am Nachmittag spatzieren. Die ängstliche Besorgniß seiner Freunde, die mit jeder Stunde zunahm, schien ihn zu unterhalten; jemehr sie verlegen waren, desto leichtsinniger stellte sich Mozart. Endlich am Abende vor

dem Tage der ersten Vorstellung, nachdem er sich satt geschrezt hatte, ging er, berauscht von Wein und Punsch, gegen Mitternacht auf sein Zimmer, fing an zu schreiben, war aber so müde, daß er sich aufs Bette legen mußte. Er bat seine Frau, ihn nach einer Stunde zu wecken. Er schlief so sanft, daß, als sie ihn wecken wollte, sie es nicht über sich vermochte, ihn zu stören, und ließ ihn noch eine Stunde schlafen. Um zwei Uhr mußte sie ihn wecken. Sie machte ihm Punsch, setzte sich neben ihn, erzählte, ihn zu ermuntern, allerhand Mährchen vom Blaubart und dergleichen, daß sich Mozart Augenwasser lachte. Jetzt wurde gearbeitet. Aber bei aller Anstrengung nickte er doch zuweilen — und siehe! dennoch vollendete er in einigen Stunden das bewundernswürdige Meisterstück. Früh gegen 7 Uhr fanden sich die bestellten Kopisten ein, und hatten Mühe, mit dem Ausschreiben der Stimmen bis zur Vorstellung fertig zu werden. Die Blätter wurden noch naß ins Theater getragen, und das Orchester, auf das er sich verlassen konnte, führte die Ouverture unprobirt vortrefflich aus.

Da man seine Compositionen geizig suchte, so war er nie sicher, daß ihm ein neues Werk selbst während des Componirens abgestohlen wurde. Er schrieb daher bei seinen Klavierkoncerten gewöhnlich nur eine Zeile für eine Hand aus, und spielte das Uebrige aus

dem Gedächtniſſe dazu. So ſoll er auch einſt ein Klavierkonzert, welches er ſchon ſeit geraumer Zeit nicht in Händen gehabt, aus dem Gedächtniſſe geſpielt haben, da er die Prinzipalſtimme in der Eil zu Hauſe vergaß.

Tonkunſt war ſeine Haupt- und Lieblingsbeſchäftigung, um ſie bewegte ſich ſein ganzes Denken und Empfinden. Von ſeiner Kindheit an ſpielte er am liebſten bei der Nacht; wenn er ſich des Abends um 9 Uhr vor das Klavier ſetzte, ſo brachte man ihn ſicher vor Mitternacht nicht wieder davon weg, und auch dann mußte man ihn noch halb zwingen, ſonſt würde er die ganze Nacht fort phantaſirt haben. Früh von 6 oder 7 Uhr an componirte er, und zwar mehrentheils im Bette, dann ſetzte er den ganzen Tag nichts mehr, ausgenommen, wenn er etwas Dringendes zu verfertigen hatte. Da die ganze Bildung ſeiner Kräfte von Muſik ausging und ſich darauf bezog, ſo iſt es kein Wunder, wenn er den übrigen Gegenſtänden um ſich weniger Aufmerkſamkeit widmete. Er war Künſtler, war es ganz und in einer bewundernswürdigen Größe. Doch folgt hieraus noch nicht, daß in ihm nicht die Fähigkeiten zu andern Wiſſenſchaften gelegen hätten. Schon in ſeiner Jugend hatte er zu allen Kenntniſſen, die man ihm beibringen wollte, eine große Anlage gezeigt, und in allen ſchnelle Fortſchritte gemacht. Ein vorzügliches Talent beſaß er zu Spra-

chen. Er verstand Französisch, Englisch, Italienisch und Deutsch. Die lateinische Sprache lernte er erst in spätern Jahren, und zwar so weit, als zum Verstehen des Kirchentextes, den er etwa in Musik zu setzen hatte, erfordert ward. In allen übrigen Sprachen hatte er die guten Schriftsteller gelesen und verstanden. Oft machte er selbst Verse, meistens aber nur bei scherzhaften Gelegenheiten. In den übrigen Fächern hatte er wenigstens so viel historische Kenntniß, als es für einen Mann von Bildung nöthig war. Es ist zu bedauern, daß er nicht über seine Kunst schrieb. Aus einem Briefe, welchen er an eine seiner Schülerinnen über den Vortrag der für sie gesetzten Klavierphantasie geschrieben, kann man sehen, daß er ein gleich starker Theoretiker als Praktiker war.

Das Billardspiel liebte Mozart leidenschaftlich; wahrscheinlich weil es mit körperlicher Bewegung verbunden ist. Er hatte ein eigenes zu Hause, bei dem er sich täglich mit seiner Frau unterhielt. Die Schönheit der Natur im Sommer war für sein tiefsühlendes Herz ein entzückender Genuß. Wenn er konnte, so verschaffte er sich ihn, und miethete fast alle Sommer ein Gärtchen in der Vorstadt. Thiere, und Vögel besonders, liebte er sehr.

Der Breitkopf- und Härtelschen Musikhandlung in Leipzig, dieser würdigen Beförderin deutscher

Tonkunſt, verdanken wir bereits die prachtvolle, korrekte und authentiſche Ausgabe ſeiner Klavierſachen und einiger Partituren, welche, Mozarts und der deutſchen Nation würdig, im Publikum auftreten.

# Johann Kupetzky.

Portraitmahler in Nürnberg.

Böhmen war das Vaterland dieſes ſeltenen Kunſtgenies. Da ſeine Aeltern wegen des freien Bekenntniſſes des Proteſtantismus, dem ſie eifrig ergeben waren, mancherlei Anfechtungen auszuſtehen hatten, ſo begaben ſie ſich nach Peſing, an der ungariſchen Grenze, und hier wurde Johannes im Jahre 1667 gebohren. Er hatte noch drei Brüder: Jurga, Ferenz und Martin, und eine Schweſter, Maria.

Die Familie mußte ſich den Erwerb ihres Unterhalts ſauer werden laſſen; indeſſen nährte ſich der Vater redlich, und verwahrloſte die Erziehung ſeiner Kinder nicht. Wäre es nach ſeinem Sinne gegangen, ſo wurde Johannes ein tüchtiger Weber; aber dem Knaben ekelte vor dieſem Handwerke, und da ihn der Vater dazu zwingen wollte, ſo entfloh er in ſeinem 15ten Jahre aus dem väterlichen Hauſe. Jetzt mußte er betteln — doch die bitterſte Armuth konnte ihn nicht bewegen, wieder nach Hauſe zu gehen. Der

Zufall führte ihn einst zu dem Schlosse eines Grafen von Czobor, gerade als das Schloß von einem Mahler aus Lucern, Namens Claus, ausgebessert wurde. Mit ungewöhnlichem Ernste betrachtete der Knabe die Arbeit des Mahlers, ergriff dann eine Kohle, und bildete die Verzierungen so gut an einer Mauer nach, daß der Graf und der Mahler erstaunten. „Wer war denn dein Lehrmeister, Junge?“ fragte der Graf. „Ich war's selbst,“ erwiederte Kupetzky. Dieß war dem Grafen genug, die natürliche Bestimmung dieses für die Mahlerei gebildeten Menschen zu entdecken; er übergab ihn deswegen Clausens Anführung. Die Arbeit am Schlosse ging zu Ende, und der großmüthige Mäcen zahlte dem Mahler 100 Thaler für des Lehrlings künftige Unterweisung. Dieser ging mit ihm nach Wien, wo er ihn bei seinen Arbeiten brauchte. In seinen Freistunden kopirte Kupetzky einige Gemählde Karl Loths, für den er immer eine große Hochachtung hegte.

Nach drei Jahren verließ Kupetzky seinen Meister, und wanderte nach Venedig. Er war von allen Mitteln entblößt, verstand nichts von der Sprache des Landes, und ein Empfehlungsschreiben an den Ritter Libri blieb ohne Erfolg. Dennoch entschloß er sich, Italiens übrige Städte zu sehen; aber er hatte nicht Ursache, sein Schicksal zu segnen. Auch in Rom, dem Mittelpunkte der Lernenden, war das

Glück für ihn eisern; alle Arten eines wüthenden Mangels umstürmten ihn, und er fand sich äußerst heruntergebracht, als ihn ein plötzlicher Zufall empor hob. Eben befand er sich in einer Garküche, um Jemanden gegen sich zum Mitleiden zu bewegen, als sich daselbst ein Züricher, Namens Fueßli, ein Mittagessen geben ließ. Kupetzky sahe ihm traurig zu, bis ihn der beobachtende Schweizer um den Grund seines tiefen Trauerns fragte. Der Hungrige verhehlte nicht, was ihm eigentlich fehlte, und der biedere Schweizer ließ ihm nicht nur eine Mahlzeit reichen, sondern verschaffte ihm auch ein Unterkommen bei einem Mahler, der Gesellen hielt. Kupetzky fand, daß man hier Geschwindigkeit von ihm forderte, und da man ihm für ein Bildniß nur einen halben Reichsthaler gab, so brachte er es so weit, daß er einst neun Pabstköpfe in einem Tage erschuf, die das Licht nicht scheuen durften. Dadurch erwarb er sich eine außerordentliche Uebung, ohne in Manier zu verfallen.

Der Anschein des günstigen Glücks machte ihn heiterer, und er verband sich mit mehrern jungen Künstlern zur weitern Ausbildung ihrer Talente. Oefters besuchte er die Akademieen, und lernte bei Raphael und den Antiken die Geheimnisse des Reizes und des erhabenen Geschmacks; so weihte er sich einige Tage der Woche, die übrigen brachte er mit

Nachahmungen für seinen Meister zu. Doch er fand bei den Mahlern der römischen Schule nicht das Lockende, welches sein Geist forderte, nämlich die Färbung, daher hielt er sich an Titian, Correge, Guido und Carravache, und spürte einem Schönen nach, das jedem gefiel, und den Kenner zugleich hinriß. Sein Beutel war nun ziemlich gefüllt, und dieß verschaffte ihm die nöthige Muse zum fernern Studium der Kunst. Eine gefährliche Krankheit hielt ihn auf der rühmlichen Laufbahn einige Zeit zurück, und nach seiner Wiederherstellung begab er sich, auf den Rath seines Arztes, einige Zeit nach Frascati. Hier hatte er Gelegenheit, die Bildnisse einiger vornehmen Personen zu mahlen, die ihm riethen, für sich selbst zu leben. Dieß sagte seinen Wünschen vollkommen zu, er ging nach Rom zurück, und imitirte die Arbeiten großer Meister. In seinen eigenen Erfindungen hielt er sich an eine gemischte Schönheit, die aber meistens von der Natur beherrscht ward. Ob er gleich ganz die Fähigkeit besaß, zahlreiche Geschichten zu ordnen, so gefielen ihm doch die eingeschränkten Zusammensetzungen Karl Loths so sehr, daß er einige Stücke nach dem Leben in seinem Charakter bildete. Diese waren kaum dem Pinsel entronnen, als sie ein Kaufmann an sich brachte, der sie mit grossem Vortheile an den Prinzen Alexander Sobiesky verkaufte, welcher sich damals in Rom aufhielt. Der Prinz fragte den Kaufmann sehr oft, ob

man den Mahler nicht selbst bekommen könnte? „Nein, erwiederte dieser, dem um seinen Gewinn bange war, die Stücke werden außer Rom verfertigt.“ Er ward aber bald bestraft.

Kupetzky hatte dem Arzt, der ihm geholfen, zum Beweis seiner Dankbarkeit, das Bildniß eines Bettlers und eines Knaben, nach der Natur gebildet, geschenkt, und dieser schenkte es in das Kabinet des kaiserlichen Gesandten, in dessen Diensten er stand. Sobiesky sah es daselbst, und fragte nach dem Meister. Der Gesandte ließ seinen Arzt rufen. Des Künstlers Name war nun kein Geheimniß mehr, und der Prinz that ihm sehr vortheilhafte Anträge, für ihn allein zu arbeiten. Kupetzky willigte ein, verdoppelte seinen Fleiß, und machte den Anfang mit des Prinzen Bildniß, der ihm seine Forderungen immer überzahlte. So lebte er zwei Jahre, als ihn die Begierde ergriff, eine zweite Reise nach Bologna zu thun, um seines geliebten Guido Werke zu besehen. Er besuchte auch Florenz und Mantua, und ging dann wieder nach Venedig, wo sein erleuchtetes Auge Titians Geist durchdrang. Kaum lernte man ihn kennen, so zog man ihn dem Bildnißmahler Pompelli vor, dem die Begeisterung seiner Köpfe mangelte. Die Prinzen von Mecklenburg wollten ihn mit sich haben; aber der Wunsch, seinen alten Vater wieder zu sehen, bewog ihn, den Bitten des Fürsten Adam

von Lichtenstein Gehör zu geben, der ihn nach Wien einlud.

Zwei und zwanzig Jahre hatte Kupetzky in Italien zugebracht, als er 1709 nach Wien kam, wo er bald mehrere angesehene Bildnißmahler verdunkelte. Der Fürst von Lichtenstein bot ihm seinen Pallast zur Wohnung an; aber aus Liebe zur Unabhängigkeit blieb Kupetzky für sich. Indessen machte er das Bildniß dieses Fürsten in einem so vortrefflichen Kniestücke, daß der ganze Hof auf ihn aufmerksam wurde. Der Kaiser Joseph I., selbst ein feiner Kunstkenner, seine Gemahlin, die Prinzen und Gesandten, fanden sich gezwungen, trotz seines nicht sehr einnehmenden Umgangs, (denn in diesem Stücke war Kupetzky kein schöner Geist,) ihn hoch zu schätzen. Der Tod seines alten Vaters, den er damals erfuhr, ging ihm sehr nahe, und hüllte seinen Geist in düstre Schwermuth. Er erkundigte sich nach seinem alten Lehrer Claus. Auch dieser war gestorben, hatte aber eine Tochter hinterlassen, die sehr dürftig lebte. Großmüthig nahm sich Kupetzky des verlassenen Mädchens an, und, von ihrer Schönheit geblendet, heirathete er sie nach einiger Zeit, ob sie gleich eine Katholikin und er ein eifriger Anhänger Luthers war.

Er hatte die Ehre, die Braut König Karls III. aus Spanien zu mahlen, eine der schönsten Prinzessinnen Europens. Der Wiener Hof liebte die Pracht

und schätzte die schönen Künste. Dieß änderte sich zwar einigermaßen, da der Kaiser Joseph im Jahre 1711 an den Pocken starb und sein Bruder Karl aus Spanien zurück kam, die Kaiserkrone mit den Erblanden zu übernehmen. Viele Künstler verloren ihre Pensionen, aber Kupetzky genoß auch die Gunst des neuen Monarchen, der sein Bildniß von ihm mahlen ließ.

Im Jahre 1716 kam Peter der Große ins Karlsbad; er hatte Gemählde von Kupetzky gesehen, bewunderte sie, und gab seinem Minister in Wien Befehl, ihm den Künstler nach dem Karlsbade zu senden. Kupetzky bezeigte aber keine Lust, theils weil er sich vor dem Czar fürchtete, theils weil er nicht gern von seinen gehäuften Arbeiten weggehen wollte. Der Czar stand nicht ab, er wandte sich an den Kaiser; man hatte alle erſinnliche Mühe, dem Kupetzky seine Furcht zu benehmen. Diese stellte ihm den Herrscher der Russen als einen Barbaren vor, und bildete ihm ein, es sey um seinen Kopf bei Leuten gethan, die, nach seinem Sinne, nichts als morden konnten. Endlich gehorchte er, da ihm der Kaiser zu seiner Beruhigung das Diplom eines Hofmahlers, mit der Freiheit, sich auf 6 Monate vom Hofe zu entfernen, ertheilt hatte. Die Aufsicht über sein Haus übergab er einem Freunde, in dessen Redlichkeit er kein Mißtrauen setzte. Er kam im Karlsbade an, ward von Peter freundlich aufgenommen, und

mußte sogleich diesen Fürsten mahlen. Allmählich verlor sich seine Furcht, und er lernte einsehen, daß die Russen Menschen wären, die Seelen hätten. Sie sprachen Böhmisch mit einander, und seine Furcht verwandelte sich in Verwunderung. In der Folge versicherte er öfters, zu keinem Fürsten hätte er eine so lebhafte Zuneigung gefühlt, als zu Petern, und wenn es ihm seine Umstände erlaubt hätten, so würde er mit Freuden in die Dienste desselben getreten seyn. Auch der Czar behielt Hochachtung für den Künstler; er ließ ihn in der Folge durch seinen Gesandten nach Petersburg einladen, oder ihn bitten, ihm einen andern tüchtigen Mahler zu schicken. Das Letztere geschah.

Ueberhäuft mit Gnadenbezeigungen und Geschenken ging Kupetzky nach Peters Abreise aus dem Karlsbade nach Leipzig, um die Arbeiten für den Czar zu vollenden; er wurde aber hier länger aufgehalten, als es seine Absicht war, da sich verschiedene Standespersonen an ihn drängten, um ihre Bildnisse zu verfertigen. Endlich kehrte er nach Wien zurück, und ging wieder ruhig an seine Arbeit, als ihm ein Zufall die Liebesbriefchen in die Hände führte, die seine ungetreue Gattin mit dem vermeinten Freunde gewechselt hatte, dem er die Aufsicht über sein Haus anvertraut hatte. Aufs äußerste entrüstet verbot er dem falschen Freunde das Haus, und beschloß, sich von

seiner Gattin zu trennen. Sie ergab sich in ihr Schicksal, und bat nur um einen zweitägigen Aufschub, um ihre Sachen in Ordnung zu bringen. Kupetzky stand ihr dieß zu, und ihr ränkevoller Kopf fand bald ein Mittel zur Rettung. Mit thränenden Augen und Arndts wahrem Christenthum in der Hand, kam sie am zweiten Tage zu ihrem Manne, nahm den beweglichsten Abschied, empfahl ihm ihr Kind, und segnete ihr Schicksal, weil sie dadurch zur Erkenntniß ihrer sittlichen und religiösen Irrwege gebracht worden wäre; ihr heißester Wunsch wäre jetzt, in der lutherischen Religion unterwiesen zu werden. Kupetzky, der für seinen Gottesdienst zu eifrig war, als daß er diese List hätte durchschauen können, war besiegt, und vergab ihr in einer ausschweifenden Entzückung alle begangenen Fehler. Der Prediger des dänischen Gesandten unterrichtete die Neubekehrte; sie bewies sich sehr eifrig, und des Vergangenen ward nicht mehr gedacht.

Die regierende Kaiserin ward von vielen Großen gebeten, ihr Bildniß von Kupetzky mahlen zu lassen. Es geschah, und der Künstler war öfters um die Monarchin. Einst, da sie saß, war der Kaiser dabei, lehnte sich hinten an Kupetzky's Sessel, und sah bis ans Ende zu. Das Gemählde gefiel ihm so außerordentlich, daß er dem Mahler auf die Achsel klopfte, und zu ihm sagte: „Kupetzky, ihr sollt

unser Mahler werden!“ Er antwortete nichts, machte eine tiefe Verbeugung, und ging nach Hause. Hier befahl er, man sollte niemand zu ihm lassen, weil er an dem Kopfe der Kaiserin arbeiten wollte. Kaum hatte er diesen Befehl gegeben, so ward ihm angesagt, der Graf von Althan sey vor der Thür, und wolle sich nicht abweisen lassen. Dieß würde aber freilich dem Grafen nichts geholfen haben; wenn er nicht versichert hätte, der Kaiser habe ihn gesandt. Jetzt mußte Kupetzky freilich nachgeben; der Graf ward vorgelassen, und mit einer heitern Miene sagte er zu dem Künstler: „Es freut mich sehr, daß ich von unserm Monarchen dazu erkohren worden bin, Ihnen zu melden, er habe Sie unter den vortheilhaftesten Bedingungen, die Sie sich selbst bestimmen können, zu seinem ersten Maler gemacht.“ Da Kupetzky nichts darauf antwortete, so glaubte der Graf, die Freude habe ihn stumm gemacht. Nach einer Weile fragte er: „Was soll ich dem Kaiser sagen?“ — „Sagen Euer Excellenz, war seine Antwort, daß ich für diese Gnade unterthänigst danke; daß ich aber um Vergebung bitte, weil ich sie nicht annehmen kann, denn ich bin fest entschlossen, von keinem Menschen abzuhängen. Will der Kaiser mir eine Gnade erweisen, so bitte ich um nichts, als daß er gnädigst geruhen möchte, mich und meine Familie bei unserm Glauben zu schützen.“ Der Graf erstaunte über diese Antwort, aber alles Zureden half nichts. Er

kam voll Unwillen nach Hofe, und als der Monarch die Antwort des Künstlers vernahm, sagte er in einem verdrießlichen Tone: „Kupetzky ist ein geschickter Mahler, aber in seiner Aufführung ein Narr.“

Schnell verbreitete sich diese Geschichte bei Hofe, und jeder schwatzte darüber nach seiner eigenen Einsicht. Die meisten nahmen es ihm sehr übel, nur der Prinz Eugen versicherte ihn, als er ihn mahlte, seines Beifalls. „Wohl Ihnen, sagte der Held, daß Sie im Privatstande leben, Sie sind glücklicher, als die sogenannten Großen, die bei einem sorgenvollen Leben beständig den Anfällen des Neides ausgesetzt sind.“ Aber der Neid einiger Mahler in Wien konnte ihn doch nicht ruhen lassen. Sie sahen, daß ihr Beutel und ihr Ansehen stufenweise sank, und suchten ihn deswegen von Wien zu vertreiben. In kurzem gelang es ihnen, ihren boshaften Zweck zu erreichen. Die bange Besorgniß, wegen des protestantischen Glaubens der Inquisition in die Hände zu fallen, ließ Kupetzky keine Ruhe, da sie von seinen Neidern genährt wurde; er entfloh heimlich aus der Kaiserstadt und begab sich nach Nürnberg. Sobald sich die Nachricht davon verbreitete, rief ihn der Churfürst von Mainz, der Herzog von Gotha, der Markgraf von Anspach und der Bischof von Würzburg zu sich; er kam, mahlte die Bildnisse dieser Fürsten, ließ sich aber durch kein Versprechen bewegen,

in ihre Dienste zu treten. Als sich der König von England zu Hannover befand, schickte er einen Herrn seines Hofes nach Nürnberg, der Kupetzky bereden sollte, nach London zu kommen; er schlug es aber aus. Die Königin von Dänemark versuchte im Jahr 1733 in den gnädigsten Ausdrücken das nämliche, aber auch dieser Wunsch blieb unerfüllt.

Bis jetzt hatte Kupetzky seine Zeit, zwar unter mannichfaltigen Abwechslungen, doch meistens vergnügt hingebracht, als ihn auf einmal ein harter Schlag zu Boden warf. Sein einziger Sohn, in jeder Hinsicht ein hoffnungsvoller Jüngling, der einst des Vaters Ruhm fortzupflanzen versprach, starb in der Blüthe seiner Jahre. Dieser Zufall warf ihn so sehr darnieder, daß er wahnsinnig ward, niemand sprechen, und seinen Sohn nicht begraben lassen wollte. Endlich kam er wieder zu sich selbst, aber die neuen Beweise von der Untreue seines Weibes waren nicht im Stande, sein verwundetes Gemüth zu heilen. Er bekam die Wassersucht, und beschloß im Jahr 1740 seine irdische Laufbahn. Von seinen hinterlassenen Gemählden kaufte der Markgraf von Bayreuth 29 Stücke für 16,000 Gulden.

Kupetzky war mit Anlagen zur Mahlerey geschaffen, die, wenn sie von bessern Sitten, von Witz und Geschmack unterstützt, zur Reife gebracht wor-

den wären, ihn auf die erhabenſte Stufe der Vollkommenheit erhoben hätten. Sein erſter Lehrer war nicht im Stande, die groſſen Talente zu entwickeln, die in ihm lagen. Er ſah hier nur die Spuren der Gedanken, die er ſich ſelbſt ſchuf, und die nicht erhaben ſeyn konnten. Sein einiger Leiter war ein groſſer Trieb zur Vollkommenheit, der aber wild, unbändig und auſſerordentlich war. Mit einem hoffenden aber nicht aufgeklärten Auge kam er nach Italien. Hier entwickelte ſich ſein Talent nicht ſtufenweiſe, nicht nach Ordnungen; er ſtieg auf einmal zu dem ihm angewieſenen Grad der Vollkommenheit; es kam bei ihm alles auf einmal zur Reife; das, was er nachher ſammelte, waren nur Nachbildungen. Er betrat eine eigene Bahn auf dem Wege der Natur, und kam mit ſeinen eigenen Schätzen beladen aus Italien zurück. Er eröffnete ſich die Reichthümer der Natur ſelbſt, und ward völlig davon Meiſter. So ward Rubens groß. Um ſich von ſeinen Köpfen eine gründliche Vorſtellung zu machen, muß man ſich die Stärke von Rubens, das Zarte und Geiſtige von van Dyk, und den Schatten und die Zauberei von Rembrand vorſtellen. Mit einem unnachahmlichen Verſtändniß des Schattens und Lichts ergriff er alle Vortheile der Natur, wie er ſie fand; mit einem bis auf ihre geringſten Schönheiten oder Fehler eiferſüchtigen Auge, durchdrang er ſie. Sein eigenes Bildniß mit der Brille, welches Vogel in ſchwar-

zer Arbeit schadte, ist eines davon. Seine Hände schuf er in den vortheilhaftesten und schwersten Stellungen so stark, so gezeichnet, wie van Dyk. Er war übrigens zu eifersüchtig auf seine Köpfe und Hände, als daß er vielen Fleiß auch auf die Kleider gewandt hätte. Deßwegen sagte er: „Der Kopf und die Hände müssen ein Bildniß schön machen: das Uebrige ist Nebenwerk.“ Er mahlte auch historische Stücke. Viele von seinen Arbeiten findet man in der herzoglichen Gallerie zu Salzthalen, im Ansbacher Residenzschloß, in der churfürstlichen Bildergallerie in München, in Augsburg, Nürnberg, Bayreuth u. a. O.

Rupetzky hatte das gewöhnliche Schicksal der meisten großen Mahler: seine Seelenkräfte nahmen mit den Jahren ab; gleich Titian würde er alle seine Gemählde verderbt haben, wenn er ihrer mächtig gewesen wäre, und wenn ihn sein kranker Körper nicht daran gehindert hätte.

## Makandal.

### Der grausame Neger.

Um die Mitte des 18ten Jahrhunderts lebte auf der Insel St. Domingo der Neger Makandal, der sich so furchtbar zu machen wußte, daß bei seinem bloßen Namen alles erzitterte. Er war in Afrika in einem der Länder am Fuße des Berges Atlas geboren, und unstreitig von vornehmen Aeltern; denn er hatte eine Erziehung genossen, die sonst unter den Negern nicht gewöhnlich ist. Er konnte Arabisch lesen und schreiben, besaß einen feinen Geschmack für Musik, Malerei und Bildhauerkunst, und ob er gleich nicht über zwölf Jahre alt war, da er nach Westindien geschickt wurde, hatte er doch große Kenntnisse von der Heilkunde seines Vaterlandes, und von den Kräften der Kräuter — eine Kenntniß, die, bei ihrem großen Nutzen, gleichwohl in der heißen Zone, zwischen den Wendekreisen oft sehr gefährlich ist. Er ward an einen Pflanzer in der Nachbarschaft von Kap François verkauft, und nicht nur sein Herr war, wegen seines ungewöhnlichen Verstandes und

Fleißes, sehr zufrieden mit ihm, sondern auch alle Sklaven liebten und verehrten ihn, weil er immer darauf bedacht war, ihnen Vergnügen zu machen, durch Vermehrung ihrer Feiertage ihr Schicksal zu erleichtern, und sie von ihren Krankheiten, wenn die weißen Aerzte sie aufgegeben hatten, zu heilen. Bald ward er die Seele aller ihrer Zusammenkünfte zum Tanz, welchen die Neger über alles lieben; und von einem Ende der Insel zum andern verlangten die hoffnungslosen Kranken nach dem Makandal, schickten zu ihm, und ließen ihn um irgend ein Kraut, oder eine Wurzel bitten, welches sie dann fast augenblicklich wieder gesund machte.

In dieser ersten Periode seines Lebens zeichnete der junge Makandal sich durch seine Wohlthätigkeit, und eine leidenschaftliche Liebe zum Vergnügen aus. Glücklich wär' er gewesen, hätt' er nie einen andern Gebrauch von seinen ausserordentlichen Talenten gemacht! Aber leider wurden sie bei ihm in der Folge zur Quelle der ungeheuersten Verbrechen.

In seinem 15ten oder 16ten Jahre fing die Liebe an mit unbeschreiblicher Gewalt auf seine Seele zu wirken. Statt einer ausschließenden Neigung auf einen einzelnen Gegenstand aber, nahmen alle weiblichen Geschöpfe, die mehr als gewöhnliche Reize besaßen, an seiner Huldigung Theil, und entflammten seine Begierden; und in dem Verhältniß, wie

die Gegenstände seiner Leidenschaft zahlreicher wurden, vermehrte sich zugleich ihre Hitze und Thätigkeit: von allen Enden und Orten suchte er sich seine Geliebten zusammen. Bekanntermaßen folgt bei den Negern der Begierde gewöhnlich Genuß, und dem Genuß Gleichgültigkeit und Sättigung auf dem Fuße nach. Makandal im Gegentheil schien von dem Frauenzimmer, welches ihn einmal glücklich gemacht hatte, immermehr bezaubert zu werden; und mit der wüthendsten Eifersucht vertheidigte er das Gebiet seiner Liebe.

Der weiße Aufseher der Plantage, in welcher Makandal diente, entbrannte für ein Mädchen, in welches Makandal sich ebenfalls verliebt hatte. Man kann leicht denken, wie groß die Verlegenheit des armen Mädchens war, da es zwischen einem despotischen und strengen Herrn, und dem liebenswürdigsten aller Neger wählen sollte; indeß erklärte ihr Herz sich endlich für ihren Mitsklaven, und der Aufseher ward abgewiesen. Voller Wuth über diese verächtliche Begegnung, entdeckte er, daß Makandal die Ursache derselben sey, und beschloß sich zu rächen. Makandal erfüllte, ungeachtet seines nächtlichen Herumschwärmens und des Eifers, mit welchem er immer auf sein Vergnügen bedacht war, seine Pflicht als Sklave, mit solcher Treue und Pünktlichkeit, daß er sich nie die geringste Strafe zugezogen hatte; ein

erstaunenswürdiger Umstand in einem Lande, wo die Peitsche unaufhörlich den Rücken der unglücklichen Neger zerfleischt, und den Europäer, dessen Herz noch nicht, durch barbarische Gewohnheit, gegen das Entsetzliche eines solchen Anblicks verhärtet ist, mit Entsetzen und Mitleiden erfüllt.

Der Aufseher, voll Begierde Makandal'n auf irgend einem Versehen zu ertappen, verdoppelte seine Wachsamkeit; aber umsonst: der Sklave blieb immer gleich untadelhaft. — Sein Feind beschloß also endlich, da er gar keinen Anlaß ihn zu bestrafen fand, irgend einen Vorwand aus der Luft zu greifen; und so befahl er ihm einst, mitten in einer neuen Zucker-Plantage, sich auf den Boden niederzulegen, um 50 Hiebe zu empfangen. Makandal's hoher Geist entbrannte über diese Ungerechtigkeit. Weit entfernt sich zu demüthigen, und um das Fürwort der andern Sklaven, welche alle bestürzt und gerührt da standen, zu bitten, warf er wüthend seine Arbeitswerkzeuge seinem Nebenbuhler zu Füßen, sagte, er sähe diesen unmenschlichen Befehl als Signal seiner Freiheit an, und lief mit diesen Worten davon. Trotz der Wuth des Aufsehers, und der verstellten Verfolgung der Neger, die nicht Lust hatten ihn einzuholen, entkam er glücklich in den Gebirgen.

Von dieser Zeit an hielt er sich unter den verlaufenen Negern auf, und blieb bei ihnen 12 Jahre

lang, ehe man seiner habhaft werden konnte. Gleichwohl lebte er beständig mitten unter seinen Kameraden. Keine Lustbarkeit von einigem Belange, von welcher er nicht der Anführer gewesen wäre. Und wie konnte auch irgend einer von den Negern sich bewegen lassen, ihn zu verrathen, ihn, ihren Freund, ihren Trost, ihren Propheten. Denn er war listig genug, sie endlich zu überreden, daß er übernatürliche Kräfte besitze, und göttlicher Offenbarungen gewürdigt werde. Oben auf einem Stabe von Pomeranzenholz hatte er künstlich eine kleine Menschengestalt ausgeschnitzt, die, wenn sie ein wenig unterhalb des Kopfes berühret wurde, die Augen und Lippen bewegte, und beseelt zu seyn schien. Dieser Fetisch *), gab er vor, beantworte alle seine Fragen, wie ein Orakel; und fand ers für gut, den Tod dieses oder jenes vorher zu sagen, so ging die Vorhersagung gewiß immer in Erfüllung. Seine große Kräuterkenntniß setzte ihn in den Stand, zu St. Domingo viele giftige Pflanzen zu entdecken; und eben dieß wars, wodurch er sich ein so großes Ansehen erwarb. Ohne die Mittel, deren er sich bediente, bekannt zu

*) Fetisch ist der Name, welchen die Einwohner von Guinea ihren Gottheiten beilegen. Einer derselben soll über eine ganze Provinz, und einer über jede Familie die Aufsicht haben. Dieser Götze ist ein Baum, der Kopf eines Affen, ein Vogel, oder irgend ein anderes Ding der Art, worauf ihre Phantasie verfällt.

machen, erklärte er, der und der Neger, oder die und die Negerin, welche zuweilen wohl über 20 Meilen von dem Orte lebten, wo er die Prophezeihung gab, würde an demselben oder an dem folgenden Tage sterben, und die, welche ihn gehört hatten, erfuhren dann bald mit Schrecken, daß die Prophezeihung in Erfüllung gegangen sey.

Wir müssen jetzt wohl die Mittel erklären, deren er sich bediente, Verbrechen zu begehen, die man erst, nachdem seine Unthaten alle Grenzen überschritten hatten, dafür erkannte.

Die Neger überhaupt haben einen großen Hang zum Handel, unzählige von ihnen gehen als Krämer mit Packen herum, und verbreiten die europäischen Waaren durchs Land. Unter diesen hatte Makandal seine Schüler und vertrautesten Anhänger; und dieser besonders bediente er sich zu allem Guten, was er that, wie zu dem Bösen, dessen Urheber er war. — Eine andere Gewohnheit unter den Negern ist die, daß sie die Tugenden der Gastfreundschaft mit der gewissenhaftesten Sorgfalt ausüben, und so oft sie, nach der kleinsten Abwesenheit einander wiedersehen, eine Mahlzeit zusammen halten. Hatte nun Makandal beschlossen, daß dieser oder jener sterben sollte, so schickte er einen dieser Packenträger, die seine Freunde waren, ab, um der zum

Tode von ihm verurtheilten Person irgend eine Frucht, die er ihm gab, zu überreichen, wobei er zugleich erklärte, daß sie den Tod dessen enthielte, der sie essen sollte. Der Packenträger, statt daraus zu schließen, daß Makandal die Frucht vergiftet habe, zitterte vor der Macht seines Fetisch, und vollzog den Befehl des vorgeblichen Propheten, ohne daß ers wagte irgend jemanden ein Wort davon zu sagen. Das Opfer verschied; und in weiter Entfernung von der tragischen Scene war Makandals Vorherwissen ein Gegenstand der Bewunderung.

Seine Freunde fanden an ihm immer einen furchtbaren Rächer; und seine Nebenbuhler, seine treulosen Geliebten, und die besonders, welche seine Bewerbungen abwiesen, entgingen nie seiner Grausamkeit. Aber die Liebe, die ihn immer so ausserordentlich günstig gewesen war; die Liebe, der zu Gefallen er unzählige Verbrechen begangen hatte, die Liebe riß ihn endlich ins Verderben hin.

Makandal hatte zwei Mitschuldige oder Statthalter, die seinem Willen blindlings gehorchten. Der eine hieß Teyssele, der andere Mayombo; und es ist wahrscheinlich, daß sie allein zum Theil um das Geheimniß der Mittel wußten, deren er sich zur Befestigung seiner Herrschaft bediente. Den Tag über hielt er sich mit diesen beiden Anführern, und

einer ansehnlichen Menge anderer verlaufenen Neger, auf die fast unzugänglichen Höhen der Gebirge auf, wo sie ihre Weiber und Kinder, und wohl angebaute Plantagen hatten. Haufen bewaffneter Räuber stiegen zuweilen, auf Makandals Befehl, von den Gebirgen herab, um Schrecken und Verwüstungen durch die Wohnörter der benachbarten Ebenen zu verbreiten, oder um diejenigen auszurotten, welche dem Propheten ungehorsam gewesen waren. Ausserdem schien er noch mit vielen jungen Negern in Verbindung zu stehen, welche ihm von allem, was in den Pflanzungen wo sie Sklaven waren vorging, Nachricht gaben. Unter diesen war einer, Namens Zami, ein Jüngling von 18 Jahren, der sich eben so sehr durch ausserordentliche Schönheit, als durch Muth und Verstand auszeichnete.

Eines Sonntags ging Zami zu einer Tanzgesellschaft, einige Stunden von dem Hause seines Herrn. Die ganze Versammlung umringte, mit Entzückungen von Bewunderung und Vergnügen, ein Negermädchen Namens Samba, welches mit bezaubernder Grazie tanzte, und mit einer zärtlichen und wollüstigen Miene die blödeste Sittsamkeit verband. Ihr Wuchs war zierlich, frei und dem biegsamen Rohre gleich, welches vom Winde hin und her geweht wird. Unaussprechlicher Glanz strahlte aus ihren Augen. Ihre Zähne beschämten die Wel-

ße des Schnees, und ihre Farbe, so schwarz wie Ebenholz, machte den Zauber ihrer Reize vollkommen. Zami sah diese ungewöhnliche Schönheit, und entbrannte von den zarten Gefühlen der Liebe. Samba heftete in demselben Augenblicke ihre schönen Augen von ungefehr auf Zami, und ward von dem nämlichen Pfeil verwundet, welcher des jungen Negers Herz durbohrt hatte. Nachdem der Tanz vorüber war, entspann sich eine Unterhaltung zwischen den beiden Liebenden; sie gestanden sich ihre gegenseitige Leidenschaft; und diesen Tag kamen sie nicht von einander. Als sie sich endlich trennen mußten, versprachen sie sich, einander so oft als möglich zu sehen. Den Tag über waren sie beide mit Arbeiten schäftigt; sobald aber die Sonne unter den Horizont herab sank, eilten sie zu einem verabredeten geheimen Orte. Hier, in einem duftenden Pomeranzenwäldchen, wiederholten sie sich die glühenden Versicherungen gegenseitiger Liebe, und trösteten einander durch die zärtlichsten Liebkosungen über den Zwang ihrer Lage, welcher sie nöthigte, sobald die Morgensonne den Himmel vergoldete, sich zu trennen.

Etwa sechs Monate hatte ihre Glückseligkeit gedauert, als Samba bemerkte, daß sie Mutter werden würde. Sie theilte diese Entdeckung ihrem Zami mit, dessen Entzücken darüber unaussprechlich war. Noch ganz trunken von Freude, trat er, nachdem er

seine geliebte Samba bei Tagesanbruch verlassen hatte, in seine Hütte, als er Makandal'n fand, der ihn erwartete. Makandal, der von seiner Liebe und seinem Glücke nichts wußte, redete ihn also an: „Zami, du kennst die fürchterliche Macht meines Fetisch. Freue dich also, daß du Gnade vor seinen Augen fandest, und mache dich seines Zutrauens werth. Geh, und suche die Samba auf, die Negerin, welche bisher die Bewerbungen aller ihrer Liebhaber verworfen, und sogar meinen Stolz schon über ein Jahr her, durch ihre hartnäckige Weigerung, gereizt hat. Fodere das Gastrecht von ihr, und wenn sie im Begriff ist zu essen, so wirf unbemerkt dieß Pulver in ihre Schüssel, es wird ihr Tod seyn." Zugleich gab er ihm ein Stück eines Banana-Blattes, worin das tödtliche Pulver eingewickelt war.

Diese Worte waren ein Donnerschlag für Zami: er warf sich zu Makandal's Füßen, brach in Thränen aus, und sagte: „O Makandal, kannst du von mir fordern, daß ich die vollkommenste Schönheit, die reinste Seele, welche je unserm Vaterlande Ehre machte, deiner Rache aufopfere? Wisse denn, ich bete Samba an; sie liebt auch mich aufs zärtlichste! und bald wird sie den unglücklichen Zami zum Vater machen."

Indem er so sprach, umarmte er die Knie des

barbariſchen Makandal, der, voller Wuth einen begünſtigten Nebenbuhler zu ſehen, ſeinen Dolch zog, und ihn ohne Zweifel auf der Stelle niedergeſtoßen haben würde, hätten nicht jetzt eben die Stimmen der Weißen, welche die Sklaven zur Arbeit riefen, ſich hören laſſen. Makandal hatte kaum Zeit zu entwiſchen; und unbedachtſamer weiſe ließ er das giftige Pulver in Zamis Händen zurück. Der letztere war anfangs Willens, dem weißen Aufſeher alles zu entdecken; aber er fürchtete noch den Makandal, er fürchtete beſonders ſeinen Fetiſch und ſchwieg. Der Tag ſchien ihm unerträglich lang. Unausſprechliche Angſt quälte ſeine Seele; und endlich als die Stunde der Ruhe gekommen war, flog er voll Ungeduld zu dem gewöhnlichen Orte ihrer Zuſammenkunft. Samba war noch nicht da. Mit ängſtlicher Ungeduld wartete ihr Liebhaber. Hoffnung und Furcht wechſelten in ſeiner Seele, und alle Augenblicke glaubte er ſie kommen zu hören. Das kleinſte Geräuſch, das geringſte Zittern der Blätter vermehrte die Täuſchung. Da aber die Stunde der Zuſammenkunft endlich vorüber war, füllten die ſchrecklichſten Beſorgniſſe ſeine Seele ganz; und er gab endlich alle Hoffnung, auf, ſie zu ſehen, als die Mitternacht kam. Nun ſprang er plötzlich hervor, und lief nach Sambas Wohnung, ungeduldig zu erfahren, was ſich zugetragen haben möge.

Man denke sich die Bestürzung, den Schmerz, die Verzweiflung des unglücklichen Zami, als er, indem er sich der Hütte seiner geliebten Samba näherte, das Wehklagen verschiedener Neger-Weiber hörte. Er geht hinein, sieht sie auf ihrer Matte ausgestreckt, fliegt zu ihr. Samba richtet ihre sterbenden Augen auf ihn: sie ergreift seine Hand, spricht noch einmal den geliebten Namen Zami aus, und stirbt. Der unglückliche Zami selbst sank leblos neben ihr hin. Man trug ihn aus der Hütte; und erst am folgenden Tage erfuhr er, daß eine Packenträgerin in die Hütte gekommen war, und mit Samba gegessen hatte. Nun entdeckte er alles, was er von Makandal's Vorhaben wußte, und lieferte das Pulver ab, welches ein Chemiker zu Kap François untersuchte, und für ein heftiges Gift erklärte.

Nun errieth man die Ursache einer großen Menge plötzlicher Todesfälle. Die Gefahr, welche der ganzen Kolonie drohte, erregte allgemeine Bestürzung. Die Marechausseen wurden in alle Gegenden des Landes ausgeschickt, um den Makandal aufzuheben. Aber schon gaben sie alle Hoffnung, seiner habhaft zu werden, auf, als Zami es übernahm, sich seiner zu bemächtigen. Er bewaffnete sich mit einer kleinen Keule von indianischem Birnbaumholz, und lauerte an einem der

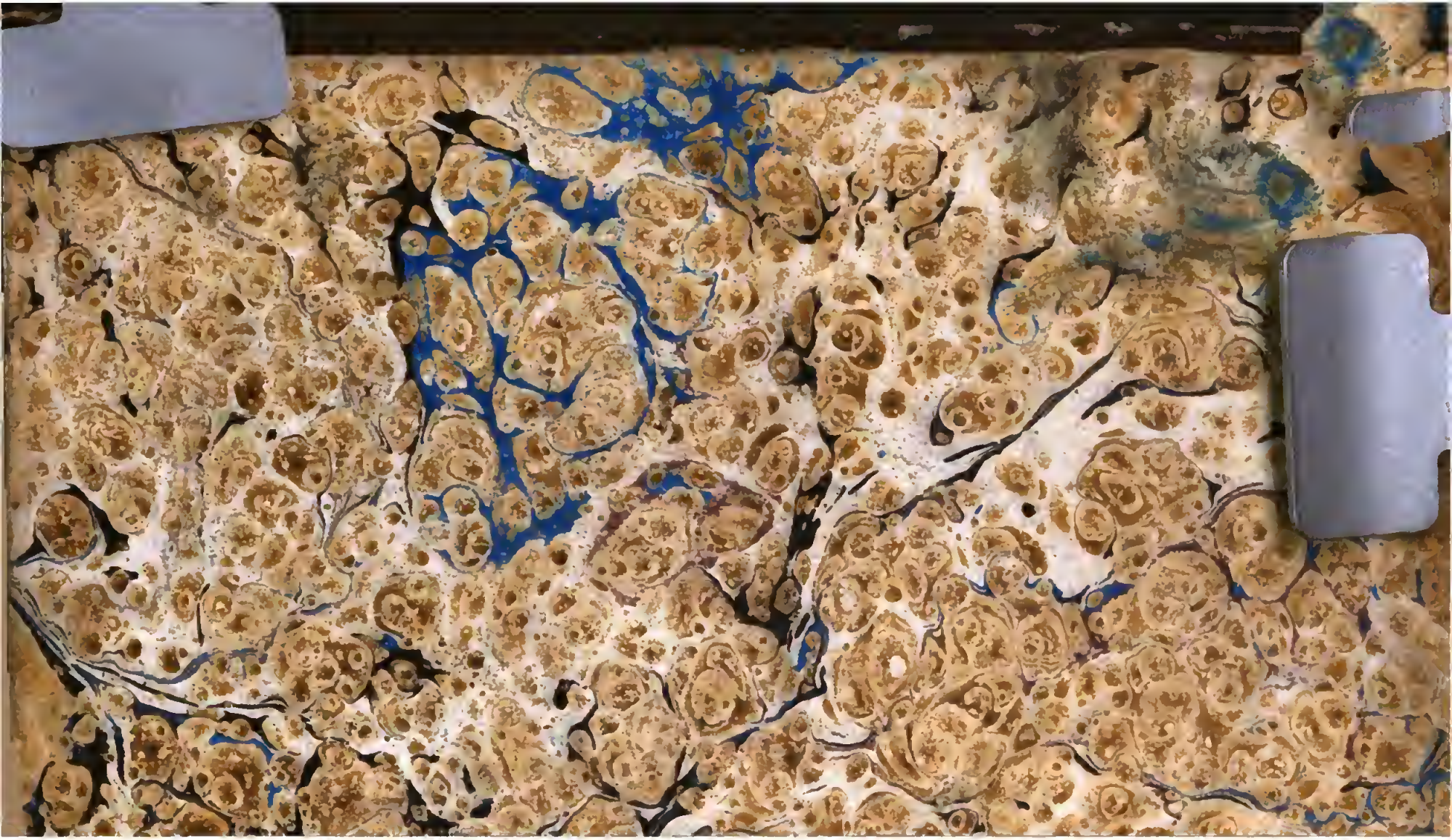
engen Pässe des Gebirges, welches Makandal bewohnte, ihm auf. Hier erwartete er ihn ganz geduldig fünf Tage lang. Am sechsten Tage endlich, vor Sonnenaufgang, hörte er ihn, nebst zwei andern entlaufenen Negern, kommen. Zami stürzte aus seinem Hinterhalte hervor, und fiel sie so unvermuthet an, daß er Makandal's beide Kameraden tödete, ehe sie sich wehren konnten. Makandal zog seinen Dolch, aber Zami schlug ihm denselben mit einem Streich seiner Keule aus der Hand, und streckte zugleich ihm selbst zu Boden. Darauf band er ihn mit seinem langen Gürtel die Arme auf den Rücken, und brachte ihn so nach Kap François.

Von Makandal's Mitschuldigen wurden auch Teyssele und Mayombo gefangen genommen, die, als man sie auf die Folter spannte, das Geheimniß mit dem Gift bekannten. Makandal selbst aber gestand nichts. Selbst in den Flammen behielt er seine Verwegenheit und seinen Fanatismus bei; so daß auch der Haufen der unwissenden Neger sich einbildete, sein Fetisch würde ihn retten; und wirklich schien, auf einen Augenblick, ein seltsamer Umstand diese Meinung zu begünstigen. Makandal war vermittelst eines Halseisens an den Pfahl befestiget. Als nun der Holzstoß angezündet wurde, wandte er solche Ge-

walt an, sich loßzumachen, daß er den Pfahl aus-riß, und zehn bis zwölf Schritte weit damit unter den umstehenden Haufen lief. Alle Neger riefen nun schon: „Ein Wunder! ein Wunder!“ — Ein Soldat aber überzeugte sie, durch einen Säbelhieb, daß er mächtiger sey, als der Fetisch; und der unmenschliche Makandal ward in die Flamme geworfen.

Was den Zami betrift, so hatte er nicht sobald seine geliebte Samba gerächt, als er, in der Hoffnung, bald wieder zu ihr zu kommen, ohne welche das Leben ihm zur unerträglichen Last geworden war, sich selbst entleibte.

500 -
Okl. 85

V3
4 XIII

Digitized by Google